

## Steinbruch des Schweigens



## Kapitel 1

Erik fuhr zu seiner Dienststelle und wäre gerne wieder zurück in den Urlaub gegangen, der der spannendste Trip seines Lebens gewesen war. Er war mit seinem besten Kumpel nach Marokko geflogen, wo sie alle Facetten des abwechslungsreichen Landes erlebt hatten – von den trockenen und heißen Wüstengebieten über die mittelmeeerklimatischen Küsten hin zu den magischen Städten mit ihren für Zentraleuropäer ungewohnten Düften und Eindrücken. Doch die Erinnerungen an diesen zauberhaft wirkenden Urlaub musste Erik aus seinem Kopf schieben, als er seinen Wagen in das Parkhaus der Polizei Mühlstadt lenkte, seinen Ausweis vor das Lesegerät hielt und mit einem Seufzer durch die offene Schranke fuhr – die Realität hatte ihn wieder eingefangen.

Obwohl es in diesem Parkhaus keine fest zugewiesenen Parkplätze gab – außer für die Polizeipräsidentin der Stadt –, fuhr er auf das zweite Parkdeck, wo er gewohnt war, auf einem speziellen Parkplatz in der Kurve zu parken, der eigentlich immer frei war, doch an diesem Tag stand ein unbekanntes Auto auf ihm, sodass er sich weiter hinten einen anderen suchen musste.

„Das fängt gut an!“, dachte sich Erik und war augenblicklich zurück in seinem Kriminalkommissarenmodus, der alles Merkwürdige bewusst oder unbewusst aufnahm und abspeicherte – so auch das Kennzeichen und den Typ des Autos, das auf seinem Parkplatz stand. So wie er es sah, waren die meisten seiner bekannten Kolleginnen und Kollegen bereits anwesend, und da er selbst für seine Verhältnisse spät am Tag dran war, schien das nichts Besonderes zu sein. Weil er vor seinem Urlaub seine beiden größeren Fälle abschließen konnte, hatte er einen Tag voller Papierkram und nervtötender Administration vor sich, falls seine Chefin Julia nicht dringend jemanden brauchte, um einen offenen Fall zu übernehmen.

Er trat aus der eigentümlichen Stille des Parkhauses in das Hauptgebäude, und sofort schien es, als wäre die Welt zum Leben erwacht: Überall wuselten Polizistinnen und Polizisten umher, wirkten mit wichtigen Dingen beschäftigt, und Erik ahnte, dass der normale Rhythmus wieder zurück in sein Leben war.

Er ging seinen Weg durch den angrenzenden Flur, vorbei an den einzelnen Direktionen der städtischen Polizei, wobei er wie immer unterschiedliche Aktivitäten erkannte: Es kam ganz darauf an, ob die Teams viele Außeneinsätze hatten oder nicht. Als er den Bereich der Kriminaldirektion erreichte, erkannte er, dass das Großraumbüro, in dem auch sein Schreibtisch stand, im Gegensatz zu manchen Wochen ganz ordentlich besetzt war.

Die Teams hatten ihre eigenen Inseln innerhalb des Großraumbüros: eins, das sich um Betrugsfälle und Bandenkriminalität kümmerte, ein anderes, das Brand- und sonstigen Unfällen nachging, ein weiteres für Jugendkriminalität, Sexualdelikte und Körperverletzung sowie sein Team der klassischen Kriminalistik rund um Todesermittlung und Waffendelikte.

Erik nickte hier und da einer Kollegin oder einem Kollegen zu, ließ seinen Blick beiläufig über die Bildschirme und Schreibtische schweifen, wo sich Aktenberge und Flutwellen an Mails aufgetürmt hatten – nichts, was ihn lockte, aber auch nichts, was ihn überraschte.

Er hängte seine Jacke an seinen Stuhl, legte seine alte, leicht zerfledderte Lederumhängetasche auf den Boden und ließ sich mit einem schweren Seufzer auf seinen Drehstuhl sinken, der ihm seinerseits mit einem seufzenden Quietschen die Rückkehr bestätigte.

Während der Computer hochfuhr, lehnte sich Erik zurück, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und ließ für einen Moment seine Gedanken treiben, zurück zu den Stunden unter dem schier endlosen Himmel der Wüste, dem bitteren Nachgeschmack eines zu starken Kaffees am Straßenrand, den schrillen Farben der Märkte, die in ihrer chaotischen Schönheit ein Versprechen in sich trugen, das Mühlstadt niemals würde einlösen können.

„Willkommen zurück, Urlauber“, sagte eine allzu bekannte Stimme hinter ihm. Erik drehte sich um und sah Julia Andreas, seine Chefin, die in einem weiten, sandfarbenen Leinenblazer erstaunlich entspannt wirkte.

„Danke“, sagte Erik und zwang sich zu einem Lächeln.

„Schon bereit für neuen Stress?“, fragte sie, die Hände locker in den Hosentaschen vergraben.

„So bereit, wie man nach zwei Wochen Hammam, Couscous und Kameltouren eben sein kann.“

Julia grinste etwas zu freundlich. „Gut. Ich hätte da nämlich was, was nicht warten kann.“

Erik spürte, wie sich seine Urlaubserinnerungen endgültig in Nebel auflösten.

„Natürlich. Was haben wir?“

Julia winkte ihm, ihr zu folgen, und indem er noch schnell nach seinem Notizbuch griff, das er stets bei einem Fall dabei hatte, gingen sie gemeinsam ein paar Schritte zu ihrem kleinen Büro, das eigentlich nur eine größere Abstellkammer mit Fenster war.

Sie ließ die Tür hinter ihm zufallen und reichte ihm eine dünne Fallakte.

„Frischer Fall“, sagte sie. „Fund einer Leiche in einem stillgelegten Steinbruch irgendwo bei Holzweiler. Die Kollegen dort haben die Kripo angefordert.“

Erik nahm die Fallakte entgegen und blätterte sie langsam durch. Sein Blick blieb kurz an einem mittelmäßigen Foto der Fundstelle hängen, das auf dunklem, porösem Gestein eine schemenhafte Gestalt zeigte, reglos und entstellt von der Wucht des Aufpralls.

„Mann, Anfang Mitte zwanzig, äußerlich keine eindeutigen Spuren von Fremdeinwirkung. Absturz möglich, aber die Kollegen sind sich unsicher. Sie wollen eine professionelle Einschätzung.“

„Unfall, Selbstmord oder Mord“, murmelte Erik.

Julia nickte. „Alles offen. Ich will, dass du dir das anschaust. Und zwar persönlich.“

Erik nahm die Fallakte und klappte sie zu.

„Geht klar! Da fahre ich hin. Wer ist der Ansprechpartner vor Ort?“

„Ein gewisser Oliver Luric, Leiter der kleinen Dienststelle vor Ort. Scheint überfordert zu sein, wenn du mich fragst.“

„Gut“, sagte er. „Ich melde mich, sobald ich was Handfestes habe.“

„Und, Erik?“

„Ja?“

„Versuch's dieses Mal, den Fall zu lösen, ohne große Wellen zu schlagen.“

„Das bekomme ich hin! Ich bin der Inbegriff von ländlicher Diskretion.“

„Genau deswegen schicke ich dich und niemand anderen!“, sagte sie mit einem Gesichtsausdruck, den Erik nicht so recht zu deuten wusste.

Er verließ Julias Büro und ging zurück zu seinem Arbeitsplatz. Seine Schritte liefen automatisch und zielstrebig, doch innerlich begann, sich ein leises Unbehagen breit zu machen, das er noch nicht richtig greifen konnte – vielleicht war es nur der abrupte Abschied vom zweiwöchigen Urlaub, vielleicht war es aber auch etwas anderes.

Zurück an seinem Platz sortierte er seine Gedanken und suchte im Internet nach der Wegstrecke. Der Steinbruch lag knapp anderthalb Autostunden entfernt.

Er tippte ein paar schnelle Mails, klärte, wer seine offenen, aber nicht drängenden Akten im Blick behielt, falls unerwartet etwas reinkommen sollte, und stand dann wieder auf.

Sein Kollege Karol Chmiel winkte ihm im Vorübergehen zu.

„Kaum zurück und schon wieder auf Achse?“

„Tote Leute warten nicht gerne“, antwortete Erik knapp und griff nach seiner Jacke.

Noch bevor er das Gebäude verließ, ging er kurz bei der Asservatenstelle vorbei, um technische Standardausrüstung mitzunehmen. Technik war hilfreich, keine Frage, doch Erik vertraute am Ende lieber auf das gesprochene Wort, auf eine erhobene Augenbraue oder auf einen unsicheren Blick, der sich nicht wegwischen ließ wie eine fehlerhafte Tonspur oder ein verpixeltes Überwachungsvideo; Menschen offenbarten ihre Wahrheiten oft auf Wegen, die keine App dieser Welt erfassen konnte.

Als er sein Auto startete und sich durch den Stadtverkehr Richtung seines Zuhauses lenkte, vorbei an dem wuseligen Treiben der Stadt, in der scheinbar jeder wichtige Dinge zu tun hatte, wuchs mit jedem Meter das Gefühl, dass die Welt mit diesem Fall wieder kleiner werden würde, dumpfer und entzauberter – so weit entfernt von den Nächten unter dem offenen Himmel der Sahara, wo die Sterne so klar und gnadenlos schienen, als könnten sie die menschlichen Schwächen in ihren Schatten ersticken.

Er fuhr zunächst nach Hause, um eine kleine Tasche mit Klamotten für ein paar Tage zu packen, versorgte seine wenigen Pflanzen und schaltete alles auf einbruchssicher, ehe er am frühen Nachmittag endlich in Richtung der Dienststelle in Holzweiler losfuhr.

Die Ausläufer der Stadt glitten an ihm vorbei – sie verlor langsam ihre Konturen, und als er schließlich die Autobahnauffahrt nahm, atmete Erik einmal tief durch, schob die Bilder von Marokko ein letztes Mal in eine Ecke seines Bewusstseins und konzentrierte sich auf das, was vor ihm lag – eine fremde Gemeinde, ein toter, junger Mann und das unbestimmte Gefühl, dass ihn dort draußen weniger die Rätsel des Falls, sondern vielmehr die eigentümlichen Gesetze einer Welt erwarteten, die mit seinem Verständnis von Vernunft und Wahrheit nicht immer übereinstimmen würden.

## Kapitel 2

Die Stadt verschwand hinter ihm wie eine Erinnerung, die sich in Dunst auflöste; graue Betonplatten, verwaiste Bushaltestellen und trostlose Supermarktketten wichen langsam seinem beruflich harten Blick, und für einen Moment stieg in Erik das Bild eines alten Falls auf, der ihn noch lange verfolgt hatte – ein Junge, damals keine zehn Jahre alt und gefunden in einem leerstehenden Betonklotz am Rande eines ähnlichen Industriegebietes, zugerichtet auf eine Weise, die Erik selbst jetzt noch den Magen zusammenzog, wenn die Erinnerung unvermittelt durch eine Ritze in seinem Bewusstsein kroch, wie ein kalter Luftzug unter einer Tür, die man längst abgedichtet glaubte.

Damals hatte er Wochen gebraucht, um wieder ruhig schlafen zu können; manchmal, in besonders stillen Nächten, glaubte er noch immer, das schmale, ausgezehnte Gesicht des Jungen vor sich zu sehen, die stummen Vorwürfe in den weit aufgerissenen Augen, die Erik mehr zusetzten als alle Anschuldigungen, die je von lebendigen Lippen an ihn herangetragen worden waren – es war nicht der Tod selbst gewesen, der ihn gezeichnet hatte, sondern die Art, wie die Welt achtlos über solches Grauen hinwegzugehen schien, als wäre es nur eine weitere Nachrichtenspalte in einer ohnehin schon übervollen Zeitung, die ansonsten nur Oberflächliches preisgab.

Mit einem knappen Kopfschütteln schob Erik die Erinnerung an den alten Fall beiseite, zwang sich, den Blick auf die Straße zu richten, auf den Tag, der vor ihm lag, und auf den Fall, der nicht der Vergangenheit angehörte, sondern der Gegenwart – und auf die Hoffnung, dass dieses Mal alles ein wenig klarer und ein wenig fassbarer wäre, auch wenn er längst wusste, dass sich solche Hoffnungen selten erfüllten.

Er fuhr die gut ausgebaute Bundesstraße entlang, vorbei an Tankstellen, deren Ausleger wie Relikte einer anderen Zeit in der kühlen Naturumgebung schwankten, durch Kreisverkehre, die ohne ersichtlichen Grund in der Weite des Landes angelegt worden waren – hier, außerhalb der Stadtgrenzen, war alles ein wenig langsamer, ein wenig träger und gleichgültiger gegenüber dem Strom der Zeit, der andernorts hektisch an den Menschen zerrte.

Je weiter er sich von der Stadt entfernte, desto enger wurden die Straßen; sie schlängelten sich wie Flüsse durch die wuchernde Landschaft, folgten dem Auf und Ab der sanften Berge, schnitten durch kleine Senken und brachten Erik immer wieder durch Siedlungen, die kaum mehr als eine Handvoll Häuser aller Altersklassen um eine in die Jahre gekommene Bushaltestelle waren, Orte, die in den sonntäglichen Kirchenbänken und den nachmittäglichen Rasentraktoren ihre stille Ordnung fanden – Ordnung, die wenig Verständnis für Fremde hatte und noch weniger Geduld für Fragen, die zu tief gruben.

Hier und da musste Erik das Tempo drosseln, wenn sich ein Traktor wie eine beharrliche Schildkröte über die Fahrbahn schob, seine riesigen, schlammverkrusteten Reifen unbeirrbar die Straße für sich beanspruchend; gelegentlich bog er ab, folgte schmalen Straßen, die kaum breit genug für zwei Autos waren, und während sich sein Wagen durch die engen Kurven schob, sah er Obstbäume, deren knorrige Äste sich schwer unter dem Gewicht des Frühherbstes bogen, sah kleine Flussläufe, die in breiten Schleifen durch die Wiesen mäanderten, sah ein Reh, das aufbrach und im Dickicht verschwand, sobald er sich mit seinem Stadtwagen näherte.

Während er weiter durch die verstreuten Ortschaften fuhr, sah Erik, wie sich das Leben in kleinen, stummen Ritualen abspielte, die überall gleich und doch auf eigentümliche Weise ortsgebunden wirkten; ein älterer Mann wusch verbotenerweise seinen klapprigen Kombi mitten auf der Garageneinfahrt, das schaumige Wasser rann schmutzig über den Beton in die schmalen Rinnsteine, während ein Junge daneben eine Gießkanne mit neuem Schaumwasser füllte und so tat, als wäre dies das Normalste der Welt – auf der gegenüberliegenden Straßenseite knatterte ein alter Benzinrasenmäher über einen bereits akribisch gestutzten Rasen, dessen gleichmäßige Halme fast unwirklich im Kontrast zu den aufgerissenen Feldern drumherum wirkten, und an den Grundstücksgrenzen reihten sich Steingärten aneinander, grau und ordentlich wie eine Verteidigungslinie gegen das wilde, chaotische Wachstum der Natur, als hätte sich hier eine eigene Ästhetik des Widerstands gegen das Unkontrollierbare entwickelt.

Holzweiler breitete sich plötzlich vor ihm wie eine alte, leicht vergilbte Postkarte aus, auf der die Farben ein wenig verblasst waren, ohne dass sie ganz ihren Charme verloren hätten; die ersten Häuser, an denen er vorbeifuhr, trugen die Spuren vieler Jahrzehnte: gelebte Leben in rissigen Fassaden, moosbewachsenen Dachschindeln und Fensterrahmen, die einmal hell gestrichen gewesen waren, nun aber in der blassen Sonne wie müde Augenlider wirkten.

Er folgte der Hauptstraße, die sich wie ein zähflüssiger Fluss durch das Herz der kleinen Stadt zog; vorbei an einem Industriegebiet, das deutlich bessere Zeiten gesehen hatte – Lagerhallen mit rostigen Wellblechdächern, eingerissenen Werbebannern und Lastwagen, die auf ausgewaschenem Asphalt parkten, als hätten sie vergessen, wohin sie eigentlich fahren wollten, und als wären auch sie Teil dieser langsamen, unaufhaltsamen Erstarrung, die den Ort in ihrem zähen Griff hielt.

Der Bahnhof, auf den ein verschnörkeltes schmiedeeisernes Schild noch stolz hinwies, war längst außer Betrieb; die Schienen, die sich dahinter im Gras verloren, schienen mehr für das Wuchern von Brombeerranken als für das Kommen und Gehen von Zügen gemacht, und das alte Bahnhofsgebäude stand da wie ein Veteran, der seinen Sinn verloren hatte, aber dennoch trotzig Wache hielt.

Je näher Erik dem Zentrum kam, desto mehr mischten sich diese stummen Zeichen des schleichenden Niedergangs mit Spuren von Leben: kleine Läden, deren Schaufenster Sonderangebote ausboten, ein Friseursalon, in dessen Fenster künstliche Köpfe mit übertriebenen Frisuren eine neue Identität anpriesen, ein Bäcker, dessen Auslage spärlich, aber immerhin frisch wirkte – Zeichen, dass hier noch Menschen lebten, arbeiteten und versuchten, gegen das langsame Vergessen anzukämpfen.

Er fuhr über den Marktplatz, einen überraschend weiten, offenen Raum, gesäumt von niedrigen Häusern mit schmalen Giebeln und einer kleinen Kirche, deren Turm sich bescheiden in den blassen Himmel reckte; hier herrschte trotz allem eine gewisse Betriebsamkeit: ältere Menschen, die ihre Einkäufe erledigten, ein paar Kinder, die sich auf abgetretenem Kopfsteinpflaster um einen Fußball stritten, und Stimmen, die sich mischten, als wollten sie gemeinsam die drohende Stille vertreiben.

Die Suche nach der Dienststelle gestaltete sich schwieriger, als Erik erwartet hatte; die wenigen Wegweiser, die es gab, führten ihn zunächst in Sackgassen, vorbei an alten Wohnhäusern, deren Gärten von wucherndem Efeu und verbeulten Kinderschaukeln überwuchert waren, und erst als er nach einem weiteren erfolglosen Versuch eine schmale Seitenstraße entdeckte – kaum mehr als ein besserer Fußweg, eingefasst von krummen Hecken und schiefen Holzzäunen –, fand er die unscheinbare Einfahrt, die zu einem kleinen, versteckten Hof hinter den Häusern führte.

Das Gebäude selbst duckte sich förmlich in die Lücke zwischen zwei ähnlichfarbigen Reihenhäusern, als wolle es selbst nicht auffallen – die Fenster schmal und vergilbt, die Außenwände von moosigen Schatten überzogen und der Putz an mehreren Stellen abgesprungen wie eine Haut, die sich von selbst aufzugeben begann; doch als Erik auf den Hinterhof fuhr, dessen Begrenzung nur durch zwei massiv montierte Begrenzungspfosten angedeutet wurde, stutzte er – vor dem abgewirtschafteten Gebäude standen zwei fabrikneue Streifenwagen, lackglänzend, mit dem neuesten Lichtbalken versehen, und ein dritter dienstlicher Wagen, vermutlich ein unscheinbarer Zivilstreifenwagen in diskretem Anthrazit, der ebenfalls keinen Wunsch nach Modernität offenließ. Dazu sah er drei private Autos, wahrscheinlich von den Polizisten – zwei graue und ein blaues, jedoch keines, das ihm aufgrund seines Modells oder der Aufmachung besonders ins Auge stach.

Erik stellte seinen Wagen etwas abseits an einer Mauer ab, suchte vergeblich nach einer ordentlichen Parkmarkierung und schüttelte innerlich den Kopf über den eigenartigen Kontrast zwischen der bröckelnden Fassade und der modernen Autotechnik; nichts davon passte zusammen, und in seinem Hinterkopf begann sich jenes leise Knistern zu regen, das ihn immer dann warnte, wenn die Oberfläche zu glatt war, um glaubhaft zu sein.

Als er gerade seine Tasche vom Rücksitz geholt hatte und im Begriff war, die letzten Details des Gebäudes und der neuen Umgebung in sich aufzunehmen, wurde die Eingangstür vor seiner Nase schwungvoll aufgerissen, sodass sie ihm mit solcher Wucht entgegenkam, dass er nur knapp zurückweichen konnte, um nicht frontal getroffen zu werden – und ein junger, nervös wirkender Polizist, der in seiner Übereifrigkeit beinahe über die Türeinfassung stolperte, trat hastig ins Freie: „Gut, dass Sie da sind!“

### Kapitel 3

„Sie müssen Kommissar Eisle sein!“, rief der junge Polizist mit einer Mischung aus Übereifer und Nervosität in der Stimme, während er sich mühsam daran erinnerte, die Tür nicht wieder

loszulassen, sondern sie für Erik offen zu halten – ein Reflex, der offenbar genauso neu für ihn war wie der Rest seines Auftretens.

Erik wich einen halben Schritt zurück, prüfte kurz mit einem knappen Blick, ob noch eine zweite Überraschung folgte, und trat dann langsam über die Schwelle hinein in das Gebäude.

„Das ist richtig“, antwortete er ruhig und ließ seinen Blick kurz an dem Namensschild des jungen Mannes hängen, das leicht schief an der Uniformjacke befestigt war.

„Oliver Luric, Herr Kommissar“, platzte es aus dem jungen Beamten heraus, während er beinahe strammstand und gleichzeitig versuchte, höflich zu wirken – ein Bemühen, das weder ihm noch der Gesamtsituation wirklich guttat.

„Luric also! Erik Eisle von der Kripo Mühlstadt“, sagte Erik neutral und ließ sich einen Moment Zeit, die Umgebung auf sich wirken zu lassen, ehe er dem Angebot folgte, dem anderen durch den schmalen Flur zu folgen.

„Darf ich Ihnen etwas anbieten? Einen Kaffee? Wasser? Wir haben auch Cola light, wenn Sie möchten“, stieß Oliver hervor, während er mit schnellen, leicht hektischen Schritten voranging, immer wieder den Kopf drehend, um Eriks Antwort nicht zu verpassen.

„Kaffee reicht! Schwarz bitte!“, sagte Erik knapp, nicht unfreundlich, aber bestimmt, und verkniff sich einen weiteren Kommentar, als er einen ersten Blick auf die Inneneinrichtung der kleinen Dienststelle warf.

Die Flure waren eng und die Decken niedrig, das Licht war überaus hell und fast kalt – und doch war nicht zu übersehen, dass an vielen Stellen neu investiert worden war: moderne Türen aus Glas und Stahl, frisch lackierte Wände in gedecktem Grau, Computerarbeitsplätze, deren blinkende Router und Monitore zuweilen noch Schutzfolien aufwiesen, über den Arbeitsplätzen LED in einer Odenwälder Decke; es war, als hätte jemand eine ruppige Hülle teilweise mit neuer Technik vollgestopft, ohne sich darum zu kümmern, dass die Hülle längst begann, an den Nähten zu reißen.

„Hier entlang, bitte“, sagte Oliver, der sich sichtlich bemühte, einen professionellen Eindruck zu hinterlassen, auch wenn seine Schritte ein wenig zu schnell und seine Bewegungen ein wenig zu fahrig wirkten.

Sie betraten ein kleines Besprechungszimmer, kaum größer als ein durchschnittliches Wohnzimmer, in dem ein kantiger Konferenztisch stand, umgeben von vier Stühlen, deren Bezüge den Geruch von neuem Kunststoff und altem Schweiß gleichermaßen verströmten – ein merkwürdiger Zwischenton, der Erik sofort auffiel, auch wenn er sich nichts anmerken ließ.

Oliver ließ sich auf einen der Stühle fallen, rutschte dann sofort wieder hoch, als Erik sich nicht sofort setzte, und stellte sich verlegen neben den Tisch.

„Also... ja... wir haben heute Morgen gegen sieben Uhr den Anruf bekommen“, begann er hastig, während er eine dünne Akte aus einer Mappe zog und auf den Tisch legte. „Ein Spaziergänger – na ja, eigentlich ein Hundeführer – hat die Leiche entdeckt. Im alten Steinbruch bei Leimsweiler. Er sagt, der Hund hätte irgendwie angeschlagen.“

Erik nickte nur und ließ Oliver reden, beobachtete dabei jede kleine Regung – das Zucken in den Händen, die plötzlichen Atemzüge, das eifrige Herumrutschen mit den Füßen auf dem Boden –, und während der junge Beamte weiter die nüchternen Fakten herunterratterte, schälte sich für Erik bereits das Bild eines Mannes heraus, der unter der glatten Oberfläche der gespielten Routine ein Chaos an Unsicherheiten verbarg, die jederzeit hervorzubrechen drohten.

„Wir haben den Bereich abgesperrt“, fuhr Oliver fort, „die Spurensicherung war auch schon draußen, aber wir wollten auf Nummer sicher gehen und die Kripo hinzuziehen – also Sie, Herr Kommissar!“

„Richtig gehandelt“, sagte Erik betont leise, um ein wenig Ruhe in die Sachschilderung zu bringen, und zog die Akte zu sich herüber, ohne sie zu öffnen; lieber sog er erst die Stimmung auf, die Geräusche, das leise Surren der Computer oder anderer Geräte im Hintergrund, den Geruch nach Reinigungsmitteln und altem Papier, der in solchen Gebäuden immer in den Ritzen hängen blieb wie das Echo längst vergessener Gespräche.

„Wenn Sie möchten, können wir sofort aufbrechen“, sagte Oliver hastig, als für einen Moment Stille einkehrte, und es klang beinahe flehentlich, als wolle er der peinlichen Unsicherheit seiner selbst nur entkommen, indem er sich wieder in Aktion stürzte.

Erik ließ ihn noch einen Herzschlag lang zappeln, dann nickte er.

„Gut. Aber vorher möchte ich noch etwas über Sie und Ihre Dienststelle erfahren.“

Olivers Augen weiteten sich einen Moment, da er kurz befürchtete, Erik hätte einen Zusatzauftrag, ihn zu bewerten, doch dann nickte er eifrig, griff nach einem Block, der auf dem Tisch lag, und begann, die Strukturen vor Ort zu erklären – in jenen hastigen, überladenen Sätzen, die mehr verrieten, als sie vermutlich sollten.

Die Dienststelle, so erfuhr Erik, war formal gesehen eine der kleinsten im Verwaltungsbezirk, zuständig für eine Handvoll Orte und Dörfer, verteilt auf eine Fläche, die größer war, als die Personaldecke je hätte abdecken können; er als Leitung, drei feste Beamte, eine externe Kraft fürs Telefon, eine Teilzeitkraft für den Schreibkram, gelegentliche Aushilfen für die anderen Bürotätigkeiten – die letzten Jahre waren schwer gewesen: Einsparungen, Umstrukturierungen, dazu sinkende Bevölkerungszahlen.

„Wir haben letztes Jahr neue Fahrzeuge bekommen“, sagte Oliver stolz und deutete durch das Fenster auf die glänzenden Autos draußen, „und die Technik – ja, die haben sie auch endlich erneuert. Digitale Aktenführung, modernes Funksystem, Bodycams, alles neu.“

Erik ließ seinen Blick wandern – über die Wände, die alten Heizkörper, die Möbelstücke, die unentschlossen zwischen alt und neu changierten – und dachte daran, wie oft solche oberflächlichen Modernisierungen dazu dienten, eine tieferliegende Erosion zu überdecken, eine Art kosmetische Notoperation an einem Patienten, der längst an innerer Zerbröselung litt.

„Und Sie?“, fragte Erik schließlich. „Wie lange sind Sie schon hier?“

„Seit acht Monaten“, sagte Oliver wie aus der Pistole geschossen. „Vorher Ausbildung in der Stadt. Mühlstadt, aber nicht im Präsidium, sonst hätten wir uns vielleicht mal getroffen. Ich wollte unbedingt raus aufs Land. Hier hat man direkt mehr Verantwortung und mehr Nähe zu den Menschen. Viel mehr!“

Erik hob eine Braue, doch er sagte nichts – er wusste, dass die Wirklichkeit auf dem Land nicht von herzlicher Nähe geprägt war, sondern von einem Netzwerk aus Beziehungen, Misstrauen und kleinen, unausgesprochenen Gesetzen, gegen die selbst erfahrene Beamte manchmal nur schwer anzukommen vermochten, da konnte es für einen neuen Städter schon mal schwierig sein, Fuß zu fassen, sodass die Menschen, die er beschützen wollte, ihm auch vertrauten.

Sie sprachen noch eine Weile, Worte, die sich bei Oliver zwischen Pflicht und Unsicherheit hin und her bewegten, und währenddessen tastete sich Erik langsam vor, spürte die feinen Risse im Lack, das Unausgesprochene, das zwischen Olivers betonten Floskeln wie dünner Rauch aufstieg. Schließlich stand Erik auf, nahm seine Tasche und sah kurz auf die Uhr.

„Gut“, sagte er. „Dann sehen wir uns die Sache vor Ort mal an.“

Oliver nickte so eifrig, dass Erik fast glaubte, er würde gleich salutieren.

„Das Auto steht hinten bereit! Ich fahre Sie gerne dorthin!“, rief der junge Beamte und griff nach seinem Schlüsselbund, dessen metallisches Klirren viel zu laut durch den schmalen Flur hallte.

Erik folgte ihm langsam und hatte seine Gedanken bereits bei dem, was ihn am Steinbruch erwartete – ein toter Mann, ein aufgegebener Ort, eine Wahrheit, die vielleicht schon lange vor dem ersten Anruf feststand.

Draußen auf dem kleinen Parkplatz suchten sie das Zivilfahrzeug; Erik bemerkte, dass die neue Technik nicht darüber hinwegtäuschen konnte, wie marode die Strukturen dahinter geblieben waren – solche Brüche registrierte er automatisch, wie ein Jäger das Knacken eines Astes im Unterholz bemerkt, denn für ihn waren es nicht die Apparate oder Formulare, die die Wahrheit ans Licht brachten, sondern die feinen Risse und unsichtbaren Demarkationslinien, die unbewussten Gesten und ungleichmäßigen Atemzüge – all das, was sich nicht digitalisieren ließ und doch den Ausschlag gab, in welche Richtung er zu ermitteln und zu denken hatte.

Als sie in den Wagen stiegen, fragte Oliver, während er sich nervös anschnallte: „Und... äh... wie lange dauert das jetzt eigentlich mit den Ergebnissen der Spurensicherung?“

Erik lehnte sich zurück und warf einen kurzen Blick aus dem Seitenfenster.

„Kommt drauf an. Arbeitsbelastung, Prioritätensetzung, Glück – manchmal dauert es ein, zwei Tage, manchmal eine Woche. Hier draußen, wo keiner drängt und die Presse nicht auf den Tischen tanzt, weil ein Junge tot aufgefunden wurde, kann sich das schon ziehen.“

Oliver nickte, auch wenn seine Finger noch immer leicht zitterten.

„Was wissen wir bisher über den Fundort?“, fragte Erik schließlich.

Oliver räusperte sich.

„Der Tote lag unten im Hauptkessel. Keine Ausrüstung, keine persönlichen Gegenstände. Der Boden... ist schwierig. Entweder harter Stein, auf dem sich keine Spuren halten, oder weiter oben festgetretener Boden, auf dem so viele Leute unterwegs waren, dass alles überlagert ist. Keine klaren Abdrücke. Keine frischen Erkenntnisse, die wir bisher gefunden haben.“

Erik nickte langsam, notierte sich innerlich, wie sich das Puzzle langsam, wenn auch brüchig, zusammensetzte – es würde ein langsames, zähes Puzzle sein, sagte ihm sein Bauchgefühl, und wenn sich herausstellte, dass es kein Unfall, sondern Mord war, dann könnte es bedeuten, dass er auf eine Portion Glück bei der Aufklärung angewiesen sein würde.

## Kapitel 4

Sie erreichten den Steinbruch gegen kurz nach fünf Uhr abends – die Schatten lagen bereits schwer über der Landschaft und das Licht warf nur noch schwache, goldene Streifen über die welligen Höhenzüge; Erik stieg aus dem Wagen, streckte kurz den Rücken und ließ den Blick langsam über die Szenerie gleiten, die sich vor ihm ausbreitete – eine menschengemachte Wunde in der Erde, roh und scharfkantig, eingeschnitten zwischen dichten Wäldern, deren Silhouetten sich im letzten Tageslicht wie dunkle Wellen auftürmten.

Oliver kam hastig um den Wagen herumgelaufen, den Schlüsselbund nervös in der Hand drehend. „Es wird zu dunkel, Herr Kommissar“, sagte er fast entschuldigend. „Man sieht nicht mehr viel – wir sollten morgen bei Tageslicht wiederkommen.“

Erik nickte nur, während er weiter über den matschigen Parkplatz blickte, auf dem sich Pfützen wie schwarze Spiegel sammelten; der Steinbruch lag still und ohne jegliche Regung vor ihnen, totenstill, und doch schien etwas in der Luft zu vibrieren – ein kaum spürbares Zittern, wie eine aufgeladene Erwartung.

„Morgen früh“, sagte Erik ruhig. „Fundstelle neu aufnehmen, dann das Gelände abgehen. Wir beide!“

Oliver nickte eifrig, sein Atem dampfte bereits in der kühlen Abendluft.

„Ich kann die Kollegen informieren, die da sein sollen – wir sind morgen früh ab sieben einsatzbereit.“

Erik zog die Jacke enger um seinen Körper, ließ den Blick noch einmal in die Tiefe des Steinbruchs sinken, wo sich die Schatten bereits so dicht zusammenzogen, dass Formen und Kanten zu dem Nichts der Nacht verschwammen.

„Gut“, sagte er schließlich. „Dann machen wir für heute Feierabend. Morgen wird noch genug zu tun sein!“

Er sah noch kurz auf die schmale Zufahrt, den schroffen Rand des Geländes, und dann wandte er sich ab, während Oliver schon wieder an seinem Schlüsselbund nestelte, bereit, die Rückfahrt anzutreten.

Erik aber ließ sich Zeit; noch vor zwei Jahren hätte er sich eine Zigarette angezündet, doch seitdem er aufgehört hatte, suchte er nach Ablenkung um ihn herum, lehnte sich gegen den staubigen Kotflügel seines Wagens und sog die frische Luft in seine Lungen, während die Kälte der aufziehenden Nacht ihm leise in den Nacken kroch.

Die Dämmerung hatte das letzte Licht beinahe verschluckt, und in der Stille hörte er nur das entfernte Rascheln der Blätter sowie das Knacken eines Astes irgendwo tief im Wald.

Er bemerkte die Schritte erst spät – leise, zögerlich – und als er sich umdrehte, sah er eine junge Frau auf sich zukommen, in Uniform, aber ohne die angespannte Künstlichkeit, die er von Oliver kannte; ihr Gang war ruhig, kontrolliert, als wüsste sie genau, wie sie wirken wollte, und doch verriet die Art, wie sie die Hände tief in die Taschen geschoben hielt, eine gewisse Unsicherheit.

„N’Abend“, sagte sie, als sie auf seiner Höhe war, die Stimme fest, aber nicht unfreundlich.

„N’Abend“, erwiderte Erik und zog eine Augenbraue leicht hoch.

„Ännie Berger“, stellte sie sich vor, ohne die Hand zu reichen. „Stellvertretende Leitung hier... na ja, faktisch mehr, als es offiziell ist.“

Erik nickte nur, bot aber keine dahingeworfenen Floskeln an; die Kälte und die Situation vertrugen keine unnötigen Worte.

Sie zog eine Schachtel Zigaretten aus der Jackentasche, bot Erik wortlos eine an, die er mit einer knappen Kopfbewegung ablehnte, und zündete sich selbst eine an – ein kurzes, kleines Glühen in der wachsenden Dunkelheit.

„Viel zu sehen gibt’s ja nicht mehr heute“, sagte sie schließlich und blies den Rauch zur Seite weg.

„Morgen früh geht’s weiter – hat wohl keinen Einfluss auf das Ermittlungsergebnis“, erwiderte Erik ruhig.

Eine Pause entstand, nicht unangenehm, sondern fast wie eine erste, vorsichtige Prüfung.

Ännie trat einen Schritt näher, sah ihn von der Seite an.

„Wenn ich Ihnen was raten darf, Herr Kommissar!“, begann sie leise. „Achten Sie darauf, wer hier mit wem wie verbandelt ist. Jeder kennt jeden und jeder hat seine eigenen kleinen Allianzen.“

Erik blies langsam die Luft aus seinen Lungen und ließ die Worte einen Moment zwischen ihnen wabern.

„So schlimm?“, fragte er, mehr eine Feststellung als eine echte Frage.

Ännie zuckte mit den Schultern, ohne ihn anzusehen.

„Kommt drauf an, was man schlimm nennt“, sagte sie. „Hier draußen zählt die Familie noch. Blut und Boden, wenn Sie so wollen. Und manchmal...“ – sie ließ den Satz bewusst offen.

Erik betrachtete sie kurz im Profil – das schmale, wache Gesicht, die angespannten Schultern – und fragte dann beiläufig: „Und Sie? Sind Sie auch so tief verwurzelt hier?“

Ännie lächelte schief, ein Lächeln, das mehr mit den Augen als mit dem Mund stattfand.

„Ich bin vor knapp einem Jahr zurückgekommen“, sagte sie knapp. Dann, ohne ihm Zeit zu lassen: „Mein Vater war der Meinung, hier sei es besser für mich als in der Stadt. Mehr Rückhalt aus der Familie und von Freunden. Mehr... Kontrolle wäre wohl das richtige Wort.“

Erik nickte langsam, registrierte die Kürze ihrer Antwort – und wie sie sofort wieder auf das Dorf zurücklenkte: „Sie werden sehen, wenn es ernst wird, dann halten sie zusammen wie Pech und Schwefel. Selbst wenn sie sich gegenseitig hassen.“

Sie warf die Kippe mit einem geübten Fingerschnipp in den nassen Kies.

Erik schob die Hände in die Taschen, ließ nicht locker.

„War das Ihre Entscheidung, zurückzukommen, oder die Ihres Vaters?“

Ännie blinzelte gegen den aufkommenden Wind, als müsse sie überlegen, bevor sie antwortete.

„Manchmal entscheidet man nicht“, sagte sie dann. „Es wird für einen entschieden.“

Und bevor er nachhaken konnte, war sie schon einen halben Schritt weiter, die Haltung wieder streng dienstlich: „Wenn es bei unserem Toten in die Richtung Familie geht... sollten wir genau hinschauen. Gerade hier.“

Erik spürte, wie sich etwas in ihr verschloss, wie eine Tür, die leise, aber unmissverständlich zufiel. Die Dunkelheit war nun fast vollständig über sie hereingebrochen; die ersten Sterne blinzelten schwach durch den dunstigen Himmel, und die feuchte Herbstluft klebte Erik auf der Haut wie eine zweite, unangenehme Schicht.

Er sah Ännie einen Moment schweigend an, das Profil scharf gezeichnet gegen die Silhouette der Wälder – eine Frau, die hierher zurückgekehrt war, nicht aus Sehnsucht, sondern aus einer Art unausgesprochener Pflicht gegenüber einer lokalen Machtfunktion, und die doch in jeder Bewegung verriet, dass sie den Ort, den sie Heimat nennen musste, mit einer Art misstrauischer Distanz betrachtete.

Er wollte noch etwas sagen, eine weitere dieser leisen, persönlichen Fragen stellen, die in dieser aufgeladenen Stille wie kleine Steinchen ins Wasser gefallen wären, doch da kam Oliver schon durch die Dunkelheit gestapft, die Taschenlampe in der Hand, deren Lichtkegel wild über den Boden tanzte.

„Herr Kommissar!“, rief er leicht außer Atem, „wir können doch noch zu den Eltern vom Opfer! Ich habe sie mal eben angerufen! Sie sind zu Hause und wären bereit, auch heute Abend noch mit uns zu sprechen.“

Ännie trat einen Schritt zurück, der Moment zwischen ihr und Erik riss wie ein Faden, der unter Spannung gerissen wurde; sie zog den Reißverschluss ihrer Jacke höher, nickte kaum sichtbar Erik zu und wandte sich dann ab, den Blick bereits wieder auf den Boden gerichtet, auf die nüchterne Wirklichkeit, der keiner von ihnen entkam.

Erik sah sich noch einmal um, ohne etwas Neues zu entdecken, und folgte Oliver wortlos zum Wagen zurück, während Ännie bereits abgefahren war.

In der kühlen, dunklen Luft hing noch für einen Augenblick der Geruch von kaltem Rauch und feuchter Erde – und irgendetwas anderes, kaum fassbar, ein Versprechen oder eine Warnung, die er noch nicht deuten konnte.

## Kapitel 5

Das Haus der Familie Schneider lag ein wenig abseits der Hauptstraße, eingebettet in ein schmales Grundstück, dessen Rasen ordentlich geschnitten, aber nicht übertrieben gepflegt wirkte – ein Bild von stiller Gewöhnlichkeit, das sich in den blümchenhaften Vorhängen und den etwas marode wirkenden Dachziegeln widerspiegelte, die wie wachsamen Soldaten auf ihren Posten ausharrten.

Erik ließ den Blick schweifen, nahm die sauberen Beete und die akkurat gestutzten Hecken wahr, die sauberen, gekehrten Gehwegplatten – alles wirkte auf den ersten Blick unauffällig, aber auch ein wenig zu kontrolliert – ganz so, als wollte jemand krampfhaft die äußere Ordnung wahren, während innen längst ein leises Beben eingesetzt hatte.

Oliver parkte den Wagen vor der Einfahrt und warf Erik einen fragenden Blick zu. „Bereit?“

Erik nickte nur, stieg aus und atmete tief durch – feuchte Herbstluft, die leicht metallisch roch, gemischt mit dem Geruch nach frischer Erde. Es war still, fast unnatürlich still für diese Abendstunde; nur das ferne Heulen eines Hundes zerriss die Dämmerung für einen kurzen Moment. Während Erik lauschte, wurde ihm wieder bewusst, wie anders diese Welt hier draußen war. In Mühlstadt gab es keine solche Stille, dort herrschte immer ein Grundrauschen: das Dröhnen der Straßenbahnen, das Summen von Autos, das entfernte Hupen und Sirren von Alarmanlagen – ein endloser Strom kleiner Geräusche, die verhinderten, dass wirklich eine tiefere Ruhe einkehrte, und selbst in tiefster Nacht war immer etwas zu hören. Hier draußen aber kroch die Stille wie ein unsichtbares Wesen durch die Straßen, tastete nach den Häusern und schien alles zu verschlingen. Gerhard Schneider stand bereits vor der Tür und erwartete die angekündigten Besucher; er war groß gewachsen und hielt die Arme verschränkt, die Stirn in tiefe Falten gezogen. Neben ihm erschien seine Frau Sarina fast zerbrechlich, die Hände nervös ineinander verschränkt und ihren Blick starr auf einen Punkt irgendwo hinter Erik gerichtet.

„Herr Schneider? Frau Schneider? Ich bin Kommissar Eisle, Kripo Mühlstadt. Mein Kollege Luric, den Sie schon kennen, begleitet mich“, sagte Erik mit ruhiger Stimme, während sie nähertraten.

Gerhard nickte knapp, reichte die Hand – fest, ein wenig zu fest. Sarina hingegen zog nur kurz die Mundwinkel nach oben, was eher ein angedeutetes Lächeln war, das wie eine Pflichtübung und nicht wie eine Einladung wirkte.

„Kommen Sie rein“, sagte Gerhard und trat zur Seite. Seine Stimme klang rau, aber kontrolliert, wie die eines Mannes, der wusste, wie man seine Fassung trotz einer gewissen Anspannung bewahrte.

Das Haus wirkte von innen genauso ordentlich wie von außen – vielleicht sogar noch eine Spur penibler. Im Flur standen die Schuhe akkurat nebeneinander, kein Staubkorn war zu sehen, und an der Wand hingen nur zwei gerahmte Bilder: ein Familienfoto aus besseren Tagen und ein etwas zu groß geratenes Aquarell von einem Segelboot, das nicht so recht in die Szenerie passen wollte. Erik nahm die Details auf, ohne offen zu starren, denn seine Sinne arbeiteten automatisch – jedes Bild und jeder Blick war für ihn ein Puzzleteil, das irgendwann in das große Ganze hineinpassen könnte. Im Wohnzimmer wurden sie gebeten, Platz zu nehmen. Gerhard setzte sich in einen der schweren Sessel, während Sarina aufrecht auf der Sofakante saß, die Hände fest in den Schoß gepresst. Oliver holte seinen Notizblock und Stift hervor, während Erik einen Moment schwieg und die Atmosphäre prüfte.

„Zunächst einmal“, begann Erik ruhig, „möchte ich Ihnen mein Beileid aussprechen. Ich weiß, dass das ein schwerer Moment ist. Wir müssen aber – so schwer das auch fällt – offen miteinander über die Hintergründe des Todes ihres Sohnes sprechen. Es ist wichtig, dass wir alle Umstände verstehen, um den Fall zu einem korrekten Abschluss zu bringen.“

Gerhard nickte knapp, den Blick fest auf Erik gerichtet. Sarina sah kurz zu Oliver, dann wieder ins Leere.

„Wir werden in alle Richtungen ermitteln“, fuhr Erik in seiner Einleitung fort. „Auch wenn es vielleicht nicht angenehm zu hören ist: Dazu gehört auch, dass wir einen Mord nicht ausschließen können.“

Ein kurzes Zucken ging durch Sarinas Schultern, doch sie sagte nichts. Gerhard schob den Unterkiefer nach vorn, als wolle er Worte für eine Widerrede sammeln, doch dann nickte er langsam. „Verstehe! Sie machen nur Ihre Arbeit.“

Eriks Blick blieb an Sarina hängen, die immer noch starr geradeaus sah, fast so, als wolle sie das Gespräch gar nicht wahrnehmen und an sich vorbeiziehen lassen. Ein feiner Nerv zuckte an ihrem Hals, doch ansonsten blieb sie regungslos. Erik lehnte sich leicht vor.

„Können Sie uns erzählen, wann Sie Tom das letzte Mal gesehen haben?“

Gerhard räusperte sich. „Gestern. Er war den ganzen Vormittag hier. Er ist nach dem Mittagessen noch eine Weile geblieben. So bis... ich würde sagen... später Nachmittag. Gegen fünf vielleicht.“

Erik nickte. „Und wie war sein Verhalten? Haben Sie irgendetwas Ungewöhnliches an ihm ausgemacht? Und wenn es nur Kleinigkeiten sind, die auf den ersten Blick unbedeutend wirken.“

„Nein“, sagte Gerhard sofort. „Er war ruhig. Nachdenklich vielleicht. Aber Tom war schon immer einer, der viel im Kopf hatte.“

Erik ließ eine kurze Pause entstehen. „Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu Ihrem Sohn beschreiben?“

Gerhard zog die Stirn noch tiefer. „Gut. Sehr gut sogar. Ich habe meinen Sohn geliebt. Ich habe immer gehofft, dass er mal hier übernimmt, wenn ich nicht mehr bin. Dass er weiterführt, was ich aufgebaut habe.“

Während Gerhard sprach, bemerkte Erik, wie Sarina leicht die Schultern anhob, fast unmerklich, als würde sie sich von den Worten ihres Mannes distanzieren, ohne sie offen zu kommentieren. Ihre Augen blieben auf einen unsichtbaren Punkt zwischen den Mustern des Teppichs gerichtet, als wäre das ganze Gespräch nur ein Nebengeräusch, das nichts mit ihr zu tun hatte.

Erik wandte sich nun bewusst ihr zu.

„Frau Schneider, Sie haben nichts hinzuzufügen?“

Sie zuckte kaum sichtbar mit den Schultern und drehte die Hände ineinander. „Tom... war ein guter Junge. Ruhig. Er hat nie Ärger gemacht, wenn Sie verstehen.“ Ihre Stimme war flach, ohne jedes Zittern, beinahe zu glatt, um aufrichtig zu klingen.

„Haben Sie gemerkt, ob ihn in letzter Zeit etwas belastet hat?“

Ein kurzes Schweigen, dann ein knappes Kopfschütteln. „Nein. Er hat nicht viel erzählt. Er war eher ein verschlossener Junge!“

„Hatte er Streit mit jemandem? Mit Freunden? Bekannten?“

Sarina presste die Lippen aufeinander. „Nicht, dass ich wüsste.“

Erik ließ den Blick schweifen. Während Gerhard mit steinerner Miene das Gespräch führte, schien Sarina sich immer mehr in sich selbst zurückzuziehen, wie ein Tier, das sich in ein unsichtbares Versteck verkriecht. Es lag eine eigentümliche Kälte in diesem Raum, eine Distanz, die nicht nur durch den Tod des Sohnes verursacht zu sein schien.

Erik stellte noch einige weitere Standardfragen – ob Tom regelmäßig im Steinbruch gewesen sei, ob er in anderen Situationen irgendwelche Risiken eingegangen war, ob es Bekannte gab, die ungewöhnlich reagiert hatten –, doch alle Fragen verliefen im Sande.

Oliver schrieb brav mit, doch Erik spürte, wie Gerhard immer wieder kurze Seitenblicke zu ihm warf, kleine Signale, die nicht für Erik bestimmt waren – eine Art unausgesprochene Kommunikation zwischen den beiden, die Erik zwar bemerkte, aber vorerst nicht kommentierte.

„Wir würden uns gern Toms Zimmer ansehen“, sagte Erik schließlich.

Gerhard nickte sofort und stand mit einem Schwung auf. „Natürlich. Kommen Sie mit.“

Sie gingen den schmalen Flur entlang – die Stille nur unterbrochen vom Knarzen der alten Dielen –, bis Gerhard vor einer Tür stehen blieb und sie mit einem Schlüssel aufschloss. „Wir haben nichts angerührt“, sagte er knapp. Sarina blieb im Wohnzimmer zurück.

Das Zimmer war klein, aber nicht beengt, und das Fenster stand einen Spalt offen – die Gardinen bewegten sich kaum merklich in der kühlen Abendluft. Erik trat langsam ein und ließ den Blick über die Einrichtungsgegenstände schweifen. Auf den ersten Blick ein typisches Jugendzimmer, doch schon beim zweiten Hinsehen fiel ihm die Merkwürdigkeit auf: In einer Ecke des Raumes stapelten sich Notizen, Bücher und Kleidung in wilder Unordnung – als wäre hier gerade noch jemand mit voller Wucht durchs Leben gepoltet. Daneben jedoch standen Regale mit akribisch geordneten Aktenordnern, jedes Etikett akkurat beschriftet, mit jedem Rücken ordentlich und gerade ausgerichtet.

Erik ging näher heran, fuhr mit dem Finger über einen staubfreien, aufgeräumten Tisch, sah sich das Bett an – die Decke ordentlich gefaltet, das Kopfkissen wie frisch aufgeschüttelt. „Komisch“, murmelte er, mehr zu sich selbst als zu Oliver, der dicht hinter ihm stand und unsicher zwischen Erik und Gerhard hin- und hersah.

„So war er immer“, sagte Gerhard hinter ihnen. „Hat seine eigene Ordnung gehabt.“

Erik kniete sich kurz zu einem Stapel Bücher hinunter und blätterte flüchtig durch einen Notizblock, in den nur einzelne Wörter hineingekritzelt waren. Irgendetwas an der Szenerie fühlte sich falsch an – zu viel Struktur an einigen Stellen, zu viel Chaos an anderen, als wäre hier nachträglich Hand angelegt worden, ohne die eigentliche Handschrift des Bewohners wirklich zu kennen. Doch Erik schwieg; es war zu früh für Mutmaßungen, und mitunter war es nur das natürliche Durcheinander von Trauer und Schock, das den Raum so wirken ließ. Erik dachte kurz darüber nach, den Raum nach Hinweisen durchsuchen zu wollen, doch entweder waren diese bereits entfernt worden oder er musste sich zunächst einmal ein Bild davon machen, wonach er suchte.

„Danke, dass wir uns das ansehen durften“, sagte Erik schließlich, richtete sich auf und wandte sich zur Tür. „Wir melden uns, sobald wir mehr wissen oder weitere Fragen haben.“

Gerhard nickte nur, während Erik das Zimmer noch einmal mit einem letzten Blick maß – als könnte er etwas festhalten, das noch nicht greifbar war.

Draußen vor dem Haus atmete Erik tief durch. Die Dunkelheit hatte sich endgültig über das Dorf gelegt und nur die matte Laterne am Straßenrand warf einen gelben Lichtkreis auf den Asphalt, in dem sich winzige Insekten tummelten. Oliver zog sich wortlos die Jacke fester um den Körper, als würde die Stille auch ihm langsam unangenehm werden.

„Ein seltsames Gespräch“, sagte Erik schließlich leise, mehr zu sich selbst.

Oliver nickte zögerlich. „Der Herr Schneider... er wirkte sehr gefasst, finden Sie nicht?“

Erik sah ihn mit einem kurzen Seitenblick an. „Gefasst, ja. Aber seine Frau? Die war irgendwie... ob das wirklich Trauer oder ein Schock war...“ Er brach ab, schüttelte leicht den Kopf. „Ich weiß noch nicht, was ich davon halten soll.“

Sie gingen langsam zum Auto zurück, die kalte, feuchte Nachtluft ließ den Atem als weiße Schwaden vor ihren Gesichtern tanzen. Erik warf einen letzten Blick auf das Haus, dessen Fenster jetzt dunkel hinter den Vorhängen lagen, als hätte das Gebäude selbst beschlossen, sich vor der Welt zu verbergen.

„Irgendwas stimmt hier nicht“, murmelte Erik, ohne es weiter auszuführen. Dann öffnete er die Autotür und sah noch einmal zu Oliver. „Morgen früh sehen wir uns den Steinbruch genauer an. Und dann reden wir weiter.“

Ohne ein weiteres Wort stiegen sie ein, der Motor sprang an, und als sie davonfuhren, blieb nur das leise Brummen des Motors zurück, das sich rasch in der Dunkelheit verlor – während irgendwo hinter ihnen eine Geschichte wartete, die noch lange nicht auserzählt war.

## Kapitel 6

Die Nacht hatte das Tal inzwischen fest im Griff, als Erik zurück in die kleine Dienststelle kam und am Fenster stand, den Blick nach draußen gerichtet, wo die spärlichen Laternen nur kleine, neonartige Lichtkegel auf den Hof warfen. Annies Worte hallten in ihm nach – diese klare, fast beiläufig ausgesprochene Warnung, dass hier jeder mit jedem verbunden war, auf Arten, die man nicht immer sofort durchschaute. Es hatte zunächst nach einer Floskel geklungen, nach einem dieser Sätze, die man eben sagt, wenn man aus so einem Ort kommt und denkt, dass man eine Information teilt, die man einfach nur wissen sollte. Doch jetzt, nach dem Besuch bei den Schneiders, nach dem merkwürdigen Schweigen von Sarina und dem überbetonten Pflichtbewusstsein von Gerhard, da begann diese Warnung in seinem Kopf zu arbeiten wie ein kleiner Splitter, der sich immer tiefer ins Fleisch bohrte, je mehr man ihn zu ignorieren versuchte. Erik wusste aus Erfahrung, dass solche Dorfgemeinschaften ein eigenes Ökosystem bildeten, mit stillen Regeln, unausgesprochenen Verpflichtungen und Loyalitäten, die oft quer zu dem liefen, was man als Außenstehender für logisch hielt. Man half sich hier – oder deckte sich – auf eine Weise, die für einen Städter wie ihn oftmals schwer zu fassen war, und je länger er darüber nachdachte, desto klarer wurde ihm: Wenn er den Fall wirklich aufklären wollte, musste er nicht nur nach Fakten suchen, sondern vor allem nach den unsichtbaren Fäden, die diese Menschen an diesem Ort verbanden.

Mit einem Seufzer wandte er sich von dem dunklen Fenster ab und ging den Flur entlang, wo Oliver gerade dabei war, einige Unterlagen in einen Ordner zu heften. Als Erik eintrat, fuhr er leicht zusammen, versuchte aber sofort, professionell zu wirken.

„Alles okay?“, fragte er vorsichtig.

Erik blieb stehen, verschränkte die Arme. „Oliver – ich denke, wir sollten uns duzen – und wir müssen über etwas reden.“

Oliver richtete sich auf und stellte den Ordner ab. „Ja, natürlich..., Erik! Worum geht's?“

Erik setzte sich langsam auf die Tischkante, ließ den Blick für einen Moment durch den Raum wandern, ehe er ruhig sagte: „Ich habe heute Abend noch einmal über alles nachgedacht. Die Schneiders... das Gespräch...“ Er stockte kurz, sah Oliver nun direkt an. „Mir ist klar geworden, dass wir hier nicht nur einen Fall lösen, sondern uns auch in ein Netz aus Beziehungen begeben, das wir erst verstehen müssen.“

Oliver nickte eifrig. „Ja, das Dorf ist klein. Viele kennen sich und wissen voneinander.“

„Das ist mir bewusst“, erwiderte Erik ruhig, aber mit Nachdruck. „Aber ich will es nicht nur so dahergesagt wissen. Ich brauche in diesem Fall klare Strukturen. Wer ist mit wem verwandt? Wer ist befreundet, verfeindet oder auch geschäftlich verbunden? Jede Verbindung kann relevant sein, auch die, die auf den ersten Blick unwichtig erscheint.“

Oliver wirkte einen Moment verunsichert und nestelte an seinem Stift herum. „Sie meinen, so eine Art... Stammbaum?“

„Nicht nur einen Stammbaum“, sagte Erik und hob leicht die Hand. „Ein vollständiges Beziehungsgeflecht. Ich will Namen, Verbindungen, alte Geschichten, offene Rechnungen und bekannte Rivalitäten. All das. Je schneller, desto besser.“

Oliver schluckte sichtbar. „Ich kann das zusammentragen... wird aber ein bisschen dauern.“

Erik nickte. „Dafür haben wir die nächsten Tage Zeit. Das hat jetzt absolute Priorität.“

Einen Moment herrschte Stille, nur das Summen des alten Kühlschranks war zu hören. Oliver schrieb sich hastig Notizen, als wollte er damit seine Entschlossenheit untermauern.

In diesem Moment ging die Tür auf und Peter – ein Polizeibeamter, den Erik bisher kaum wahrgenommen hatte – steckte den Kopf herein. „Entschuldigt, dass ich störe...“

Erik hob den Blick. „Was gibt’s?“

Peter trat ganz ein, wirkte ein wenig verlegen, fuhr sich durch die Haare. „Ich wollte nur kurz was sagen... bevor es irgendwie falsch rüberkommt.“

Erik richtete sich leicht auf, spürte, wie eine hauchzarte Spannung in den Raum kroch. „Was gibt es denn zu sagen?“

Peter schob die Hände in die Taschen und trat von einem Fuß auf den anderen. „Na ja... es ist so: Ich bin... also, ich bin der Schwippschwager von Gerhard Schneider.“ Er sah kurz zu Oliver, als wolle er Bestätigung suchen. „Also... ich meine, ich bin mit der Schwester von Sarina verheiratet. Heißt: Ich bin... na ja, sozusagen der angeheiratete Onkel von Tom.“

Einen Moment lang sagte niemand etwas. Die Worte hingen schwer in der Luft, als müsse erst jeder einzeln begreifen, was sie bedeuteten. Erik blinzelte langsam, sein Blick wanderte zwischen Peter und Oliver hin und her, der plötzlich sehr beschäftigt wirkte, auf seinen Unterlagen herumzukritzeln.

„Sie sind... also direkt verwandt – zumindest angeheiratet!“, wiederholte Erik langsam, als wolle er sicherstellen, dass er sich nicht verhöhrt hatte.

„Ja“, sagte Peter rasch. „Also, nicht blutsverwandt natürlich, aber... Sie wissen schon, Familie eben.“

Erik stand langsam auf, ließ die Arme sinken und sah Peter einen langen Moment wortlos an. Dann wandte er sich zu Oliver. „Wolltest du mich darüber irgendwann informieren? Oder haben wir jetzt eine neue Regel, dass solche Details unter den Teppich gekehrt werden?“

Oliver wurde rot und schüttelte den Kopf. „Das... das war mir gar nicht so richtig bewusst, Erik! Also, ich wusste, dass sie irgendwie verwandt sind, aber ich... dachte nicht, dass das relevant ist.“

„Es ist sogar sehr relevant“, sagte Erik ruhig, aber mit einer Schärfe in der Stimme, die keinen Widerspruch zuließ. „Alles kann relevant sein!“

Peter hob abwehrend die Hände. „Ich wollte es nur gleich sagen. Damit Sie’s wissen.“

Erik atmete tief durch und zwang sich zur Ruhe. Er wollte jetzt kein Fass aufmachen, aber innerlich nagte es bereits an ihm. Das hier war kein unwichtiges Detail gewesen. Solche familiären Verbindungen konnten alles verzerren – Ermittlungen beeinflussen, Loyalitäten verschieben und am Ende sogar Spuren verwischen – es war und blieb ein Risiko. Er fühlte sich nun umso mehr bestätigt, dass die Aufgabe, die Oliver zu erledigen hatte, die wichtigste im Moment war.

„Danke, Peter“, sagte er nach einer kurzen Pause, seine Stimme nun wieder ruhig. „Es ist gut, dass Sie es gesagt haben.“

Peter nickte, wirkte erleichtert und verließ mit einem hastigen „Gute Nacht“ den Raum.

Erik blieb einen Moment still stehen, dann wandte er sich wieder Oliver zu, der sichtlich nervös mit seinem Stift spielte. „Das hier“, sagte Erik leise, fast mehr zu sich selbst als zu Oliver, „zeigt mir genau, warum wir dieses Beziehungsgeflecht transparent gemacht brauchen. Das wird unsere Ermittlungen noch mehr vernebeln, als uns lieb ist.“

Oliver nickte eifrig. „Ich fang gleich morgen früh damit an, alles zusammenzutragen.“

Erik sah noch einmal aus dem Fenster, wo die Nacht unverändert schwer und reglos über dem kleinen Ort lag. Dann griff er nach seiner Jacke. „Ich fahre jetzt ins Hotel“, sagte er knapp. „Für heute ist hier nichts mehr zu holen.“

Oliver wirkte fast erleichtert und nickte schnell. „Gute Nacht, Herr Kommissar! Erik, meinte ich!“ „Gute Nacht, Oliver.“

Erik verließ die Dienststelle, trat hinaus in die kühle Nacht, und für einen Moment blieb er stehen, lauschte in die Stille, die wieder so drückend wirkte wie zuvor. Doch diesmal fühlte sie sich nicht nur still an, sondern auch... voller Schatten. Schatten von Geschichten, die unter der Oberfläche lagen, wartend darauf, dass jemand sie ans Licht zerrte.

Mit einem letzten Blick auf das dunkle Gebäude stieg Erik in sein Auto, startete den Motor und fuhr davon – hinaus in eine Nacht, die ihm mit jeder Minute schwerer auf den Schultern lag.

## Kapitel 7

Das Hotel „Zum tanzenden Eber“ lag am Rand des Ortskerns, ein in die Jahre gekommenes Gebäude mit verblichenem Fachwerk und einem Schild, dessen Schrift sich im Lauf der Jahre ein wenig ins Verblasste verändert hatte; die Fensterläden standen offen, aber das Licht, das von innen hinausdrang, wirkte gedämpft, fast schüchtern – als würde das Haus selbst wissen, dass es hier nur auf Zeit geduldet und nicht wirklich gewollt war.

Erik parkte den Wagen auf dem kleinen Schotterplatz neben dem Haus, stieg aus und sog die kühle Abendluft tief in seine Lungen ein. Alles wirkte friedlich, aber diese Friedlichkeit hatte etwas von der Stille eines Dorfes, das sich nicht wirklich öffnete, sondern nur darauf wartete, dass die Nacht kam und alle wieder unter sich bleiben konnten.

Der Wirt, ein rundlicher Mann in den späten Vierzigern mit dünner Stimme und dem leicht gehetzten Blick eines Menschen, der sich stets an den Rand gestellt fühlt, begrüßte Erik mit einer Mischung aus Routine und unterdrücktem Misstrauen. „Zimmer auf den Namen Eisle?“, fragte er, während er das Gästebuch herüberschob. Erik nickte.

„Von der Kriminalpolizei. Den Rechnungskopf bitte beachten, dass da die Dienststelle in Mühlstadt draufsteht“, ergänzte er knapp.

Der Wirt hob nur kurz die Augenbrauen, sagte aber nichts weiter dazu, sondern schob ihm zügig den Schlüssel hin. „Zimmer 7, erster Stock links. Abendessen gibt’s noch bis halb zehn, die Stube ist direkt hinter Ihnen.“

Erik nickte, nahm den Schlüssel entgegen und ging die knarrende Holztreppe hinauf. Das Zimmer war schlicht, sauber, der Geruch von frisch gewaschener Bettwäsche mischte sich mit einem Hauch von altem Holz – kein Ort, an dem man lange bleiben wollte, aber auch keiner, der offen unangenehm war.

Eine halbe Stunde später, nach einer kurzen Dusche, saß Erik im kleinen Restaurant des Hotels, das kaum mehr als sechs Tische zählte. Außer ihm waren nur zwei weitere Gäste da – ein älteres Ehepaar, das schweigend an einem Teller Suppe löffelte, und ein jüngerer Mann in Arbeitskleidung, der mit gesenktem Kopf auf sein Handy starrte. Die Luft roch nach gebratenem Fleisch und gebratenen Kartoffeln, und das reduzierte Licht der Deckenlampen warf lange Schatten auf die rissigen Wände.

Erik bestellte ein Schnitzel mit Pommes, dazu ein Bier. Der Wirt brachte es wenig später mit einem knapp hingeworfenen „Guten Appetit“ und verschwand dann wieder hinter dem Tresen, wo er begann, Gläser zu polieren – mehr aus Gewohnheit als aus Notwendigkeit, wie es schien.

Erik aß langsam, sah sich immer wieder um, sog die Atmosphäre in sich auf: das leise Klirren des Bestecks, das gelegentliche Husten des alten Mannes am Nebentisch, das monotone Summen eines Kühlschranks hinter der Bar – all das ergab diese eigentümliche Klangkulisse, die solche Orte ausmachte, Orte, die nicht dafür gebaut waren, Geschichten zu erzählen, sondern um als Hintergrund zu dienen.

Schließlich, als Erik seinen Teller leergegessen hatte und gerade einen letzten Schluck Bier nahm, trat der Wirt näher. „War alles in Ordnung?“

„Ja, danke. War gut“, sagte Erik. Dann, nach kurzem Zögern: „Wie läuft das Geschäft hier? Ist hier viel Betrieb?“

Der Wirt schnaubte leise. „Betrieb?“ Er lachte trocken. „Sehen Sie sich doch um! Wenn ich auf die Einheimischen angewiesen wäre, wäre ich längst pleite. Die meiden mich, wo sie nur können. Ich bin der Außenseiter hier – immer gewesen.“

Erik zog eine Braue hoch. „Warum das?“

Der Wirt zuckte mit den Schultern. „Bin keiner von ihnen. Hab das Hotel vor acht Jahren übernommen. Sie akzeptieren mich nur, weil ich der Einzige bin, der bereit war, den Laden weiterzuführen. Aber mögen? Nee, das ginge zu weit – das tun sie nicht. Wenn wir nicht ein Wandergebiet wären, wo einige Fremde bei mir reinkommen, dann wäre das Hotel nicht tragfähig.“

Erik nickte langsam, ließ die Worte nachhallen. „Scheint, als ob hier alles sehr... unter sich bleibt.“

Der Wirt schnaubte erneut. „So ist das hier. Die kennen sich alle seit Generationen. Jeder weiß, wer wann wem den Schneeschieber geklaut hat oder wer wessen Cousin vor dreißig Jahren auf dem Dorffest besoffen verprügelt hat. Und wenn du nicht von hier bist, kannst du zwar hier leben und dich an einigem auch beteiligen, bleibst aber immer ein Fremder.“

Erik schwieg, dachte an die Schneiders, an Ännie, an Peter. Das Bild wurde immer klarer: eine Dorfgemeinschaft, die ihre Mauern nicht aus Stein gebaut hatte, sondern aus alten Geschichten und verschwiegenen Loyalitäten.

„Trotzdem halten Sie durch mit Ihrem Hotel“, sagte Erik schließlich.

Der Wirt lachte leise, ein Ton, der mehr Bitterkeit als Humor verriet, obwohl er zugleich durchblicken ließ, dass er Erik als Außenstehenden schon eher als Verbündeten ansah. „Irgendwer muss ja. Sonst gäbe es hier gar nix mehr.“

Erik bedankte sich, bezahlte und trat hinaus in die Nacht. Die Luft war kühl, roch nach feuchter Erde und einem Hauch von Rauch, der aus einem nahen Schornstein aufstieg. Er ging die Hauptstraße entlang, vorbei an geschlossenen Läden mit altmodischen und zum Teil vergilbten Schildern, an Häusern, deren Fenster dunkel waren, als hätten die Bewohner schon lange beschlossen, den Tag hinter sich zu lassen. Nur das rhythmische Ticken einer fernen Kirchturmuhr und das leise Rauschen des Windes in den Ästen der Bäume begleiteten seine Schritte.

Er dachte darüber nach, wie es sein musste, hier zu leben – vierzig Kilometer bis zur nächsten größeren Stadt, mit weniger Möglichkeiten und als junger Mensch im Prinzip nur den Ausweg, die Gegend zu verlassen – oder die Rahmenbedingungen zu akzeptieren. Ein Leben unter sich, Jahr für Jahr, immer dieselben Gesichter, dieselben Geschichten, mit denselben unausgesprochenen Regeln. Kein Wunder, dass sie misstrauisch gegenüber allem waren, was von außen kam, und sich daher auf sich selbst verließen.

Er blieb vor einem kleinen Platz stehen, sah auf die dunklen Fenster der Häuser, spürte die unsichtbaren Blicke, die ihm vielleicht von dort aus folgten; er war fremd hier, ein Eindringling in einer Welt, die ihre Geheimnisse nur ungern teilte.

Zurück im Hotel wirkte alles noch stiller als zuvor, selbst als er vom Schweigen draußen nach drinnen kam. Die Rezeption war unbesetzt, das Licht im Flur gedimmt, um bloß jeden Cent Kosten zu sparen. Erik stieg die knarrende Treppe hinauf, der Klang seiner Schritte hallte in der Enge wie ein Echo aus einer anderen Zeit wider, als würde ihm ein längst vergessener Gast ein Geheimnis anvertrauen wollen. In seinem Zimmer war es kühl – die Heizung gluckerte leise, als er sie aufdrehte, was ihn im ersten Moment nervte, ihn dann aber doch in ihrer Stetigkeit beruhigte. Er legte die Jacke über den Stuhl, streifte die Schuhe ab und setzte sich für einen Moment aufs Bett, das unter seinem Gewicht kaum nachgab – wenigstens schien die Matratze eine härtere zu sein, denn er mochte zu weiche nicht, da er dann immer mit Rücken- und Kopfschmerzen aufwachte. Draußen war nichts zu hören – keine Autos, keine Stimmen, nur das rhythmische, gedämpfte Gluckern der Heizung und das Summen der eigenen Gedanken.

Erik wusch sich, schlüpfte in ein frisches T-Shirt und legte sich ins Bett, zog die Bettdecke bis an sein Kinn und versuchte, sich zu entspannen, um schnell einzuschlafen. Er war müde, aber sein Kopf arbeitete weiter – die Gespräche mit Oliver, die Blicke der Schneiders, Peters Nebenbemerkung zu seinem verwandtschaftlichen Verhältnis, der misstrauische Tonfall des Wirts. Es war, als fügten sich all diese kleinen Dinge langsam zu einem Bild, das noch an einigen Ecken sehr unscharf war, aber bereits einiges an Tiefe hatte. Irgendwann schlief er dann ein – nicht fest, eher ein flüchtiger, unruhiger Dämmerzustand, aus dem ihn ein Geräusch plötzlich herausriss.

Ein leises Knacken, draußen auf dem Flur. Dann noch eines. Es fühlte sich ganz nah an, fast so, als wäre jemand in seinem Zimmer. Erik war sofort wach, das Herz schlug hart in der Brust. Für einen Moment wagte er kaum zu atmen, um alle Geräusche zu vermeiden, die die Lokalisierung des Gegners verhinderten. Hatte jemand die Tür geöffnet? Bewegte sich da etwas im Raum?

Er griff nach der Waffe auf dem Nachttisch, lautlos, routiniert, die Hand lag fest am Griff. Noch immer kein Geräusch – nur das eigene Blut in den Ohren. Er zählte in seinen Gedanken langsam bis drei, dann schaltete er das Licht an. Nichts. Der Raum war leer und die Tür geschlossen, auch das Fenster war zu. Die Gardine bewegte sich leicht – vielleicht nur durch den Luftzug der Heizung, vielleicht durch etwas anderes. Irgendwie musste dieses Gebäude die Geräusche so laut weitertransportieren, dass man glauben konnte, es würde direkt neben einem entstehen, obwohl vielleicht nur ein Gast das Hotel betreten oder verlassen hatte.

Erik ließ die Waffe sinken, atmete tief aus und versuchte, sich nach der Anspannung wieder zu entspannen. Er blieb noch lange wach liegen, die Decke bis unter das Kinn gezogen, die Augen offen in der Dunkelheit, als das Licht längst wieder aus war. Der Schlaf kam irgendwann zurück – langsam und tastend, wie ein Tier, das nur zögerlich aus dem Dickicht tritt und nicht zu früh entdeckt werden möchte, wenn überhaupt.

## Kapitel 8

Der nächste Morgen begann, wie Erik ihn befürchtet hatte: mit schlechter Laune und einem dumpfen Druck auf den Schläfen, der nicht nur vom schlechten Schlaf herrührte, sondern auch von diesem Gefühl, dass etwas nicht stimmte, auch wenn er es noch nicht greifen konnte. Das Zimmer lag in tiefer Dunkelheit, nur ein matter Streifen Vorhang verriet, dass der Tag bereits irgendwo begonnen hatte, draußen in dieser fremden, abgeschlossenen Welt, in der er sich nun seit etwas mehr als einem Tag wie eine Art Fremdkörper bewegte. Erik blieb einen Moment liegen, reglos, hörte das leise Knacken der alten Balken, das tiefe Gluckern der Heizung und dieses flache Schweigen, das sich in die Zwischenräume dieser Geräusche drängte – ein Schweigen, das in der Stadt so nie zu hören war, weil es dort immer ein Grundrauschen gab: Sirenen, Schritte, das

Wispern von Autos auf nassem Asphalt, das Brummen der Stadt, das sich wie eine zweite Haut über alles legte, ohne jemals ausgeknipst zu werden. Hier, an diesem Flecken, der gar nicht so weit von seiner Heimatstadt entfernt erschien, war das dennoch völlig anders. Hier war die Stille wirklich eine allumfassende Stille, tief und fast unheimlich, so unheimlich, dass ein vermeintlich lautes Geräusch schon aufschrecken konnte.

Er richtete sich auf und rieb sich mit den Händen über das Gesicht. Nach einem Blick auf die Uhr – kurz nach sechs – wusste er: Schlafen würde er an diesem Morgen nicht mehr – und zudem wäre die Aussicht auf noch mehr Kopfschmerzen wohl gegeben, wenn er in diesem Moment wieder eindösen würde. Sein Magen knurrte leise, doch unten im Hotel war es noch finster und verlassen; kein Licht brannte, auch lag kein Kaffeeduft in der Luft. Die Stadt in ihm rebellierte gegen diese Langsamkeit des Morgens, gegen die raumgreifende Trägheit dieses Ortes, der sich nicht um Eriks innere Uhr scherte.

Mit einem leisen Fluch zog er die Jacke über und trat hinaus in die kühle Dämmerung des erwachenden Morgens. Die Luft war feucht und bissig, Nebel hing schwer zwischen den Häusern und jeder Schritt klang gedämpft auf dem nassen Pflaster. Er ließ den Blick schweifen – leere Straßen, dunkle Fenster, nichts, was ihn hätte halten können. Also ging er weiter, die Hauptstraße entlang, bis ein schmaler Weg rechts in den nahen Wald abbog, wie ein Fingerzeig hinaus in das Unbekannte. Erik folgte ihm, nicht aus Neugier, sondern aus einem Bedürfnis nach Klarheit, nach frischer Luft und nach dem leisen Widerstand, den ein kalter Morgen gegen den warmen Körper zwangsläufig aufbaut.

Der Weg führte ihn tiefer in den Wald hinein, die Äste der Bäume bildeten ein schütteres Dach, durch das das erste Licht des Morgens nur spärlich fiel. Alles war feucht: die Luft, der Boden, die bemoosten Stämme, und mit jedem Schritt sog Erik diese kalte, saubere Nässe ein, als wollte er das Gift der letzten unruhigen Nacht aus seinem System pressen. Der Nebel hing zwischen den Bäumen wie ein atmender Vorhang, und jeder Laut – ein knackender Ast, das Rascheln eines Vogels im Unterholz – wirkte doppelt so laut in dieser Stille, die sich wie ein schweres Tuch über alles gelegt hatte.

Er hatte sich gerade daran gewöhnt, in die Gedankenlosigkeit des Gehens zu verfallen, als er eine Bewegung vor sich bemerkte. Zunächst nur ein Schemen, der sich zwischen den Baumstämmen abzeichnete, dann klarer: eine Frau, allein, hastig, den Blick auf den Boden geheftet. Sarina Schneider. Erik erkannte sie sofort – diese Haltung, die hochgezogenen Schultern, den leichten Zug um den Mund, der sich bei ihr wie ein Schutzschild über jedes Gespräch legte.

„Frau Schneider?“ Seine Stimme klang in der feuchten Luft fremd und für den Moment fast zu laut.

Sarina blieb abrupt stehen, hob den Kopf, ihre Augen blitzten kurz überrascht auf. Sie wirkte für einen Moment wie ertappt, obwohl sie nichts tat, das irgendein Misstrauen hätte rechtfertigen können – und doch war da diese Körpersprache, dieses angespannte Innehalten, das mehr sagte als Worte.

„Herr Kommissar!“, erwiderte sie schließlich, knapp, ohne ein Lächeln, nur mit einem raschen Nicken, das sofort wieder den Blick senkte.

„Schon so früh unterwegs“, bemerkte Erik ruhig und trat einen kleinen Schritt zur Seite, um ihr Platz zu machen.

„Ich... gehe oft morgens spazieren“, sagte Sarina, und ihre Stimme klang gepresst, als müsste sie sich erst an das Sprechen gewöhnen. Ihre Augen huschten kurz über Eriks Gesicht, dann wieder zu Boden, zu den eigenen Schritten, die unruhig im Laub traten.

„Hilft sicher, den Kopf freizubekommen“, sagte Erik leise. Er ließ die Worte hängen, suchte in ihrem Blick nach etwas, das sich fassen ließ, doch Sarina wich ihm aus, zog den Mantel enger um die Schultern.

„Ich muss weiter – Frühstück für meinen Mann machen“, sagte sie nach einem kurzen Moment, der länger dauerte, als er sollte, und ohne weitere Erklärung setzte sie ihren Weg fort – hastig, fast flüchtig, als wolle sie nicht nur ihm, sondern auch dem Wald entkommen, der vielleicht nun für sie entweiht war –, solange der Kriminalpolizist in der Stadt verweilte.

Erik sah ihr nach, bis sie im Nebel verschwunden war, und erst als ihre Schritte verstummt waren, drehte er sich langsam um und ging zurück zum Hotel, dachte dabei nach und runzelte die Stirn, denn der Gedanke blieb ihm hartnäckig im Kopf, dass hier mehr als bloß Trauer zugange war.

Als er das Hotel wieder erreichte, war die Welt bereits ein wenig heller geworden, aber das Licht blieb matt und schwer, als würde selbst die Sonne sich sträuben, diesen Tag wirklich zu beginnen. Innen im Haus roch es jetzt nach Kaffee und Röstbrot, die kleinen Lampen auf den Tischen warfen warme Flecken auf das blasse Holz, und der Wirt, der gestern noch gelangweilt hinter der Theke gestanden hatte, hob den Kopf und nickte Erik zu.

„Morgen, Herr Kommissar. Kaffee?“

„Gern, schwarz bitte“, antwortete Erik knapp und ließ sich an einem der kleinen Tische nieder und richtete den Blick hinaus auf die nassen Straßen, die immer noch leer lagen, als würden sie bewusst jeden neuen Tag verweigern.

Der Kaffee kam schnell, heiß und stark, und dazu ein Teller mit Brötchen, Butter, Käse und Wurst. Einfach, aber grundsolide. Erik aß mechanisch und ohne großen Appetit, die Gedanken noch immer bei Sarina und dieser Begegnung, die so beiläufig begonnen und doch einen Nachklang hinterlassen hatte, der ihm nicht aus dem Kopf ging. Was machte sie so früh dort draußen? War es wirklich nur die Suche nach Ruhe und Ablenkung – oder war es mehr? Ein Reflex, sich zu bewegen, weil das Haus zu eng war? Oder weil sie etwas verbarg?

Er biss in das Brötchen und spürte das leichte Knirschen der Kruste, trank dazu den heißen Kaffee in langsamen Zügen und ließ seinen wacher werdenden Blick über die Szenerie vor ihm wandern. Die Stimme des Wirts im Hintergrund und das gelegentliche Klirren von Geschirr, ein Husten aus der Küche – all das war weit weg, nur Kulisse für seine Gedanken, die längst wieder bei der Dienststelle waren, bei den Schneiders, bei diesem Fall, der immer mehr zu einem Puzzle wurde, dessen Randstücke ihm zu fehlen schienen.

Als der Teller leer war und der Kaffee nur noch einen kleinen dunklen Spiegel am Boden der Tasse bildete, stand Erik auf, nickte knapp zum Abschied in Richtung des Hotelbesitzers und verließ das Hotel. Die Luft draußen war frisch, der Nebel verzog sich langsam und die Welt begann, sich zögerlich zu regen.

Die Fahrt zur Dienststelle war kurz und ruhig, die Straßen glänzten feucht, und Erik ließ das Fenster einen Spalt offen, um die kalte Luft hereinzulassen, die seine Gedanken klarer machte. Als er den kleinen Parkplatz hinter dem Gebäude erreichte, sah er schon durch das Fenster des Besprechungsraums, dass Licht brannte – ein matter Schimmer, der sich auf die noch leicht beschlagene Scheibe legte.

Er trat ein, zog die Jacke aus und hängte sie langsam an den Haken neben der Tür. Das vertraute Knarzen des alten Bodens unter seinen Schritten klang heute seltsam lauter, fast wie ein leiser Vorbote, was vielleicht nur daran lag, dass an diesem Tag die Geschäftigkeit geringer war, da er nicht erwartet wurde, sondern zum neuen Stamm gehörte.

Im Besprechungsraum standen Oliver und Peter dicht beieinander, über einen offenen Ordner gebeugt, die Köpfe nah aneinander. Ihre Stimmen waren gedämpft und kaum mehr als ein Wispern, das sofort abbricht, als Erik den Raum betrat. Peter fuhr erschrocken hoch und schlug die Akte hastig zu, als hätte er sich bei etwas Verbotenem ertappen lassen, murmelte ein „Ich muss dann mal“ und wich beinahe hastig aus dem Raum, ohne Erik dabei in die Augen zu sehen.

Erik blieb in der Tür stehen und sah Oliver lange an. „Was war das?“ Seine Stimme war ruhig, aber mit einem Unterton, der keine Belanglosigkeit duldete.

Oliver, der nervös an seinem Stift kaute und irgendwie matt und übermüdet aussah, schüttelte zu schnell den Kopf. „Ach, nichts Besonderes. Nur... Peter hat ein paar Unterlagen zu einem alten Fall sortiert. Nichts Wichtiges.“

Erik ließ den Blick auf dem Tisch ruhen, wo die Akte lag, die Peter so auffällig zugeklappt hatte. Er sagte nichts, ließ die Stille wirken, während Oliver sichtbar nervös wurde.

Schließlich fragte Erik: „Irgendwas Neues von der Spurensicherung?“

Oliver schüttelte den Kopf, sichtbar erleichtert über den Themenwechsel. „Noch nichts. Die sagen, es dauert noch. Keine neuen Erkenntnisse bisher.“

„Gut – oder auch nicht!“, sagte Erik knapp und hatte die Stirn leicht gerunzelt. „Dann fahren wir gleich wieder raus zum Fundort. Heute will ich den Ort gründlich in Augenschein nehmen!“

Oliver nickte eilig, griff schon nach seiner Jacke und wirkte dankbar, dass es weiterging. Erik blieb noch einen Moment stehen, die Hand auf dem Tisch, den Blick auf den verschlossenen Ordner gerichtet. Etwas nagte in ihm, ein feines, unangenehmes Ziehen, das er nicht mehr ignorieren konnte.

Dann drehte er sich um, folgte Oliver hinaus in den Morgen – zurück an den Ort, wo die Antworten vielleicht endlich beginnen würden, sich zu zeigen.

## Kapitel 9

Die Fahrt zum Steinbruch begann unspektakulär, doch je weiter sie sich von der kleinen Stadt entfernten, desto mehr verwandelte sich die Landschaft. Sanfte Hügel rollten unter einem blassen Himmel dahin, Felder wechselten sich mit kleinen Wäldern ab, und überall tauchten verstreut Schilder auf, die auf Wanderwege, Radler-Routen und versteckte Ferienwohnungen im einsamen Wald hinwiesen. Erik lehnte sich leicht zurück, ließ den Blick hinausgleiten und spürte, wie sich trotz der Unklarheit des Falls ein leiser Hauch von Ruhe in ihm breitmachte – dieses Gebiet hier war tatsächlich malerisch, beinahe so, wie es in alten Reisekatalogen beschrieben wurde: naturbelassen, verschlafen und dabei wandernd zu entdecken.

„Hier könnte man es eigentlich aushalten“, murmelte er mehr zu sich selbst als zu Oliver, der konzentriert fuhr. „Wandern, frische Luft...“ Er brach ab, dachte weiter: Wenn hier nicht gerade ein Mordfall auf dem Tisch läge, wäre das ein Ort, den ich mir für einen Urlaub merken würde.

Oliver warf ihm einen kurzen Seitenblick zu. „Schön ist's, ja, um Urlaub zu machen oder eine nette Tagesreise. Aber leben wollen hier die wenigsten von außerhalb.“

Erik nickte nur, ließ den Rest des Weges in Stille verstreichen, während das Auto über schmale Straßen kurvte, die sich wie Adern durch die hügelige Landschaft zogen.

Sie waren gerade dabei, in eine kleinere Seitenstraße einzubiegen, als plötzlich ein rot-weißer Schlagbaum vor ihnen auftauchte, der quer über den Weg ausgestreckt lag. Erik runzelte die Stirn, als Oliver das Auto bremste und den Motor ausschaltete. „Der sollte eigentlich offen sein“, murmelte Oliver und stieg aus, ging zum Schlagbaum und rüttelte daran. „Mist... wir haben keinen Vierkantschlüssel dabei.“

Erik stieg ebenfalls aus, streckte kurz die Beine und lehnte sich gegen die Kühlerhaube, während Oliver sein Handy zückte und versuchte, den Förster anzurufen. Die Leitung war besetzt oder er erreichte niemanden, denn Oliver fluchte leise und steckte das Handy wieder ein. „Ich probiere es später nochmal. Ist sonst eigentlich immer offen.“

Erik sagte nichts, sondern ließ den Blick über die Szenerie schweifen. Vor ihnen erstreckte sich ein Weg, der sich in sanften Kurven durch Wiesen und kleine Wäldchen zog. Das Licht fiel in schrägen Strahlen durch die noch kahlen Baumkronen und der Wind spielte leise mit dem Gras am Wegrand. Es war einer dieser Momente, in denen sich Natur und Stille zu einem fast perfekten Bild vereinten – einem Bild, das nichts Bedrohliches hatte, nichts von dem Unbehagen, das Erik gestern noch gespürt hatte. Hier draußen, fern von allem Lärm, konnte man fast vergessen, dass ein Toter irgendwo in dieser Idylle gelegen hatte.

Ein wirklich schöner Ort, dachte Erik unwillkürlich. Zum Wandern, zum Abschalten... eigentlich ideal. Wenn es nicht gerade um einen toten Jungen ginge...

Er seufzte leise, spürte, wie sich für einen Moment ein fast kindlicher Trotz in ihm breit machte: dass diese Landschaft zu schade war, um sie nur als Tatort zu sehen. Dann sah er zu Oliver, der zurück zum Auto kam. „Nichts. Geht nur die Mailbox an“, sagte Oliver knapp. „Wir müssen zu Fuß gehen.“

Erik nickte. „Dann los.“

Sie ließen das Auto hinter sich, überquerten den Schlagbaum und folgten dem schmalen Weg, der sich sachte durch die leicht gewellte Landschaft schlängelte. Der Boden war trotz Schotter feucht, aber gut begehbar, und die Luft schmeckte nach Moos, Erde und altem Holz. Rechts von ihnen zogen sich kleine Wäldchen entlang, Birken und Fichten mischten sich mit knorrigen Eichen, deren Äste wie vernarbte Arme in den Himmel griffen. Links von ihnen erstreckten sich Wiesen, die jetzt nach dem trockenen Sommer noch braun und stumpf dalagen, aber in wenigen Wochen und weiteren herbstlichen Tagen sicher in sattem Grün leuchten würden.

Nach ein paar Minuten tauchten drei Ferienhäuser am Wegesrand auf, die Erik beim gestrigen Vorbeifahren im Dunkeln nicht bemerkt hatte – schmucklose, rechteckige Bauten mit schmalen Terrassen und geschlossenen Fensterläden. Alles wirkte verlassen, leer, als wären sie nur für einen Moment verlassen worden, aber dieser Moment hatte sich in die Wochen und Monate gedehnt. Erik blieb kurz stehen, betrachtete eines der Häuser genauer: Die Fensterläden waren sauber, aber die Terrasse zeigte Spuren von Laub und vergehender Zeit, dazu lag ein Gartenstuhl umgekippt neben einem verwitterten Tisch.

„Sind die bewohnt?“, fragte er über die Schulter.

Oliver schüttelte den Kopf. „Im Sommer manchmal. Jetzt steht hier alles leer.“

Erik nickte nur, ließ den Blick noch einen Moment länger auf den dunklen Fensterläden ruhen, als er wollte. Merkwürdig still, dachte er, dann gingen sie weiter, der Weg führte sanft ansteigend Richtung Steinbruch.

Der Steinbruch lag schließlich vor ihnen – ein riesiges, ausgehobenes Becken, das sich wie eine offene Wunde in die Landschaft schnitt. Das Gelände war weiträumig, von Geröllhalden gesäumt und an den Rändern türmten sich schroffe Felswände auf, die in der schwachen Morgensonne wie stumpfes Chrom schimmerten. Ein Ort, der seine besten Tage längst hinter sich hatte; das alte Förderband war eingerostet, verlassene Container standen wie gestrandete Wracks herum, und ein leichter Wind ließ dünne Plastikstreifen flattern, die irgendwo an einem Maschendrahtzaun hingen. Oliver blieb neben Erik stehen, zog die Schultern hoch. „Immer wieder komisch hier. So still.“

Erik nickte nur und ließ den Blick langsam kreisen. Alles war ruhig, zu ruhig für seinen Geschmack. Er wusste nicht warum, aber eine seltsame Anspannung kroch ihm in den Nacken, ließ ihn die Hände tiefer in die Jackentaschen schieben. Beobachtet, dachte er plötzlich. Ein Gefühl, das er aus früheren Fällen kannte – dieses unsichtbare Prickeln, das einem sagt, dass irgendwo Augen sind, auch wenn man sie nicht sehen kann – oder sie auch gar nicht vorhanden sind.

Langsam drehte er sich einmal ganz herum, ließ den Blick die Felskanten entlanglaufen, prüfte die Container, die stillen Winkel, die Schatten. Doch nichts war zu sehen, das seinen Blick band. Überall nur Stille – und der leichte Wind.

„Ich telefoniere kurz mit der Zentrale, ob sich was getan hat“, sagte Oliver und zog sein Handy hervor, trat ein paar Schritte zur Seite, sodass seine Stimme bald nur noch gedämpft an Eriks Ohren vorbeizog.

Erik ließ ihn stehen, stapfte über den lockeren Schotter, die Hände tief in den Taschen, die Augen wachsam. Er tastete sich langsam den Hang hinauf, der zu einer natürlichen Plattform führte, von der aus man das ganze Gelände überblicken konnte.

Oben angekommen blieb Erik stehen, atmete tief durch und ließ den Blick schweifen. Von hier aus wirkte der Steinbruch noch stiller, noch leerer, als er es von unten aus getan hatte. Der Wind war stärker hier oben, er zerrte leicht an seiner Jacke, brachte den Geruch von kaltem Stein und Feuchtigkeit mit sich. Er sah auf Oliver hinunter, der immer noch telefonierte und dabei winzig wirkte vor der Weite dieses Ortes, und ließ die Augen dann weiterwandern – über die zerklüfteten Kanten, die bröckelnden Stufen, den Abgrund, an dem der Tote gefunden worden war.

Erik kniff die Augen leicht zusammen, trat näher an die Kante, spähte hinunter. Der Abhang war steil, das Geröll lag locker und war an manchen Stellen glattgescheuert vom Regen. Alles hier schien den Unfall zu erklären – und gleichzeitig ließ es Raum für andere Möglichkeiten. Ein falscher Schritt? Ein absichtlicher Sprung? Oder ein gezielter Stoß?

Er trat einen Schritt zurück, ließ sich auf einem der Felsbrocken nieder und rieb sich mit beiden Händen über das Gesicht. Alles ist möglich, dachte er nüchtern. Das war der Kern der Sache: Es gab zu viele offene Türen, zu viele Wege, die hier oben beginnen konnten – und keiner davon ließ sich zum jetzigen Zeitpunkt eindeutig ausschließen.

Er sah noch einmal über die Kante, dann stand er langsam auf, klopfte sich den Staub von den Hosen und machte sich auf den Rückweg nach unten, wo Oliver bereits ungeduldig wartete. Der Tag hatte gerade erst begonnen – und es war klar, dass er ihnen keine schnellen Antworten liefern würde.

## Kapitel 10

Es war später am Vormittag, als Erik Annie wiedertraf. Sie stand draußen vor der Dienststelle, eine Zigarette zwischen den Fingern, und hatte ihren Blick nachdenklich auf den Parkplatz gerichtet, als würde sie etwas erwarten, das nicht kam. Der Wind war frisch geworden, trug den Geruch von feuchtem Laub und den nahen Feldern mit sich, und die Wolken am Himmel hingen tief, als würden sie jeden Moment in Regen ausbrechen. Erik blieb einen Moment stehen, beobachtete sie aus der Entfernung: die Art, wie sie den Rauch langsam ausstieß, die Schultern leicht hochgezogen, die Haltung angespannt, aber nicht unfreundlich – als wäre sie stets bereit, etwas Unausgesprochenes zu verteidigen.

Als sie ihn bemerkte, nickte sie ihm kurz zu, ohne die Zigarette aus der Hand zu nehmen.

„Kommissar“, sagte sie knapp, die Stimme rau vom Rauch und vom langen Tag.

„Frau Berger“, erwiderte Erik mit einem angedeuteten Lächeln. „Wieder wach?“

Sie lachte leise, das Lachen war trocken, aber nicht unfreundlich. „Gerade so. War eine lange Schicht gestern.“

Er trat neben sie, zog sich den Kragen hoch und lehnte sich gegen den Türrahmen. Einen Moment schwiegen sie, sahen gemeinsam auf die leere Straße hinaus, die sich träge durch das Dorf zog wie ein Fluss ohne Ziel. Der Wind spielte mit einem alten Bonbonpapier, das über den Asphalt tanzte, und irgendwo klapperte ein loses Blechschild an einer Hauswand. Die Dorfidylle, dachte Erik, hatte hier ihre Ecken und Kanten – nicht kitschig, sondern rau, gelebte Provinz mit allen Rissen, die dazugehören.

Schließlich brach Erik das Schweigen. „Ich wollte mehr über Tom wissen. Und über das hier... das Leben in diesem Ort.“

Ännie blies langsam den Rauch aus, ließ die Zigarette sinken, starrte auf die grauen Pflastersteine vor sich. „Was wollen Sie hören? Dass hier alles stillsteht? Dass jeder jeden kennt, aber keiner wirklich weiß, was in den Häusern passiert?“ Sie zuckte mit den Schultern, die Bewegungen hart und fast trotzig. „Das ist das Leben hier.“

„Wie war's für Sie?“, fragte Erik ruhig. „Hier aufzuwachsen, meine ich.“

Ännie schwieg einen Moment, trat die Zigarette aus und sah dann über die Dächer hinweg, als müsste sie die Worte erst aus der Landschaft selbst holen. „Eng“, sagte sie schließlich, die Stimme leiser geworden. „Sehr eng. Als Kind merkst du das noch nicht so – da ist das hier alles normal. Das Dorf, die Schule, immer dieselben Gesichter, dieselben Straßen. Kennst halt als Kind auch nichts anderes. Im Sommer haben wir auf den Feldern gespielt, sind an den Bach gegangen oder haben uns in den Wäldern versteckt.“

Sie schloss kurz die Augen, als zögen die Bilder an ihr vorbei. „Es gab diese kleinen Abenteuer – Baumhäuser bauen, Mutproben, Nächte, in denen man sich heimlich aus dem Haus geschlichen hat, um am Feldrand zu liegen und die Sterne zu zählen. Das war... schön, auf eine kindliche Art. Aber gleichzeitig hast du früh gelernt, dass alles hier einen Preis hat. Jeder Fehler wird gesehen, jeder Fehltritt weitergetratscht, jedes Wort gewogen. Wenn du einmal abgestempelt bist, kommst du da nicht mehr raus.“

Ihre Stirn zog sich kraus, die Härte kehrte zurück. „Je älter du wirst, desto mehr spürst du diese Mauern. Die sind nicht aus Stein – ich meine die anderen Mauern. Die, die sagen, wo du hingehörst. Was du tun darfst. Für wen du da bist. Besonders, wenn du ein Mädchen bist.“

Erik schwieg, ließ die Worte in sich wirken. Er konnte sich das gut vorstellen: diese Mischung aus Kindheitsfreiheit und gleichzeitig unsichtbaren Grenzen, die mit jedem Jahr enger gezogen werden. „Tom war vier Jahre jünger als ich“, fuhr sie fort. „Er war in der Parallelklasse von meinem Bruder. Wir kannten uns flüchtig, nicht eng. Mein Bruder und er... sie haben sich oft in der Clique gesehen. Diese Dorfclique – immer dieselben Grüppchen, jene Feiern, die nur das Dorf wechselten, dieselben Gesichter in jeder Disco. Im Sommer mit Mofas zum See, abends Lagerfeuer, billigster Wodka aus dem Kofferraum... das ganze Programm. Nach außen dieses Bild von Gemeinschaft, aber innen drin...“ Sie schüttelte den Kopf. „Da gab es schon viele Themen: uncoole Eltern, Zukunftsgedanken, der normale Liebeskummer.“

„Was ist mit Ihrem Bruder?“, fragte Erik, sein Ton behutsam, fast tastend.

Ännie nickte langsam. „Er hat irgendwann gesagt: Es ist ihm nicht genug hier. Hat sich mit unserem Vater zerstritten, richtig heftig, das war... Ich war damals einundzwanzig, glaube ich. Mein Bruder ist ein Jahr später weg. Hat alles komplett hinter sich abgebrochen. Keine Nachrichten und keine Anrufe mehr. Lebt jetzt irgendwo in Kanada. Geht Bäume fällen oder sowas. Spannend, wenn man davon ausgeht, dass es ihm hier zu eng wurde – in Kanada hat man noch viel weniger Kontakt zu

anderen Menschen. So stelle ich es mir jedenfalls vor. Mein Vater hat das nie verkraftet, wie sich sein einziger Sohn so von ihm abwenden konnte.“ Sie hielt kurz inne, sah auf ihre Hände hinunter. „Für ihn war das ein Verrat. Ein Schlag ins Gesicht. Und ich... na ja.“ Sie hob den Blick, sah Erik direkt an. „Ich bin geblieben – oder sagen wir: zurückgekehrt. Und ab da war er auch härter zu mir. Auf eine kaum bemerkbare Art strenger. Als müsste ich den Platz meines Bruders ausgleichen. Damit wenigstens einer von uns... auf dem richtigen Pfad bleibt.“

Erik nickte langsam, spürte, wie die Worte sich wie ein dünner Faden um die Gedanken legten, die er zu diesem Ort hatte. „Und Tom? Was war er für einer?“

Ännie zuckte die Schultern, der Blick ging wieder ins Leere. „Einer von denen, die dazugehören wollten. Ruhig, nett, ein wenig unauffällig. Kein Rebell, keiner, der besonders auffiel. Er war klug, denke ich, aber irgendwie... zu nett für die Hierarchie hier.“

„Hierarchie?“, hakte Erik nach.

„Oh ja“, sagte sie trocken. „Das gibt’s hier. Die Alten, die Männer, die Vereine, das Gemeinsame. Wer hier mit wem jagt, wer zusammen Fußball spielt, wer jeden Sonntag im Gasthof oder wahlweise in der Kirche nebeneinnersitzt – das sind die wichtigen Verbindungen. Das ist der soziale Kitt. Wenn du da nicht reinpasst, dann bist du eben raus. Ohne dass es jemand laut sagt.“ Sie lachte leise, ohne jeden Humor. „So läuft das hier. Immer schon.“

Erik ließ ihren Worten Raum, spürte, wie die Stille wieder dichter wurde – nicht unangenehm, aber schwer, wie ein Nebel, der sich auf die Schultern legte. „Und Sie? Wie passt das zu Ihnen?“, fragte er schließlich, ohne den Blick abzuwenden.

Ännie lächelte schief und zog an ihrer neuen Zigarette. „Ich bin eine Frau, Herr Kommissar. Ich kriege nur mit, was man mich mitkriegen lässt. Die wichtigen Sachen, die laufen anderswo. Da sitzen die Männer am Stammtisch, die tauschen ihre kleinen Geheimnisse aus, machen ihre Deals, erzählen halbblut, wer wem was schuldet oder wer zu wem gehört.“ Sie zog die Schultern hoch. „Und wir Frauen... wir hören nur Fetzen. Manchmal mehr, wenn sie denken, wir sind bloß Deko. Aber meistens nicht genug, um das ganze Puzzle zusammenzukriegen.“

„Das heißt, es gibt Strukturen, Verbindungen...?“

„Oh, die gibt es“, sagte sie leise. „Ich sehe, wie sie wirken. Wer sich wegdreht, wenn es unangenehm wird. Wer gedeckt wird. Wer schweigt. Das ist hier keine Frage von Einzelfällen, das ist ein System. Nur...“ – sie blies den Rauch langsam aus – „ich kenne nicht alle Namen. Nicht alle Geschichten, die zusammenwirken.“

Erik sah sie an, den Umriss ihres Gesichts im schwindenden Licht, die fest zusammengepressten Lippen, die Augen, die jetzt im Zwielflicht fast dunkel wirkten. Er dachte an die Momente der letzten beiden Tage – an die hastigen Bewegungen in der Wache, an Peters nervöse Blicke, an die Schweigsamkeit der Schneiders. Das Netz, von dem sie sprach, schien mit jeder neuen Erkenntnis fester geknüpft.

„Danke“, sagte er schließlich leise. „Für Ihre Offenheit.“

Ännie nickte nur, sah ihn nicht an. „Viel mehr kann ich Ihnen nicht geben.“

Sie standen noch eine Weile nebeneinander, ohne zu sprechen, während die Helligkeit langsam zunahm, da die dunklen Wolken etwas aufzureißen schienen und irgendwo Fensterläden leise zuschlugen. Erik spürte, dass dieser Ort noch viele Schichten hatte, die er abtragen musste – Schicht um Schicht, Stein um Stein, bis vielleicht irgendwann das sichtbar wurde, was jetzt noch im Schatten lag. Der Eindruck, dass er sich wunderte, dass solche veralteten, frauenfeindlichen Strukturen in diesem Land immer noch präsent und aktiv waren, zog sich wie eine Überschrift über seine anderen Gedanken, die er hatte.

## Kapitel 11

Peter war gerade dabei, Unterlagen von einem Schreibtisch zum anderen zu räumen, als Erik ihn abpasste. Es war später Vormittag, die Sonne stand tief und blass am Himmel, das Licht fiel hart auf die Häuserzeilen draußen, und im Flur der kleinen Dienststelle hing dieser unverkennbare Geruch aus altem Papier, abgestandener Heizungsluft und einem Hauch von Desinfektionsmittel, der nie ganz verschwand.

„Peter“, begann Erik beiläufig, stellte sich locker an den Türrahmen. „Ganz schön ruhig heute, hm?“

Peter blickte kurz auf, dann schnell wieder auf seine Papiere. „Ja, läuft alles... soweit.“ Seine Stimme war kontrolliert, höflich, aber mit dieser unterschwelligten Spannung, die Erik inzwischen gut kannte – ein leises Misstrauen, eine Zurückhaltung, die nicht nur beruflich schien.

Erik ließ sich Zeit, nickte langsam, beobachtete Peters Bewegungen. Dann, nach einem Moment der Stille, sagte er scheinbar nebenbei: „Sagen Sie mal, Peter... Diese Berger, also Annie – eine durchaus attraktive Kollegin, finden Sie nicht? Vor allem in Uniform.“ Er ließ den Satz hängen, gerade lang genug, um Peters Reaktion zu prüfen.

Peter hielt kurz inne, der Kugelschreiber in seiner Hand erstarrte für einen winzigen Moment, ehe er ihn wieder mechanisch weiterschob. „Äh... ja, kann man wohl sagen“, antwortete er vorsichtig, den Blick immer noch auf die Unterlagen gerichtet.

Erik hob leicht die Hände, ein flüchtiges Grinsen um die Lippen. „Keine Sorge, nicht dass Sie jetzt denken, ich hätte irgendwelche Hintergedanken – sie ist viel zu jung für mich. Aber auffällig ist sie schon, das muss man zugeben.“

Peter nickte, die Schultern leicht verspannt. „Klar. Sie macht ihren Job auch sehr gut.“ Dann, fast zu hastig: „Sie ist sehr professionell.“

Ein kleiner Satz, aber eindeutig zu betont. Erik registrierte die kleinen Zuckungen, das zu schnelle Nicken, den Blick, der keinen Moment zu ihm hochging. Wieder dieses Gefühl von Vorsicht, als würde jedes Wort genau abgewogen, als wäre jedes Gespräch ein Minenfeld, dessen Muster Peter kannte – und Erik gerade testete, ob der Weg noch sicher war.

Er hätte ihn noch weiter austesten können, ihn mitunter sogar provozieren, doch es war zu früh für eine Eskalation. Noch war Peter nicht so weit, mit ihm zu reden oder Emotionen zu zeigen. Also ließ Erik ihn zurück an seinem Tisch, dessen Oberfläche ordentlich war, vielleicht auch dort zugeordnet – als wolle jemand alles unter Kontrolle behalten, während es in ihm drinnen längst grollte.

Erik ging langsam den Flur entlang, vorbei an den vergilbten Aushängen und den laminierten Notfallplänen, bis er das kleine Büro von Oliver erreichte. Oliver saß tief über seinen Bildschirm gebeugt, ein Stirnrunzeln im Gesicht, als würde er versuchen, die wenigen Puzzleteile, die sie bisher hatten, irgendwie in ein sinnvolles Bild zu pressen.

„Oliver“, sagte Erik ruhig zur Begrüßung, ohne die Tür ganz zu schließen. „Wie sieht’s aus?“

Oliver hob den Kopf, blinzelte, als hätte er gerade den Faden verloren. „Ach, Herr Eisle – Erik – ehrlich gesagt, wir treten auf der Stelle! Keine neuen Ergebnisse von der Spurensicherung, und...“ – er zögerte kurz, dann schob er einen Ausdruck zur Seite – „...ich habe mir noch einmal die Umstände angesehen. Es könnte doch Selbstmord gewesen sein. Es gibt nichts, was eindeutig dagegen spricht.“

Erik setzte sich auf die Kante des Schreibtisches, verschränkte die Arme vor der Brust. „Du glaubst das wirklich? Einfach so?“

Oliver hob die Schultern. „Ich sage nicht, dass es so war. Aber... Junge, alleine unterwegs, schwierige Lebensumstände – wobei die Eltern das ablehnen, aber man kennt ja die jungen Menschen in solchen Lagen –, kein klares Motiv für einen Mord. Das sind alles Möglichkeiten, die nicht von der Hand zu weisen sind, oder?“

Erik nickte langsam, aber in seinen Augen blitzte es kurz auf. „Ich habe gelernt, bei solchen Fällen vorsichtig zu sein. Gerade hier draußen, in einem Ort wie diesem... da läuft vieles unter der Oberfläche. Und Tote vom Land – die erzählen selten die ganze Geschichte.“

Oliver schwieg, seine Hände fuhren nervös über die Tischkante.

„Ich rufe mal meine Chefin an“, sagte Erik schließlich, stand auf und klopfte Oliver einmal auf die Schulter. „Wir bleiben dran und werden den Fall schon lösen.“

Er verließ das Büro, griff sein Handy und wählte Julias Nummer, während er im Flur langsam auf und ab ging, den Blick aus dem kleinen Fenster auf Häuser gerichtet, die sich blass und reglos unter dem hellen Herbsthimmel ausbreiteten.

Julia nahm nach dem dritten Klingeln ab. „Erik. Was gibt’s?“ Ihre Stimme klang geschäftig, im Hintergrund hörte er das leise Tippen einer Tastatur.

„Ich wollte dir einen kurzen Zwischenstand geben“, sagte Erik, den Blick weiter auf die unbewegliche Aussicht gerichtet. „Wir haben vor Ort noch keine neuen Anhaltspunkte. Die Spurensicherung arbeitet, aber Ergebnisse liegen noch nicht vor. Ich war heute wieder am Fundort – und ich muss dir sagen, Julia, ich traue diesem vermeintlichen Frieden hier nicht.“

Am anderen Ende war es kurz still. „Oliver schrieb mir eben, es deutet alles auf Selbstmord hin“, sagte Julia dann, ihr Ton abwartend.

Erik schnaubte leise. „Das sagt er, ja. Ich sehe das anders. Alles hier riecht nach einem Fall, der von außen banal aussieht – aber im Inneren fault. Ich habe diese Art von Kaff-Toten schon mal erlebt. Damals, erinnerst du dich...“

Er verstummte einen Moment, die Erinnerung stieg plötzlich messerscharf auf. Dieser andere Fall, Jahre her: ein kleines Dorf, ähnlich verschlossen, ähnlich stumm, wenn man als Auswärtiger eine Frage stellt. Ein junger Mann, damals knapp über zwanzig, aufgefunden in einer verlassenen Scheune – erhängt. Alles deutete auf Suizid hin. Doch je tiefer Erik damals gegraben hatte, desto mehr war ans Licht gekommen: Mobbing, Einschüchterung, schmutzige kleine Geheimnisse, die wie Ratten aus den Ritzen krochen, sobald man das erste Brett anhob. Am Ende hatte sich herausgestellt, dass der Tote keineswegs freiwillig gestorben war. Es war zwar kein Mord gewesen, aber ein kollektives Wegsehen – bis er sich nicht mehr wehren konnte und sie ihm beim Suizid zusahen, ohne einzuschreiten.

„Ich erinnere mich“, sagte Julia schließlich leise. „Du meinst... sowas könnte hier auch drinstecken?“

„Es fühlt sich ähnlich an“, antwortete Erik knapp. „Alles ist zu glatt und es gibt zu wenig eindeutige Spuren. Hier wird einfach das Problem totgeschwiegen.“

„Gut“, sagte Julia nach einem kurzen Moment. „Bleib dran und überspann den Bogen nicht, Erik.“

„Immer“, sagte er, ließ den Blick noch einen Moment über die Häuserfronten wandern, ehe er auflegte.

Er stand noch einen Moment da, die Finger fest um das Handy geschlossen, und spürte dieses leise Brennen unter der Haut – eine Mischung aus Frustration, Neugier und der dunklen Vorahnung, dass sie hier gerade erst die Oberfläche angekratzt hatten.

Erik trat ans Fenster, das den Blick über den kleinen Parkplatz der Dienststelle freigab. Ein Traktor brummte in der Ferne, irgendwo bellte ein Hund, und am Himmel schoben sich einzelne Wolken

wie langsam ziehende Gedanken entlang. Der Ort wirkte wie eingefroren – nicht wetterbedingt, sondern rein seelisch: eine Gemeinde, die nicht nur klein war, sondern in sich geschlossen – wie eine Schneekugel, die niemand rütteln wollte, weil dann zu viel aufwirbeln könnte.

Er hatte schon oft erlebt, wie sich in solchen Orten Geschichten unter der Oberfläche verfestigten. Wie Täter plötzlich zu Opfern wurden und umgekehrt, wie Gerüchte zu Wahrheiten mutierten, nur weil sie lange genug wiederholt worden waren. Hier wurde niemand laut, weil Lautsein auffiel. Und wer auffiel, lebte gefährlich – innerhalb der lokalen Gemeinschaft zumindest.

Er trat vom Fenster zurück, streifte langsam den Flur entlang, an der Tür zur Teeküche vorbei, wo zwei Tassen in einer kleinen Plastikwanne standen. Am schwarzen Brett hing ein kompliziert wirkender Dienstplan, darunter der Zettel „Kein Kaffee mehr da!“, darüber ein Spruch: „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.“ Handschriftlich, mit Kugelschreiber, leicht gebogen, von einem Linkshänder, vermutete er.

Erik blieb kurz stehen, musterte den Spruch. Kontrolle – das war es. Hier kontrollierte man sich gegenseitig. Nicht über Gesetze oder Regeln, sondern über Blicke und Gespräche, die an abseitigen Orten getätigt wurden. Man wusste, wer wann mit wem wo gewesen war, und wer aus der Reihe tanzte, der tanzte bald gar nicht mehr – zumindest nicht hier.

Er ging zurück in sein kleines provisorisches Büro, klappte seinen Notizblock auf und schrieb keine Namen, sondern nur einzelne Wörter:

Nähe – Schweigen – Loyalität – Druck

Sohn – Familie – Fassade – Erinnerung

Fragen ohne Antworten – Antworten ohne Fragen

Die Kälte des Vormittags schlich langsam unter seine Haut, obwohl die Heizung leise brummte. Es war diese andere Kälte, die von Menschen herkam, nicht vom Wetter. Die Kälte der gespielten Normalität einer Gesellschaft ohne wärmendes Nest.

Er lehnte sich zurück, seufzte leise und schloss für einen Moment die Augen. Der Fall war noch offen – aber das Dorf, das war bereits eine Aussage für sich.

## Kapitel 12

Erik war selten überrascht von Schulen – die meisten, die er im Laufe seiner Karriere betreten hatte, wirkten wie aus einem Baukasten: flache Betonbauten, lange Flure, abgewetzte Linoleumböden, irgendwo eine marode Sporthalle und die obligatorischen Garderobenhaken, an denen bunte Jacken hingen. Doch diesmal war es anders. Das Gebäude vor ihm wirkte fast schon futuristisch: klare Linien, große Glasfronten, sauber angelegte Grünflächen und ein Eingang, der mit einer Art Holzverkleidung Wärme ausstrahlte, ohne aufgesetzt zu wirken. Eine große digitale Anzeigetafel neben der Tür wies auf aktuelle Projekte innerhalb und außerhalb der Schule hin, und als Erik durch die Tür trat, umfing ihn ein Foyer, das eher an ein modernes Konferenzzentrum erinnerte als an eine Schule auf dem Land. Er war alleine zur Schule gefahren, da Oliver einige Personalaufgaben erledigen musste und sie sich abgesprochen hatten, dass Erik danach wieder zur Wache zurückfuhr.

Er blieb einen Moment stehen, zog den Blick über die makellosen Fliesen, die hellen Wände, die Designlampen, die sanftes Licht spendeten, und dachte unwillkürlich: Das hier ist zu schön. Zu perfekt und vor allem zu gut finanziert für eine Gegend, in der sonst jeder zweite Spielplatz verwildert. Ein erstes stilles Warnzeichen, das er für sich abspeicherte.

Er wurde freundlich empfangen, bekam zügig einen Kaffee angeboten und wurde in ein kleines, blitzsauberes Lehrerzimmer gebracht, wo ihn Susanne Schindel bereits erwartete – Mitte vierzig,

akkurat gekleidet, das Haar zu einem festen Zopf gebunden, die Hände ineinander verschränkt. Sie wirkte nicht abweisend, aber auch nicht warm; eher wie jemand, der seine Rolle sehr ernst nahm und sich selbst als Teil einer Maschine verstand, die funktionieren musste.

„Kommissar Eisle“, begrüßte sie ihn mit einem festen Händedruck. „Sie wollten mit mir über Tom Schneider sprechen.“

„Danke, dass Sie sich Zeit nehmen, Frau Schindel“, sagte Erik höflich und setzte sich ihr gegenüber.

Frau Schindel schlug einen Aktenordner auf, blätterte kurz darin, obwohl Erik wusste, dass sie das meiste längst auswendig wusste. „Tom Schneider war ein guter Schüler. Ruhig, zuverlässig. Ich würde sagen... angepasst.“ Sie legte den Kopf leicht schief. „Nicht unbedingt derjenige, der von allein auffiel. Aber mit einem guten Hintergrund, natürlich.“

„Mit ‚Hintergrund‘ meinen Sie seine Eltern?“, fragte Erik, den Blick ruhig auf sie gerichtet.

Sie nickte knapp. „Die Schneiders sind hier bekannt. Engagiert in der Gemeinde, Mitglied in mehreren Vereinen, einflussreich – Sie wissen ja sicher schon einiges.“ Sie strich sich eine Haarsträhne hinter das Ohr. „Solche Kinder werden... sagen wir... mit etwas mehr Vorsicht behandelt.“ Ein dünnes Lächeln zog über ihr Gesicht, das mehr Müdigkeit als Freude zeigte. „Wenn mal eine Note nicht so gut war oder ein Verhalten auffällig... man hat einen anderen Ton angeschlagen. Es gibt Schulen, da sind solche Kinder normal. Hier... da spürt man die feinen Unterschiede.“

Erik notierte das leise in seinem Kopf. „Gab es enge Freunde? Welche, die nach dem Abschluss hier geblieben sind?“

„Wenige. Die meisten aus seiner Klasse sind nach dem Abi gegangen – Studium oder Ausbildung in der Stadt. Hier bleibt fast keiner der beiden.“ Sie überlegte kurz. „Nur einer, soweit ich weiß – Benjamin Schmitz. Die beiden wurden zuletzt öfter zusammen gesehen, wurde mir berichtet.“

Erik nickte langsam. „Danke. Haben Sie sonst etwas bemerkt? Veränderungen über die Zeit des Abis? Irgendwelche Probleme mit Drogen oder Alkohol?“

Susanne Schindel schüttelte den Kopf, fast ein wenig zu schnell. „Nichts, was mir aufgefallen wäre. Tom war immer höflich. Vielleicht... ein bisschen zu sehr bemüht, es allen recht zu machen.“ Sie schloss die Akte und sah ihn einen Moment lang an. „Aber Herr Kommissar – in so einem kleinen Ort... man sieht auch nur, was man sehen soll.“

Erik bedankte sich für ihre Zeit, verabschiedete sich höflich und machte sich auf den Weg zum nächsten Gespräch.

Uli Wechter empfing Erik mit einem festen, warmen Händedruck. Ein großer Mann mit schütterem Haar, feinen Lachfalten um die Augen und einer Stimme, die sofort Vertrauen einflößte. Das Büro des Vertrauenslehrers war klein, aber gemütlich – Bücherregale, ein großer Schreibtisch, eine Couch in der Ecke, an den Wänden eingerahmte Fotos von Klassenfahrten und Projekten, die Geschichten von Jahren erzählten.

„Setzen Sie sich bitte, Herr Eisle“, sagte Wechter mit ruhiger Stimme, während er zwei Tassen Tee einschenkte. „Ich habe von der Sache gehört. Schlimm. Schlimm für unsere Gemeinde.“

Erik nickte und nahm die Tasse entgegen. „Ich würde gern Ihre Sicht hören. Sie kannten Tom Schneider?“

Herr Wechter lehnte sich zurück, die Hände um die Teetasse gelegt. „Natürlich. Ich habe ihn ein paar Jahre an dieser Schule begleitet. Kein Junge, der auffiel, definitiv kein Draufgänger. Eher der Typ, der beobachtet. Ruhig, höflich, nie ein Problemkind. Ich glaube... er wollte dazugehören. Ganz unbedingt.“

Erik hob eine Braue. „Woran machen Sie das fest?“

„Er hat immer versucht, niemandem im Weg zu stehen. Immer angepasst, immer bereit zu helfen. Ein bisschen... zu glatt, wenn Sie verstehen, was ich meine.“ Herr Wechter lächelte traurig. „Manchmal ist das ein Zeichen. Wenn junge Menschen sich zu sehr anpassen, verlieren sie den Zugang zu sich selbst.“

Erik nickte langsam. „Gab es jemanden, der ihm nahe war?“

„Benjamin Schmitz“, sagte Wechter sofort. „Die beiden haben viel Zeit miteinander verbracht. In letzter Zeit wohl noch mehr, habe ich gehört. Benjamin ist einer der wenigen, die hier geblieben sind. Alle anderen? Studium, Job in der Stadt. Das Übliche.“

Erik ließ den Blick durch das Büro gleiten. „Die Schule ist überaus modern. Sehr gut ausgestattet.“

Uli Wechter lachte leise. „Ja, das fällt jedem auf. Für ein Kaff wie unseres ungewöhnlich, nicht wahr? Aber wir haben... gute Verbindungen ins Land. „Fördergelder“, sagen sie immer. Ich frage mich manchmal, wer da seine Finger mit im Spiel hat.“

Erik lehnte sich etwas zurück und ließ die Worte nachhallen. „Gute Verbindungen... zu gut für eine normale Schule?“

Wechter zuckte die Schultern, sein Lächeln blieb freundlich, aber es hatte einen Anflug von Bitterkeit. „Ich bin lange genug hier, um zu wissen, dass manche Dinge eben laufen, ohne dass man sie je ganz versteht. Wir als Kollegium an dieser Schule profitieren davon – keine Frage. Aber wie das alles genau funktioniert... da fragt man besser nicht zu genau nach.“

Erik schweig einen Moment, die Finger trommelten leise auf der Armlehne. Er dachte an die glänzenden Flure, die moderne Technik, das saubere Bild, das die Schule nach außen abgab – und an die stillen Absprachen, die in einem Ort wie diesem unter der Oberfläche lagen.

„Wenn Ihnen noch etwas einfällt, Herr Wechter – wirklich egal, wie klein oder unwichtig es scheint –, melden Sie sich bitte sofort bei mir.“

Herr Wechter nickte ernst. „Natürlich, Herr Eisle. Und... passen Sie auf sich auf. Hier draußen ist manches komplizierter, als es aussieht.“

Erik erhob sich, verabschiedete sich mit einem festen Händedruck und trat wieder hinaus auf den Gang. Er wanderte noch eine Weile unbehelligt durch das Gebäude, ließ die Umgebung auf sich wirken, betrat ein leeres Klassenzimmer, in dem die Stühle ordentlich unter die Tische geschoben waren, die digitale Tafel war auf Standby, als hätte jemand etwas zu verbergen. Auf der Fensterbank lag ein Heft mit sorgsam geschriebenen Notizen. Erik blätterte nicht darin. Es war der Geruch des Raumes – Papier, Staub, ein Hauch von Desinfektionsmittel –, der ihn an andere Schulen erinnerte, an andere Fälle.

Bevor er das Gebäude verließ, trat er noch an das Sekretariat heran. Eine Frau mittleren Alters, mit scharfem Blick und ruhiger Ausstrahlung, blickte über ihren Bildschirm hinweg.

„Sie sind der Ermittler, nicht wahr?“, fragte sie, ohne den Kopf ganz zu heben.

Erik trat näher. „Eisle. Ich wollte nur fragen ... Haben Sie Tom gekannt?“

Die Frau lehnte sich zurück und faltete die Hände. „Man sieht vieles, wenn man lange in einem Sekretariat sitzt. Tom war... korrekt. Ein höflicher Junge, ist nie angeguckt worden in der Schule, soweit ich das sagen kann.“

„Gab es Ärger? Gespräche mit Lehrern oder Beschwerden von Mitschülern?“

„Nicht direkt. Aber man spürt, wenn jemand unter Druck steht – nicht von uns, sondern von zu Hause.“ Sie machte eine kleine Pause. „Ich glaube, er wollte nur niemanden enttäuschen.“

Erik hatte das Gefühl, dass ihm alle dasselbe erzählen würden, nur in andere Worte gekleidet, bedankte sich und verließ das Gebäude. Das Licht war hell und kalt, das Gebäude wirkte zu glatt

in der klaren Herbstluft, und während er zu seinem Wagen ging, hatte er das seltsame Gefühl, dass hinter den glänzenden Fassaden dieser Schule mehr verborgen lag als nur Lehrpläne und Schülerakten.

Er stieg in seinen Wagen. Während er langsam vom Schulgelände fuhr, schoben sich seine Gedanken ineinander wie Mosaikstücke – sauber, strukturiert, aber jedes mit einem Riss in der Oberfläche.

Was verbarg sich hinter dem Wunsch, alles richtig zu machen? Und wer profitierte davon, wenn jemand wie Tom schwieg?

## Kapitel 13

Benjamin Schmitz, von allen nur Benny genannt, war ein kräftig gebauter junger Mann, dessen Gesicht eine Mischung aus Müdigkeit und etwas zeigte, das Erik nicht sofort greifen konnte – vielleicht Verlegenheit, vielleicht auch ein Rest von Trotz. Seine Hände waren schwielig, die Fingernägel in den Ecken voll getrocknetem Mörtel, und als er sich an den Besprechungstisch auf der Dienststelle setzte, schien er kurz nicht zu wissen, wohin mit seinen Armen. Die Arbeit auf der Baustelle hatte ihm einen festen Körper gegeben, aber sein Blick wirkte weich, fast kindlich in manchen Momenten – besonders, wenn sein Blick an Erik vorbeiglitt und sich im Nichts verlor.

„Herr Schmitz, danke, dass Sie gekommen sind“, begann Erik ruhig, den Ton bewusst niedrig haltend, während sich Oliver wie zuvor besprochen betont im Hintergrund hielt und Notizen machte. Benny nickte nur und legte die Hände in den Schoß.

„Es ist wegen Tom, oder?“, sagte er dann. Seine Stimme war rau, nicht vom Rauchen, sondern vom frühen Aufstehen, vom Draußensein, vom Arbeiten, wo andere längst Kaffee trinken.

„Ja“, bestätigte Erik. „Wir wissen, dass Sie mit ihm befreundet waren.“

Benny nickte wieder, diesmal fester. „Er war mein bester Freund. Eigentlich... mein einziger richtiger Freund.“

„Was können Sie uns über ihn erzählen?“

Benny atmete tief durch, verschränkte die Finger ineinander. „Tom war... anders. Er war nicht wie die anderen hier. Klüger auf jeden Fall. Aber auch empfindlicher. Die meiste Zeit hat er's überspielt. Wenn du ihn nicht gekannt hättest, hättest du gedacht, er hat alles im Griff. Aber ich wusste, dass es ihm in letzter Zeit schlecht ging.“

Erik sah ihn ruhig an. „Woran lag das?“

„Drogen“, sagte Benny nach einem kurzen Zögern. „Nichts Härteres. Gras, ein bisschen Speed, manchmal Zeug, das er aus der Stadt mitgebracht hat. Aber er hat das nicht vertragen. Hat ihn runtergezogen. Er wollte da raus.“

„Entzug?“

„Ja. Wollte er machen. Einen richtigen Entzug. In einer Klinik und so. Weg von hier. Aber...“

Benny schluckte, senkte den Blick. „Seine Eltern haben das abgelehnt. Haben gesagt, das geht auch zu Hause. Auf die harte Tour. Sie haben ihn eingesperrt. Kein WLAN, kein Handy, nichts, das ihn ablenken konnte. Nur sie, er und die Regeln. Irgendwann durfte er dann wieder raus, so vor zwei Monaten.“

Erik spürte, wie sich in ihm etwas zusammenzog. Keine Drogenhilfe, keine Therapie – nur Druck, Scham und Kontrolle. Ein bekanntes Muster. Das gab dem Fall plötzlich einen völlig anderen Anstrich.

„Und wie ging es ihm dabei?“, fragte Erik ruhig.

Benny presste die Lippen zusammen. „Schlecht, wenn Sie mich fragen. Er hat abgebaut, war dünner, nervöser, ist manchmal mitten in der Nacht zu mir gekommen. Hat einfach nur da gesessen und nichts gesagt. Ich glaube, er hatte Angst, dass er's nicht schafft, clean zu bleiben – und dass seine Eltern dann endgültig das Vertrauen in ihn verlieren.“

Erik nickte langsam. „Können Sie uns sagen, was Sie am Tag seines Todes gemacht haben?“

Benny sah auf. „Klar! Ich war arbeiten. Auf der Baustelle von sechs bis halb vier. Danach war ich kurz was essen – bei 'nem Imbiss in Wienbach – und dann bin ich nach Hause. Ich war platt – wissen Sie, wir müssen gerade viel schaufeln und schleppen. Hab mich zu Hause aufs Sofa gelegt, den Fernseher angemacht und bin sehr früh eingeschlafen. Um fünf wieder raus. Um sechs ging's weiter.“

„Könnte das jemand bestätigen?“

Er überlegte. „Mein Onkel hat mich auf der Baustelle gesehen. Am Abend... keine Ahnung. Der Typ vom Imbiss vielleicht. Oder die Kamera dort – ich meine, er hat da eine an seinem Imbiss. Zu Hause war ich dann allein – habe ja auf der Couch geschlafen. Eine Freundin habe ich nicht, wenn Sie das als Nächstes fragen.“

Erik notierte das stumm. Kein belastbares Alibi, aber auch nichts, was sofort verdächtig war. Die Müdigkeit in Bennys Augen wirkte echt, die Scham nicht gespielt.

„Wie haben Sie Ihre Zeit mit Tom verbracht?“

Benny lächelte schwach. „Wir sind ab und zu essen gegangen. Diskos, wenn's welche in der Umgebung gab, aber eher seltener. Manchmal sind wir ins Kino in der Stadt gefahren. Aber auch raus in den Wald, wenn er nur gehen wollte. Und wir sind... geklettert.“

Erik hob leicht den Kopf. „Im Steinbruch?“

„Früher, ja. Da war das noch nicht ganz so offiziell gesperrt. Der Steinbruch war gut zum Üben der Technik. Schwierigkeitsgrad... II bis III, vielleicht. Tom war gut im Klettern. Sehr sicher.“

„Gab es Pläne für mehr? Ich meine, wird das nicht irgendwann langweilig, wenn man die Route auswendig kennt?“

Benny zögerte kurz. Dann: „Ja. Nächstes Jahr wollten wir nach Frankreich. Da in der Ecke gibt's Wände mit der Stufe V. Das war Toms Traum, das einmal auszuprobieren. Ich durfte niemandem etwas davon erzählen, am wenigsten seinen Eltern! Ich war nicht mal sicher, ob ich das packen würde, da ich nicht so drahtig wie er bin und trotz der Muskeln einfach zu viel wiege. Aber er ... Er hätte das geschafft, da bin ich mir sicher.“

Erik notierte sich das. Der Steinbruch – nun nicht nur Fundort, sondern auch ein Ort mit Bedeutung für Tom. Und ein geheimer Plan, der den Eltern verschwiegen wurde.

„Warum war der Plan geheim?“, fragte Erik.

Benny zog die Schultern hoch. „Toms Eltern wollten nicht, dass er klettert. Das wäre zu gefährlich, sagten sie. Zu unkontrolliert. Vor allem seine Mutter – die hatte immer Angst, dass er sich verletzt oder... dass er in schlechte Kreise kommt und abstürzt. Ich glaube, für sie war Klettern wie seine Drogen. Ein Kontrollverlust innerhalb der Realität.“

Erik dachte an die Eltern – den glatten Vater, die stille, distanzierte Mutter – und wie sehr das Bild passte: Ordnung, Kontrolle und vor allem: die Außenwirkung. Da blieb kein Platz für Wagnis. Kein Vertrauen in die Instinkte.

„Wer hatte die Idee mit Frankreich?“

„Tom“, sagte Benny sofort. „Er hat recherchiert, Karten mit Kletterrouten gekauft, sogar schon an seiner Ausrüstung gebastelt. Er wollte das wirklich. Ich... ich hab's nicht so ernst genommen, wenn ich ehrlich bin. Für ihn war's aber wichtig.“

Eine Pause entstand, in der Bennys Blick sich verhärtete. „Ich hätte besser aufpassen sollen. Vielleicht... hätte ich was merken müssen.“

Erik schwieg, ließ ihn reden.

„Ich hab ihn nicht umgebracht“, sagte Benny leise. „Das wissen Sie, oder?“

Erik sah ihn lange an. „Ich weiß, dass Sie traurig sind. Und dass Sie viel erzählen. Aber ob ich weiß, was passiert ist – das wird die Zeit zeigen.“

Benny sah zu Boden, seine Hände rührten sich nicht mehr. Da alles gesagt schien, stand Erik demonstrativ auf, verabschiedete Benny aus der Vernehmung und brachte ihn nach draußen.

Erik ließ sich absichtlich ein wenig Zeit, nachdem Benny gegangen war. Er war in der kleinen Küche der Dienststelle stehen geblieben, hatte sich einen frischen Kaffee eingeschenkt – aus der alten Maschine, die alles bitter machte –, und aus dem Fenster geschaut, hinaus in den Hof, wo ein paar Blätter in einem ungelassenen Tanz über den Asphalt wehten. Er spürte noch immer Bennys Gegenwart – das Gewicht seiner Worte, die Müdigkeit in seinen Schultern, diese Mischung aus vermeintlicher Ehrlichkeit und Unbehagen.

Die Tür hinter ihm öffnete sich leise. Annie trat ein, zog sich die Jacke vom Leib, strich sich den Rest der Herbstluft aus den Haaren und stellte sich neben ihn an das Fenster. „Der Junge ist fertig mit der Welt“, sagte sie leise.

„Ja“, sagte Erik, ohne sich umzudrehen. „Aber ich glaube nicht, dass er lügt. Zumindest nicht vorsätzlich.“

Annie nickte langsam. „Er hat sich immer bemüht. War nie einer von denen, die anecken. Wenn Tom sein guter Freund war, dann ist da jetzt ein Loch, das keiner füllt.“

Erik nippte an dem bitteren Kaffee. „Und manchmal... ist so ein Loch gefährlich. Nicht, weil man hineinfällt – sondern weil man versucht, es zu überspringen, und dabei stolpert. Der Steinbruch hat auf jeden Fall als Ort mehr Bedeutung, als ich bisher vermutet habe!“

„Der Steinbruch...?!“, begann sie.

„Wenn sie früher dort geklettert sind, ist das ein Ort gewesen, den sie sehr gut kannten... dann war das nicht einfach ein Unfallort. Dann war das ein Ort mit Geschichte. Ein Ort mit Bedeutung.“

„Ein Ort, zu dem man geht, wenn man etwas vorhat?“, fragte sie leise.

„Der Steinbruch ist ein Ort, an dem Tom ein grundsätzliches Vertrauen spürte, und dann passt man mal nicht auf – das kann jemand ausnutzen.“

„Sie glauben, er wurde gestoßen?“

„Ich glaube, dass nichts ausgeschlossen werden kann – außer vielleicht, dass es nur ein Zufall war, dass der Todesort der Steinbruch war.“

Zurück an seinem Schreibtisch dachte Erik an den Fall aus der Vergangenheit. Damals fand man den Jungen, der mit Anfang zwanzig in einer alten Scheune erhängt baumelte. Zuerst hieß es: Selbstmord. Doch dann – nach zähem Bohren – kamen Ausgrenzung, Schweigen und systematisches Mobbing ans Licht. Kein Mord, aber auch kein freier Wille. Ein Tod, den viele mitverantworteten, ohne je ein Messer gezogen zu haben.

Erik sah das Bild von Tom in der Akte an und fragte sich: War es hier genauso?

Er griff zum Handy und schrieb Julia eine Nachricht:

„Benny Schmitz: enger Freund, kein Motiv erkennbar. Klettererfahrung: Es gab einen geplanten Urlaub, den sie vor den Eltern geheim gehalten haben. Es gab einen Drogenentzug zu Hause, gegen Toms Willen. Die ganze Situation war psychisch angespannt. Ich bin mir sicher: Das war kein Suizid, auch wenn einige Anzeichen dafür sprechen, dass Tom einfach Schluss machen wollte.“

Dann steckte er das Handy weg, trat ans Fenster und sah hinaus in den Wind, der über die Dächer des Ortes fegte – als suche er etwas, das niemand sehen wollte.

## Kapitel 14

Es dauerte bis in den späten Nachmittag, bis die Schneiders bereit waren, erneut mit der Polizei zu sprechen. Erik hatte auf eine Einladung an ihn persönlich gehofft, doch stattdessen kam ein Anruf über die Zentrale, an Oliver gerichtet. Die Eltern würden sie empfangen – am frühen Abend, halb sechs. Keine weiteren Details. Oliver entschied, dass Ännie mit Erik fahren sollte, da er bereits zwei Gespräche mit den Schneiders geführt hatte und er glaubte, dass Ännie als Einheimische erfahren könnte, was die beiden von außen nicht mitgeteilt bekamen.

Der Himmel war bleigrau, als Erik und Ännie in den Ort zurückfuhren. Der Wind hatte zugenommen, blies trockenes Laub über die Straßen und die Straßenlaternen flackerten bereits vereinzelt. Die Siedlung, in der die Familie wohnte, wirkte noch stiller als bei Eriks erstem Besuch. Die Häuser waren immer noch ordentlich, die Gärten gepflegt – alles zu glatt, zu starr. Erik hatte dieser Art von Ordnung immer misstraut. Sie roch nach Angst, nach dem Versuch, etwas zu kontrollieren, das längst unkontrollierbar war.

Gerhard Schneider öffnete selbst, sah erschöpft aus, aber gefasst – zu gefasst, wenn man Erik fragte. Sarina stand im Hintergrund, wie ein Schatten in der Tür, die Arme verschränkt, die Schultern starr, die Augen leer.

„Kommen Sie rein“, sagte Gerhard – kein Bitte, kein Garnichts in Richtung Offenheit.

Im Wohnzimmer war nichts verändert worden. Noch immer lag die Luft schwer, noch immer wirkte es wie ein Raum, in dem man nicht wohnte, sondern auf Besuch wartete. Die Möbel makellos, die Kissen glattgezogen, auf dem Couchtisch lag eine Zeitschrift, die exakt parallel zum Rand ausgerichtet war.

Sie setzten sich.

„Herr Schneider, Frau Schneider“, begann Erik ruhig. „Wir möchten mit Ihnen sprechen – über Ihren Sohn. Noch einmal.“

Sarina nickte kaum merklich. Gerhard sagte: „Was möchten Sie wissen?“

„Beim letzten Mal wurden von Ihnen einige Dinge nicht erwähnt“, fuhr Erik fort. „Dinge, von denen wir inzwischen durch andere Quellen erfahren haben. Toms Drogenprobleme. Der harte Entzug durch Sie in Ihrem eigenen Haus. Die Tatsache, dass er die Hilfe einer Klinik wollte, aber nicht bekam.“

Ein kurzes Flackern ging über Gerhards Gesicht. Sarina blieb reglos.

„Ja“, sagte Gerhard schließlich. „Das stimmt alles.“

„Warum haben Sie das beim ersten Gespräch nicht erwähnt?“

„Weil es nicht relevant schien“, antwortete Sarina, zum ersten Mal mit klarer Stimme. „Weil es nichts mit seinem Tod zu tun haben muss.“

Erik sah sie ruhig an. „Das wissen wir nicht. Noch nicht.“

Gerhard lehnte sich zurück und atmete tief durch. „Wir... wollten das nicht. Die Klinik. Das... wäre für uns als Familie wie eine Kapitulation gewesen. Diese Öffentlichkeit, die damit einhergeht, das Zugeben des eigenen Versagens. Wir dachten, wir schaffen das mit ihm zusammen. Zu Hause.“

„Also haben Sie ihn abgeschottet?“, fragte Erik vorsichtig.

„Wir haben ihn geschützt“, sagte Sarina scharf. „Vor sich selbst und vor falschen Einflüssen. Es war eine harte Zeit, aber notwendig.“

„Und wie ging es ihm dabei?“, hakte Erik nach.

Gerhard schwieg einen Moment. „Am Anfang schlecht. Er war wütend, trotzig. Aber mit der Zeit wurde es besser. Er hat sich gefangen und hat wieder Pläne für sich und sein weiteres Leben gemacht.“

„Was für Pläne?“

„Er sollte...“ – Gerhard räusperte sich – „er sollte in meiner Firma anfangen. Nicht gleich, aber in ein paar Monaten. Ich wollte ihn einarbeiten. Und – ich leite seit vielen Jahren die Fußballmannschaft im Ort. Ich hatte gehofft, dass er sie irgendwann als Trainer von mir übernimmt. Damit er ein Teil der Gemeinschaft bleibt. Ein fester Teil.“

Erik nickte langsam. „Also ein Leben, das in Strukturen eingebettet ist und Sicherheit bietet.“

„Ein Leben in Sicherheit, ja“, sagte Sarina.

„Hat er das auch so gesehen?“, fragte Ännie.

Sarina sah sie an, dann weg. „Ich denke ja.“

Erik spürte das Zögern, das Leuchten im Schweigen. „Wussten Sie von seinen Kletterplänen?“

Gerhard blinzelte. „Klettern?“

„Von Frankreich. Eine Tour, die er mit seinem Freund Benny geplant hat.“

Sarina zog hörbar die Luft ein. „Das war... einmal ein Traum gewesen. Mehr nicht, aus meiner Sicht. Darüber haben wir vor Monaten gesprochen. Ich dachte, das sei längst erledigt.“

„Es war ihm scheinbar sehr wichtig, sagt Benny“, erklärte Erik leise.

Gerhard strich sich über die Stirn. „Wir wollten nicht, dass er sich wieder übernimmt. Dass er zu schnell zu viel will. Deshalb haben wir das gebremst, weil wir Angst um ihn hatten, wenn er sich übernimmt und dabei keine Kontrolle über seinen Körper hat. Er sollte sich erst einmal vollständig erholen.“

„Und Sie glauben, das hat er?“, fragte Erik.

Gerhard nickte nach kurzem Zögern. „Ja. Er war auf einem guten Weg. Nicht vor Kraft strotzend, aber klar im Kopf. Stabil – er wirkte insgesamt stabil.“

„Dann stellt sich die Frage“, sagte Erik, „wie ein junger Mann, der sich gerade stabilisiert, plötzlich tot in einem Steinbruch liegt.“

Sarina presste die Lippen aufeinander.

„Frau Schneider“, sagte Erik. „Haben Sie irgendetwas in den Tagen vor seinem Tod beobachtet? Irgendein Verhalten, ein auffälliger Satz, ein merkwürdiger Blick, der Ihnen seltsam vorkam?“

Sie schüttelte den Kopf, langsam. „Er war... ruhig. Sehr freundlich. Hat mit mir am Vorabend Tee getrunken. Wir haben dabei kaum gesprochen, das haben wir eigentlich nie – und wenn, dann waren es keine wichtigen Dinge. Aber er wirkte... friedlich und in sich ruhend.“

„Friedlich?“, wiederholte Erik.

„Ja“, flüsterte sie mit einem leichten Zittern in der Stimme. Dann ein Moment der Stille. „Vielleicht zu friedlich?! Ich weiß es wirklich nicht, Herr Kommissar – sonst würde ich es Ihnen sicherlich sagen.“

Erik nickte, sagte nichts. Manchmal war ein Schweigen der deutlichste Hinweis.

Sie verließen das Haus eine halbe Stunde später, nachdem sie Toms Zimmer mit dem neuen Wissen noch mal begutachtet und den Eltern erklärt hatten, dass die Leiche ihres Sohnes erst vollständig obduziert werden musste, bevor sie zur Bestattung freigegeben werden konnte. Der Wind hatte aufgefrischt, trieb feine Sandkörner über den Weg, während die Dämmerung hereinbrach. Die Straßenlaternen warfen bereits ihre matten Kreise auf das Pflaster, als Erik und Ännie in Richtung Wagen gingen, langsam, als trügen sie das Gespräch noch auf ihren Schultern wie einen zu schwer gewordenen Mantel.

„Ich weiß nicht, wie's Ihnen geht“, sagte Annie nach einer Weile, „aber ich hab das Gefühl, dass wir ihnen heute näher waren. Und gleichzeitig noch weiter weg von der Wahrheit, was im Steinbruch wirklich passiert ist.“

Erik schwieg einen Moment, dann nickte er. „Sie haben uns etwas gegeben. Aber nur das, was sie kontrollieren können, was irgendwie schon bekannt war. Die Form des Puzzles, bei dem wir die Einzelteile schon längst zusammengesucht haben. Aber nicht den Kern, den behalten sie für sich.“

„Sarina war wie ausgewechselt“, fuhr Annie fort, den Blick auf die dunklen Fenster der Nachbarhäuser gerichtet. „Als Oliver und ich sie besucht haben, um sie über den Tod ihres Sohnes zu informieren, war sie noch wie versteinert – heute... deutlich klarer. Nicht offen, aber... auf ihre Weise aufgeräumt.“

„Vielleicht, weil sie inzwischen etwas akzeptiert hat“, sagte Erik leise. „Oder beschlossen hat, was sie glauben will, und sich damit eine Wahrheit baut, um den Verlust zu akzeptieren.“

Sie hielten kurz am Wagen, die Türen noch geschlossen, als würde sich der Moment selbst nicht auflösen wollen. Annie machte sich eine Zigarette an und bot Erik intuitiv auch eine an, die er ablehnte, wie jedes Mal. Der Rauch stieg langsam auf in die feuchte Herbstluft, kräuselte sich zwischen ihnen wie ein zweites, wortloses Gespräch.

„Wissen Sie“, sagte Erik, „ich hab einmal einen Fall gehabt – fast identisch. Junge, verschwiegene Eltern, gescheiterter Ausbruch von zu Hause, dann ein Tod, der aussah wie ein Unfall, sich aber anfühlte wie ein Plan. Nicht seiner, nicht direkt – aber das System, das ihn hervorgebracht hat, hat ihn auch ausgelöscht.“

Annie sah ihn an. „Sie glauben, das war kein Sprung und kein Ausrutschen – sondern eine Art Kollaps?“

„Vielleicht ja und vielleicht nein. Vielleicht war's beides. Schwer zu sagen!“ Er sah in die Ferne, dorthin, wo die Hügel in der Dunkelheit verschwammen. „Man kann auch fallen, wenn niemand stößt – wenn einen keiner mehr auffängt, schlägt man auch ziemlich fest auf dem Boden auf.“

Für einen Moment schwiegen sie wieder. Die Dunkelheit wirkte dichter als sonst.

„Was halten Sie von Gerhard?“, fragte sie schließlich.

„Er glaubt an die Macht der Struktur – und an die Ordnung, die aus Struktur entsteht“, antwortete Erik. „Und Ordnung verzeiht keine Fehler. Nicht bei anderen. Nicht bei sich selbst.“

„Und Sarina?“

„Sie... weiß mehr, als sie sich erlaubt, zu wissen.“

Sie stiegen ein. Der Wagen sprang umgehend an, das Radio blieb stumm.

„Und wie geht's jetzt weiter?“, fragte Annie.

„Wir brauchen den gesamten Ort“, sagte Erik. „Nicht nur den endgültigen Tatort. Sondern dieses ganze Netzwerk. Wer redet mit wem? Wer schweigt und wer nur so tut, als wäre alles normal?“

Annie nickte. „Sie meinen, wir müssen das Netz sehen – nicht nur die Fliegen darin.“

Erik lächelte schmal. „Am Ende auch die Spinne – dann sind wir nahe dran, den Fall zu lösen.“

Als sie losfuhren, war es fast vollständig dunkel. Und über dem Dorf lag ein Schweigen, das sich nicht wie Frieden anfühlte – sondern wie das Einatmen vor einem Satz, der nicht ausgesprochen werden durfte.

## Kapitel 15

Der Himmel hatte sich schwarz gefärbt, nur hin und wieder zuckten vereinzelte Lichtreflexe von Autoscheinwerfern über die nassen Straßen, als Erik am Abend das Hotel verließ. Der Wind war aufgefrischt, trug die feuchte Kälte des anbrechenden Herbstes in die engen Gassen des Ortes, und

irgendwo klapperte lose ein Blechschild, das sich an der Ecke eines geschlossenen Ladens nicht ganz vom Haken lösen wollte. Erik zog den Kragen seiner Jacke höher, sah auf die Uhr – kurz nach acht. Es war zu früh, um schlafen zu gehen, aber auch zu spät, um noch etwas Sinnvolles für seinen Fall zu unternehmen. Also lief er los, ziellos, vorbei an geschlossenen Metzgereien, einer Apotheke mit dunklem Schaufenster und einem Friseursalon, dessen Werbebild aus einer anderen Zeit stammte.

Die einzige Kneipe, die noch Licht zeigte, lag etwas zurückgesetzt in einer Seitenstraße. Ein Schild mit dem Namen „Zur Eiche“ warf schwaches Neonlicht auf das Kopfsteinpflaster. Durch das Fenster war der warme Schein von gelblichen Lampen zu erkennen, dazu das dumpfe Grollen einer Stimmenkulisse – zu leise, um Worte zu unterscheiden, aber zu gleichmäßig, um nicht aus einer gewissen Anzahl Kehlen zu stammen. Erik trat ein.

Das Innere war stickig, roch nach herbem Bier, kaltem Rauch und etwas Süßlichem, das er nicht einordnen konnte. Der Raum war überschaubar: eine lange Theke, fünf Tische, drei davon besetzt. An der Wand hing ein altes Dartscheibenbrett, daneben ein Fernseher mit stummem Sportkanal. Als er eintrat, wurde es merklich leiser, als hätte jemand die Lautstärke nur für einen Moment heruntergeregelt. Blicke wanderten zu ihm, dann wieder weg, ein Glas wurde abgesetzt, ein Lachen abgewürgt. Erik setzte sich an einen freien Tisch in der Nähe der Tür, wählte instinktiv die Position, aus der er möglichst viel sehen konnte, und bestellte ein Bier. Der Wirt, ein hagerer Mann mit eingefallenen Wangen und einer Art feindseliger Routine, stellte es wortlos hin.

Erik spürte es sofort – er war nicht nur ein Fremder. Er war der Fremde. Der Polizist. Der Eindringling in eine Gemeinschaft, die sich nur dann öffnete, wenn man lange genug Teil von ihr war, um selbst vergessen zu haben, wie man von außen aussieht. Niemand sprach ihn an. Niemand sah ihn länger als notwendig an. Gespräche wurden auf andere Themen gelenkt oder abgebrochen, sobald er zu ihnen blickte. Er hörte noch Gesprächsfetzen, abgehackte Sätze: „...und dann hat er gesagt...“, „...kannst du vergessen, wenn der da sitzt...“. Es war nicht offen feindlich, eher ein dicker Teppich aus Misstrauen, unter dem sich eine ganze Chronik aus Vorurteilen und Schutzinstinkten verborgen hielt.

An einem der Tische saßen drei Männer, alle zwischen vierzig und fünfzig, in Arbeitsjacken mit dem Logo eines lokalen Handwerksbetriebs. Einer von ihnen – ein breitschultriger Typ mit wettergegerbtem Gesicht – sah ihn einmal direkt an, lang genug, dass es fast eine Einladung hätte sein können, dann wandte er sich abrupt ab. Erik fragte sich, wie viele der Gäste Tom gekannt hatten. Wie viele sich wirklich für seinen Tod interessierten und bei wie vielen das Ereignis zwar bekannt, aber als störend im dahinfließenden Alltag empfunden wurde – und wie viele lieber so schnell wie möglich zur Tagesordnung zurückkehren wollten.

Nach zwanzig Minuten kam überraschenderweise Marie herein – Mitte fünfzig, breitschultrig, brünett, in einem altrosa Steppmantel, der ihre Bewegungen ein wenig eckig wirken ließ. Erik kannte sie aus der Leitstelle – sie war eine Art Sekretärin, die auch schon mal den Notruf entgegennahm –, und sie hatten ein paar Mal miteinander gesprochen, mehr beruflich als privat. Als sie ihn sah, zögerte sie einen Moment, dann kam sie zu ihm an den Tisch.

„Herr Eisle“, sagte sie leise und setzte sich, ohne auf eine Einladung zu warten. „Ich hab zufällig aus dem Küchenfenster gesehen, dass Sie hier reingegangen sind. Ich wohne um die Ecke.“

Erik nickte. „Sie wohnen in der Nähe? Nicht übel, wenn man mal angetrunken nach Hause muss“, antwortete er und suchte nach einer Reaktion in ihrem Gesicht, die aber nicht zum Tragen kam. „Ich wollte mir ein Bild machen. Wie dieser Ort am Abend so ist.“

Sie lächelte, ohne zu lächeln. „Und?“

„Beeindruckend schweigsam.“

Marie sah sich um und fuhr sich mit der Hand durch die Haare. „Die Leute wissen, wer Sie sind. Die wissen alles, was passiert ist. Wer wann wo war, wer mit wem spricht. Und wer mit der Polizei an einem Tisch sitzt.“

Erik sah sie an. „Ist das ein Problem für Sie, an meinem Tisch zu sitzen?“

„Nicht für mich, da sie wissen, dass ich bei der Polizei arbeite. Aber die werden’s mir vielleicht irgendwann nachtragen, wer weiß das schon so genau.“ Sie nahm einen Schluck von dem Wasser, das der Wirt ihr hingestellt hatte. „Ich bin hier aufgewachsen. Hab’s geschafft, bei der Polizei als Verwaltungskraft zu arbeiten, ohne auszuziehen. Aber das heißt nicht, dass ich dazugehöre. Weder bei denen noch bei den Polizisten!“

„Sie werden nicht akzeptiert – obwohl sie hier geboren wurden?“

Sie zuckte die Schultern. „Nur solange ich funktioniere und wenn ich mich still verhalte. Wenn ich keine Fragen stelle, die Menschen in Bedrängnis bringen könnten, weil sie immer vermuten, dass ich diese Informationen an die Polizei gebe. Wenn ich nicht mit Leuten wie Ihnen spreche, hilft das auch.“ Sie sah ihn einen Moment fest an. „Ich hab aber auch nichts Neues für Sie, falls Sie sich das fragen. Und wenn ich was hätte, würde ich es Ihnen sicherlich nicht hier sagen.“

Erik nickte langsam. „Weil Sie glauben, dass man uns beobachtet.“

„Weil ich weiß, dass man es tut.“

„Dann müssen wir wohl oder übel schweigen“, konstatierte Erik.

Marie lächelte schwach. „Ich bin gut im Schweigen.“

„Das scheint mir eine gute Eigenschaft zu sein.“

Sie sah ihn nicht an, sondern blickte auf ihr Glas, als könnte sie dort eine Ausrede finden. „Ich höre viel. Und ich weiß, was es bedeutet, wenn man die falschen Dinge sagt – oder sie den falschen Leuten sagt. Ich habe gesehen, was mit denen passiert, die reden.“

„Und was passiert mit denen?“, fragte Erik leise.

Marie schüttelte kaum merklich den Kopf. „Sie verschwinden nicht. Aber ihr Leben wird verändert. Freunde werden zu Bekannten, Bekannte zu Fremden. Der Bäcker schaut weg. Die Tochter bekommt keine Ausbildungsstelle bei einer lokalen Firma, obwohl das vorher nur ein Gespräch zwischen zwei Männern war. Der Mann wird auf der Baustelle nicht mehr gefragt, wie es der Familie geht, sondern wird plötzlich geschnitten. Man braucht keine Drohungen – nur Blicke. Nur kleine Gesten, die schmerzen können wie sonst kaum etwas. Die stumme Ausgrenzung ist das Schwert dieser Gegenden hier.“

Erik betrachtete sie mit neuem Blick. Bisher war Marie für ihn immer die ruhige Konstante gewesen – eine Frau, die scheinbar ungerührt den Strom der Dienstanweisungen, Notrufe und Dienstgespräche regulierte. Die mit ihrer trockenen, aber stets freundlichen Art selbst die unfreundlichsten Kollegen auf Abstand hielt. So hatte er sie die letzten Tage kennengelernt. Jetzt sah er, dass hinter dieser Beherrschtheit mehr lag – eine tiefe, über Jahre kultivierte Vorsicht, die nicht aus Prinzip entstanden war, sondern aus Erfahrung.

„Sie sind also in der Gegend geblieben“, fragte Erik, „weil...?“

„Weil ich hier aufgewachsen bin und auch hier lebe“, erwiderte sie leise. „Weil ich einen Mann habe, der sein Leben lang auf derselben Baustelle arbeitet, die nur den Ort ab und an wechselt. Weil meine Kinder hier zur Schule gegangen sind. Weil ich früher keine echte Alternative hatte. Weil man nicht einfach verschwindet, wenn man den Mut nicht aufbringt, ins kalte Wasser zu springen.“

Erik nickte langsam. „Aber Sie könnten helfen. Vielleicht nicht mir. Aber Tom.“

Marie sah ihn jetzt direkt an. Ihre Augen wirkten müde. „Ich will helfen. Aber nicht in einer Kneipe, in der jeder Blick zählt und gezählt wird. Nicht, wenn man mich schon jetzt beobachtet. Und glauben Sie mir – es wird gesprochen. Darüber, dass ich hier sitze. Mit Ihnen. Mit dem Kommissar aus der Stadt.“

Sie trank ihr Glas aus, langsam, beinahe demonstrativ. Dann stand sie auf, zog sich den Mantel über die Schultern und strich eine unsichtbare Falte glatt.

„Ich melde mich, wenn ich etwas habe, das Sie wirklich brauchen können. Und wenn ich sicher bin, dass es nicht nur mich trifft.“

Erik stand ebenfalls auf und nickte ihr zu. „Danke, Marie.“

„Passen Sie auf sich auf, Herr Eisle“, sagte sie, und für einen Moment schien ihr Blick weicher, fast mütterlich. „Manchmal ist das Schweigen nicht nur Schutz – sondern ein Warnsignal.“

Dann verließ sie die Kneipe, so lautlos, wie sie gekommen war.

Erik blieb zurück und setzte sich wieder hin. Der Raum war kälter geworden. Oder war es nur seine Wahrnehmung? Er sah noch einmal in die Runde – dieselben Gesichter, dieselbe starre Abwehr. Und doch hatte sich etwas verschoben, nur ein wenig. Aber vielleicht war es der erste Haarriss im Glas. Er trank aus, zahlte mit einem normalen Trinkgeld, da er Sorge hatte, dass selbst das gemessen und zum Thema rund um seine Anwesenheit werden würde, und verließ die Kneipe. Draußen war es still. Erik schloss die Jacke, ging langsam die Straße hinunter und zurück zum Hotel. Die Fenster der Häuser waren dunkel. Nur sein eigener Schatten begleitete ihn, langgezogen und verzerrt im Licht der Laternen. Als er das Hotel erreichte, stieg er die Treppen hinauf in sein Zimmer, das mit seinem abgegriffenen Teppich und dem summenden Heizkörper mehr an eine Zwischenwelt erinnerte als an einen Ort der Erholung.

Als er sich der Jacke und der Schuhe entledigt hatte, ließ er sich mitsamt seiner Klamotten auf das knarrende Bett fallen und wurde von der harten Matratze empfangen und zurückgefedert, blickte an die Decke und dachte: Sie wissen mehr, als sie sagen. Vielleicht wissen sie sogar alles. Aber sie werden es nicht sagen. Nicht hier. Und vor allem nicht mir – nicht solange sie glauben, dass Schweigen ein wirksamer und notwendiger Schutz ist.

## Kapitel 16

Das Hotelzimmer am nächsten Morgen lag still da, nur das leise Summen der alten Heizung drang durch die träge Luft, die von abgestandener Wärme und dem säuerlichen Duft billigen Teppichreinigers durchdrungen war – ein Geruch, der Erik an frühere Dienstreisen erinnerte, an Seminare in Kleinstädten, in denen er nie länger als nötig verweilen wollte, an Orte, die keinen nachhaltigen Abdruck im Gedächtnis hinterließen. Hier jedoch war es anders: Nicht wegen des Ortes, sondern wegen des Falls – und wegen der Menschen, die sich so vehement abschotteten, dass Erik den Eindruck hatte, durch Watte zu gehen, durch eine Landschaft aus gestautem Schweigen und weggedrehten Blicken.

Er saß auf dem harten, zu niedrigen Stuhl neben dem Fenster, eine dampfende Tasse Filterkaffee aus der Hotelmaschine in der Hand, und blickte hinaus in die Nacht, die sich über die Dächer des Ortes gelegt hatte wie ein schwerer Mantel. Die Fenster in den umliegenden Häusern waren fast alle dunkel, nur vereinzelt flackerte bläuliches Licht über eine Wand, von einem Fernseher stammend, der vermutlich ungesehen vor sich hinspielte. Kein Mensch befand sich auf der Straße, kein Auto, nicht einmal eine Katze – nichts, was die Illusion durchbrach, dass die Welt dort draußen nicht einfach aufgehört hatte zu atmen, und als plötzlich ein Auto vorbeirauschte, wirkte es, als wäre es aus einer anderen Zeit hierhergekommen.

Die vergangenen Tage hatten sich ineinander verschoben, als hätten sie keine klaren Ränder. Die Gespräche mit Ännie, mit Peter, mit Benny, mit den Eltern, an der Schule – jedes für sich vielsagend und doch lückenhaft, wie ein Mosaik, dessen Farben nicht zueinanderpassen wollten – und mittendrin immer wieder das Gefühl, dass alles bereits entschieden sei, noch bevor er einen Fuß ins Dorf gesetzt hatte. Kein klarer Verdacht. Kein Motiv. Nur eine Leerstelle – und eine Atmosphäre, die sich schwerer anfühlte als jede Beweislage.

Er nahm einen weiteren Schluck Kaffee, verzog leicht das Gesicht – der hatte eindeutig zu lange auf der Platte gestanden und war viel zu bitter. Dennoch trank er weiter. Die Hitze war willkommen – sie brachte ihn zurück ins Jetzt. Er zog das Handy aus der Tasche, sah auf das Display: 6:47 Uhr. Früh, aber nicht unüblich – Julia würde schon wach sein. Vermutlich bereits im Büro, wahrscheinlich mit dem ersten Kaffee des Tages, die Ärmel hochgekrempt, den morgendlichen Stapel digitaler Nachrichten vor sich. Erik zögerte einen Moment, dann tippte er auf „Anrufen“.

Nach dem dritten Klingeln ging sie ran.

„Eisle! So früh schon wach?“, kam es eher interessiert und weniger spöttisch aus dem Telefon.

„Guten Morgen, Julia.“

„Du klingst wie ein alter Mann.“

„Ich fühle mich wie ein zweimal alter Mann.“

Sie lachte leise, ein trockenes, fast zärtliches Geräusch. „Du wolltest doch einen ruhigen Einsatz. Kein Großstadtmord, kein Medienzirkus wie beim letzten Mal.“

„Ruhig ist er. Viel zu ruhig.“

Er hörte sie tippen. „Was hast du für mich?“

„Nicht viel. Noch kein offizielles Ergebnis der Spurensicherung, aber viele Vermutungen. Kral hat den Jungen obduziert, aber nichts Wichtiges bisher gefunden. Ich versuche, ihn später noch mal zu erreichen. Dann war ich gestern wieder oben am Fundort. Keine neuen Spuren, keine Hinweise auf Fremdeinwirkung. Und das Spurenteam sagt: sauber gefallen, lag dort wie drapiert. Keine Drogen im Blut, obwohl er vor kurzem einen Entzug zu Hause gemacht hat, keine Verletzungen außer denen vom Aufprall. Keine Hinweise auf Gewalteinwirkung. Könnte alles und nichts sein!“

„Also doch Suizid?“

„Möglich. Aber...“ Erik stand auf, trat zum Fenster und zog mit zwei Fingern den Vorhang ein Stück zur Seite. Der Nebel hatte sich verdichtet und legte sich wie ein Tuch auf die Dächer, dämpfte dabei die Farben. „Aber nichts daran fühlt sich klar an. Die Menschen hier sind... kompliziert. Untereinander verflochten, jeder hängt mit jedem zusammen. Jeder Satz hat potentiell zwei oder mehrere Bedeutungsebenen. Und keine davon ist für mich eindeutig!“

„Wie redest du denn, Erik?“, fragte Julia, halb belustigt. „Klingt, als wärst du mitten in einem Dostojewski-Roman.“

„Manchmal fühlt es sich auch so an. Nur dass hier nicht aus Leidenschaft gemordet wird, sondern aus Gewohnheit – aus stillschweigender Zustimmung. Oder aus dem, was man hier unter Ehre versteht. Um etwas aus der Mitte zu entfernen, was da eigentlich nicht mehr hingehört.“

Am anderen Ende war es kurz still.

„Was sagt dein Bauchgefühl?“, fragte sie nach einer Weile.

„Es sagt mir, dass ich in einem Nest sitze, das keine Polizei braucht. Nur irgendeine Form der Ordnung. Und am liebsten über alles, was passiert, schweigen möchte.“

„Gibt es noch gar nichts Finales aus dem Labor?“

„Die arbeiten viel zu langsam. Vielleicht sind wir nicht spannend genug. Ich habe ihnen mehrfach geschrieben. Nichts, was sie priorisiert, scheint mir.“

„Ich rufe da heute selbst mal an. Ich mach ihnen mehr Druck. Sie sollen wissen, dass das hier kein Fall zum Versickern ist.“

„Danke, Julia. Das ist gut! Denn von alleine kommt hier niemand zum Reden vorbei. Und wenn es mal passiert, hat man das Gefühl, dass das alles Nebelbomben sind.“

„Und du? Brauchst du wen? Ich könnte jemanden abstellen. Es wird eng, aber... ich bekomme das hin. Oliver scheint auch keine richtige Hilfe zu sein.“

Erik dachte nach. Der Impuls, zu sagen: „Ja, schick jemanden“, war schnell da – aber die Vorstellung, mit einer weiteren Person hier aufzuschlagen, womöglich aus einer anderen Stadt, mit anderem Habitus, anderem Auftreten – das konnte alles zerstören, was er sich gerade mühsam aufgebaut hatte. Es war nicht viel – nur ein Riss im Lack. Aber dieser Riss musste wachsen und nicht gleich wieder verkleben.

„Noch nicht“, sagte er. „Ich will nicht, dass sie sich noch mehr zurückziehen, wenn wir mit zwei Fremden auftauchen. Aktuell mache ich es mit seiner Vertretung, die auch von hier stammt. Macht es manchmal einfacher, manchmal auch nicht. Aber es ist noch in Ordnung.“

„Du sagst Bescheid, ja? Ich schick dir niemanden, der herumpoltert. Nur jemanden mit Augen und Ohren, die dir helfen, die Feinheiten zu erkennen.“

„Du hast mir noch nie jemanden geschickt, der nicht zuhören konnte.“

„Erik!“

„Hm?“

„Halt mich auf dem Laufenden. Und... pass auf dich auf. Ich habe irgendwie ein komisches Gefühl bei der Sache.“

Er nickte, obwohl sie es nicht sehen konnte. „Ich auch.“

„Dann ist das entweder gut – oder schlecht.“

„Oder beides in einem Atemzug. Manchmal sind Fälle so!“

Sie lachte wieder, ohne zu lachen, dann klickte es in der Leitung. Das Gespräch war beendet.

Er legte das Handy neben die Kaffeetasse und sah wieder nach draußen. Nebel. Nur Nebel. Kein Mensch auf der Straße. Keine Bewegung weit und breit. Es war, als hätte der Ort sich unter einer Glocke verkrochen, die nur manchmal einen Laut entweichen ließ, gerade genug, um nicht ganz zu sterben.

Er ging langsam zum kleinen Schreibtisch, der in einer Nische des Zimmers stand, von einem uralten Hängelicht notdürftig beleuchtet, das flackerte, wenn man an die Fassung stieß. Aus seiner Tasche zog er das Notizbuch, das er bei solchen Einsätzen immer mit sich führte – ein altmodischer Leineneinband, abgenutzt, mit einem dünnen Gummiband verschlossen, das ausgeleiert war wie die Geduld eines alten Kollegen. Er schlug die letzte beschriebene Seite auf, griff zum Bleistift, den er ins Spiralfach geklemmt hatte, und schrieb – langsam, fast so, als müsste jedes Wort durch einen Filter aus Zweifel und innerer Distanz hindurchdiffundieren.

„Tag drei. Noch kein klares Motiv. Noch kein klares Umfeld. Nur Andeutungen. Nur Spuren von Lebensgeschichten und Lebenswirklichkeiten, die nicht ineinandergreifen.“

Er hielt inne, blickte auf die Worte, die da wie stille Zeugen eines Prozesses standen, der noch kein Urteil kannte.

„Tom Schneider. 22 Jahre. Gefallen. Vielleicht gestürzt. Vielleicht gestoßen. Vielleicht gesprungen. Und vielleicht... hinabgezogen. Von etwas, das tiefer liegt.“

Die Worte kamen langsam, flossen wie aus einem Brunnen, der nicht ganz sauber und verschlickt war, aber noch Wasser führte. Erik schrieb über das Gespräch mit Benny, das Schweigen der Eltern, die auffällige Unauffälligkeit des Fundortes, die glatte Abwesenheit von allem, was man

sonst als Zeichen deuten konnte. Und über die Körpersprache – jene Sprache, die mehr verriet, als Worte es je könnten. Abgewandte Schultern und vermeidende Blicke. Ein zu langes Zögern, eine zu schnelle Zustimmung.

Er notierte sich, dass Annie oft wusste, was gesagt wurde – aber deutlich seltener, was gemeint war. Dass Oliver unter Druck stand, weil er zu viel wollte – und zu wenig verstand. Dass Peter wie jemand wirkte, der den Überblick verloren hatte, noch bevor er ihn je hatte, aber über die Familie mittendrin hing.

Und dann setzte er neu an, auf einer frischen Seite:

„Julia fragt, was ich wirklich denke.“

Er unterstrich das Wort „wirklich“ doppelt, strich dann einen Moment mit dem Daumen über die Fläche des Papiers, als könnte er das, was unausgesprochen war, durch die Struktur selbst herauslösen.

„Ich denke: Es war kein Selbstmord. Ich weiß es nicht – aber ich glaube es. Weil die Welt hier so gebaut ist, dass man nicht einfach verschwindet, ohne Spuren zu hinterlassen. Und weil man nicht fällt, wenn einen keiner vorher aus der Bahn bringt.“

Er ließ den Stift sinken. Hörte einen Lieferwagen vorbeirattern. Kurzes Hundegebell in der Ferne. Der Ort erwachte. Oder versuchte es zumindest, sich im Dämmerzustand wachzurekeln.

In der Enge des Hotelzimmers spürte Erik plötzlich, wie sehr ihm die Stadt fehlte – nicht das Getöse, nicht der Lärm, sondern das Gefühl, in einem Raum zu leben, der größer war als das eigene Misstrauen. Hier jedoch war jeder Quadratmeter durchzogen von Stimmen, die nicht mehr laut wurden – von Regeln, die nie aufgeschrieben wurden, aber härter griffen als jedes Gesetz.

Er schloss das Notizbuch, schob es in die Tasche zurück, ging ins Bad und wusch sich die Hände. Kaltes Wasser, hart wie Glas. Als er aufsaß, begegnete ihm sein eigenes Gesicht im Spiegel. Für einen Moment sah er nicht sich – sondern einen Mann, der Teil eines Mechanismus war, den er nie ganz verstanden hatte, der ihm aber die Richtung vorgab.

„Also gut“, murmelte er leise. „Dann eben der nächste Tag.“

An diesem nächsten Tag würde er nicht nur die Fakten suchen, sondern auch die Lücken. Nicht nur das, was gesagt wurde, sondern das, was fehlte. Und irgendwann – auch das, was jemand so sehr zu verstecken versuchte, dass er sich selbst darüber vergessen hatte.

## Kapitel 17

Als Erik die kleine Dienststelle an diesem Morgen betrat, war es stiller als gewöhnlich. Kein Stimmengewirr oder Tastaturklappern, keine halbgeschlossenen Türen, hinter denen telefoniert wurde. Nur das dumpfe Summen der alten Heizkörper und das helle Pfeifen des Windes, der über das Dach fuhr. Oliver saß am Empfangstisch, ein Schal lose um den Hals geschlungen, blasser als sonst, die Stirn glänzend.

„Ich meld’ mich krank“, sagte er, noch bevor Erik etwas sagen konnte. „Ich hab die Nacht kaum geschlafen. Kopfschmerzen, Fieber – alles tut mir weh. Ich schaff das heute nicht!“

Erik nickte nur. Er sah es Oliver an – der junge Beamte war ohnehin zu dünn besetzt gewesen für diesen Fall, und jetzt wirkte er, als sei die bloße Aufrechterhaltung seiner Körperhaltung eine Entscheidung gegen das Umfallen.

„Was ist mit Peter?“

„Hat heute frei. Und er nimmt seine freien Tage ernst und fährt konsequent mit seinem Wohnwagen fort, damit ihn auch ja niemand anruft, um spontan einzuspringen.“

„Wer ist dann verfügbar?“

Oliver zuckte die Schultern, griff zum Hörer, wählte eine Durchwahl. „Ich sag Ännie, sie soll den Fall in der Zwischenzeit begleiten. Ich hoffe, es kommt nichts Neues rein! Dann müssen die Geschwindigkeitskontrollen mal ausfallen für ein paar Tage!“

Erik sagte nichts. Ein kurzer Moment verging, dann legte Oliver auf. „Ännie kommt gleich. Sie war nicht begeistert, schon wieder ran zu müssen, aber sie macht’s.“

Ännie trat keine zehn Minuten später durch die Tür. Die Uniformjacke war halb geöffnet, ihr Blick ruhig, aber leicht verärgert – nicht feindselig, eher wie bei jemandem, der einen unnötigen Umweg in Kauf nimmt, weil es keine andere Möglichkeit gibt.

„Also gut“, sagte sie ohne Begrüßung. „Ich bin heute Ihr Schatten.“

Erik hob nur leicht die Brauen. „Solange Sie nicht mein Echo werden, können Sie auch meine Partnerin sein!“

Ein kurzes, trockenes Lächeln zuckte über ihr Gesicht, verschwand aber gleich wieder.

Sie wünschten Oliver eine gute Besserung und gingen gemeinsam hinaus, damit Ännie eine Zigarette rauchen konnte, und Erik war glücklich, nicht zu nah an der Infektion sein zu müssen.

„Und, wie sehen Sie den Stand der Dinge? Gibt es neue Erkenntnisse, die uns helfen können?“, fragte Erik und ließ seinen Blick über die Gegend gleiten.

Ännie lehnte sich an die Hauswand, verschränkte die Arme. „Wir haben einen toten jungen Mann, ohne Spuren von Gewalt, ohne Drogen im Blut, ohne einen Zeugen, ohne ein wirksames Motiv. Es könnte alles sein – und nichts.“

„Selbstmord ist nicht ausgeschlossen für Sie?“

„Es ist schon möglich. Aber ich bin mir gerade überhaupt nicht sicher. Oliver hat ja gleich ausgeschlossen, dass es etwas anderes als Selbstmord sein kann. Fand ich auffällig.“

Erik nickte. „Julia wird Druck bei der Spurenanalyse machen, dass wir die Ergebnisse schneller bekommen.“

Sie drehte leicht den Kopf. „Und!? Gibt es bereits was?“

„Ich habe eben eine kurze Mail erhalten, die aber auch nichts Neues bringt: vorläufige Einschätzung, die sie wie immer ohne Gewähr geben – die riskieren nie etwas: Es sind an der Leiche keine äußeren Einwirkungen erkennbar. Keine Abbaustoffe, keine Betäubungsmittel im Blut. Sieht für die nach einem sauberen Fall aus. Tom war clean. Keine Anzeichen für einen Kampf. Nur der Sturz und die Brüche im Kopf- und Nackenbereich.“

Ännie schwieg einen Moment, dann: „Also es bleibt dabei: Entweder ist er gefallen, gesprungen oder gestoßen worden.“

„Und für keine dieser Varianten haben wir aktuell einen Beweis.“

„Das sind bestimmt die Lieblingsfälle aller Ermittler!“, kommentierte Ännie.

„Haben Sie eine Tendenz oder eine Vermutung?“, fragte Erik, den Blick weiter auf die Umgebung gerichtet, doch die Stimme leise, fast privat. „Ich weiß, wir sollen nicht raten, aber ich spreche eher über das Gefühl, das Sie in sich tragen – Sie kennen die Gegend und die Leute viel besser als ich!“

Ännie zögerte, sah ebenfalls hinaus in den Himmel, wo ein einsamer Vogel seine Kreise zog.

„Ich weiß nicht“, sagte sie schließlich. „Ich hab Tom nie als großartig instabil erlebt. Ruhig, ja, sensibler als andere Jungs in seinem Alter. Aber nicht... gebrochen. Das mit den Drogen wusste ich zum Beispiel gar nicht – auch nicht mit dem Entzug zu Hause. Da war er einfach einige Wochen weg und niemand bemerkte es – außer Benny vielleicht!“

„Das ist das Problem“, murmelte Erik. „Wenn einer laut schreit, sehen’s alle kommen. Wenn einer einfach nur aufhört, sich zu wehren, merkt es niemand.“

„Oliver ist sich so sicher, dass es kein Mord ist“, sagte Ännie. „Aber ich frage mich, warum. Bauchgefühl? Oder weil es nicht ins Bild passte?“

„Oder weil es ihm jemand gesagt hat“, testete Erik ihre Reaktion, die jedoch ausblieb.

Sie schwiegen eine Weile, während sie dem Vogel am Himmel hinterherblickten.

„Wenn’s ein Suizid war, der Aufmerksamkeit schaffen sollte“, sagte Ännie leise, „war er verdammt schlecht vorbereitet. Keine Abschiedszeilen und auch sonst kein Zeichen.“

„Wenn er aber genau das geplant hat? Ich meine, wenn er so weit klar im Kopf war, dass er keine Nachricht senden wollte, damit die Polizei tiefer gräbt, um das Rätsel zu verstehen? Könnte auch eine Strategie sein! Oder es war gar kein Selbstmord“, rätselte Erik weiter. „Vielleicht ist er gefallen. Vielleicht wurde er gestoßen. Vielleicht... da ist irgendetwas, das wir noch nicht sehen.“

Die Gewissheit, dass sie wenig bis nichts in der Hand hielten, wickelte sich um ein neues, offenes Feld – wie an einem Ort, an dem noch niemand stand. Das war es, was Erik am meisten störte: Es gab keinen Widerstand. Keinen Druck. Nur diese schwebende Leere, in der alles möglich blieb – und nichts sicher war.

Erik schwieg, während sich die Gedanken in ihm verdichteten – nicht linear, nicht scharf, sondern wie Nebel, der sich in den Zwischenräumen des Verstehens sammelte. Es war nicht das erste Mal, dass er vor einer Leere stand. Dieses Mal dachte er nicht nur an den Fall, sondern erzählte Ännie davon: Vor Jahren, in einem anderen Kaff, in einer ebenso stillen Ecke des Landes, hatte er einen Fall betreut, der ihn lange nicht losgelassen hatte – der junge Mann, der sich in der Scheune erhängt hatte: Er war gut erzogen, leistungsbereit, vollgepackt mit Erwartungen der Eltern, Freunde, Lehrer – und eines Tages wortlos verschwunden. Man fand ihn zwei Wochen später, am Seil baumelnd. Auch dort: Eltern, die von Hoffnung sprachen, von Wendepunkten, viel Lebensmut. Freunde, die sich gegenseitig nichts zu sagen hatten, weil alle dieselbe Ahnung hegten, aber niemand es aussprechen wollte. Am Ende blieb ein leeres Protokoll – und das unguete Gefühl, dass das Verlorengelassen nicht immer sichtbar war. Manchmal war es lautlos. Ein leises Abdriften hinter einem Lächeln, das zu oft geübt worden war.

Er sah kurz zu Ännie, die noch immer hinaufschaute, dann wieder zu ihm. Manchmal war es das Schweigen, das lauthals schrie.

„Haben Sie mal erlebt, dass jemand sich das Leben genommen hat?“, fragte Erik schließlich, ohne sie anzusehen.

Ännie schwieg einen Moment zu lange, dann: „Ja. Vor ein paar Jahren. Ein Mädchen, das auf die Realschule ging. Fünfzehn war sie, ich zwei Jahre älter, meine ich. Sie hatte es im Internet angekündigt, aber keiner hat’s ernst genommen.“

Sie atmete hörbar aus. „War auch hier in der Gegend. Sie lebte in einem der Nachbardörfer. Hat sich im Wald die Pulsadern aufgeschnitten.“

Erik nickte. „Wie hat die Gemeinde reagiert?“

„Mit Schuld, aber vor allem mit Wegsehen. Es wurde still drumherum. Keine Mahnwache, wie man sie in Städten kennt, keine klärenden Gespräche. Nur stilles Vergessen. Als wäre es ansteckend, wenn man darüber spricht.“

„Und bei Tom? Glauben Sie, er wollte sterben?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Ännie ehrlich. „Aber wenn, dann hat er es gut versteckt. Und wenn nicht – dann hat es jemand anderes versteckt.“

„Oder er hat’s selbst nicht gewusst“, murmelte Erik. „Manche springen nicht, weil sie sterben wollen, sondern weil sie glauben, es gebe keinen anderen Schritt mehr.“

Sie schwiegen beide, und das Schweigen war schwer, nicht zwischen ihnen, sondern um sie herum – wie ein dritter Schatten zwischen ihnen.

Am späteren Vormittag, während Annie kurz ein paar Anrufe tätigte, ging Erik nach draußen und wählte die Nummer der Gerichtsmedizin. Diesmal war Dr. Kral dran – ein Mann mit kühler Stimme, der dennoch zu den wenigen zählte, die nicht nur mit Skalpell, sondern auch mit einer gewissen Sensibilität arbeiteten.

„Kral. Gerichtsmedizin Mühlstadt.“

„Eisle hier. Ich wollte Sie kurz sprechen – wegen Tom Schneider.“

Eine kurze Pause am anderen Ende, dann ein sachliches „Ja, den hatte ich gestern auf dem Tisch.“

„Ich habe die Infos bereits aus dem vorläufigen Bericht erhalten. Aber ich wollte Sie noch etwas Persönliches fragen.“

„Persönlich?“ Kral klang überrascht, aber nicht abweisend.

„Ich habe gelesen, dass sie persönlich vor Ort waren, im Steinbruch. Bevor er abtransportiert wurde. Mich interessiert... nicht nur, was Sie gesehen haben, sondern was Sie gespürt haben.“

Wieder diese kurze Pause. Dann ein leises Schnauben, kein Lachen, eher eine Form von Nachdenklichkeit. „Wissen Sie, Herr Eisle – normalerweise versuche ich, genau das auszuschalten. Gefühl, Ahnung, Instinkt – das führt zu Fehlern. Aber bei dem Jungen...“

„Ja?“

„Da war etwas Komisches. Nicht der Körper – der war ohne Auffälligkeiten und ohne Anzeichen eines äußeren Einflusses. Aber die Stelle. Die Art, wie er da lag. Zu korrekt. Als hätte ihn jemand hingelegt. Nicht geschleudert, nicht geworfen, sondern irgendwie... an der Stelle drapiert. Auch wenn ich mir sicher bin, dass er dort durch den Sturz gestorben ist. Ich weiß, das klingt vage, kann auch Zufall sein.“

„Nein“, sagte Erik. „Es klingt ähnlich, wie ich es empfinde.“

„Und noch etwas. Es war still da oben. Nicht nur normale Stille. Diese... aufgeladene Stille, wenn Sie verstehen, was ich meine. Als ob noch jemand zuhört.“

„Das ging mir ähnlich.“

„Wenn ich ehrlich bin“, sagte Kral nach einer kurzen Pause, „dann frage ich mich, ob er überhaupt alleine dort war. Vielleicht war jemand bei ihm. Nicht um ihn zu töten – aber um ihn zu überzeugen. Zum Springen. Oder nur, um ihn zu beobachten. Solche Konstellationen gibt es – ich hatte mal einen solchen Fall vor ein paar Jahren.“

Erik reagierte nicht sofort. Seine Gedanken gingen bereits weiter, kreisten um diese Idee – und um die Gefahr, sich von Andeutungen leiten zu lassen.

„Das ist sehr viel Spekulation für uns beide zusammen“, sagte er schließlich ruhig.

„Ich weiß“, antwortete der Gerichtsmediziner. „Ich vermerke natürlich nichts davon im Bericht, den ich bald mit den neuen Erkenntnissen erweitern werde und Ihnen natürlich zukommen lasse. Es ist nur... ein Gedanke. Einer von vielen.“

„Wir brauchen Beweise.“

„Natürlich“, sagte Kral. „Aber bis dahin ist manchmal das Bauchgefühl das Einzige, was man hat. Und das sagt mir: Er war nicht ganz allein.“

Erik schwieg. Nicht aus Ablehnung – sondern weil genau diese Form der Ahnung ihn mehr beschäftigte, als er zugeben wollte.

„Dann sind wir vielleicht beide nicht mehr ganz objektiv“, sagte Erik trocken.

„Wenn ich etwas finde – und sei es nur ein Millimeter falscher Aufprallwinkel –, hören Sie von mir, denn bisher habe ich mich um das Offensichtliche gekümmert.“

„Danke! Das hilft mir mehr, als Sie sich vielleicht vorstellen können.“

Als er auflegte, sah Erik hinaus über die Dächer des Ortes. Noch immer war nichts klar – aber das Schweigen bekam Risse.

## Kapitel 18

Die Sonne kämpfte sich mühsam durch ein dünnes Schleierband aus Wolken, das über dem Tal wie eine zugezogene Gardine hing, und der Wind, der an diesem Vormittag über die Hänge strich, war zwar nicht kalt, doch scharf genug, um jede Bewegung unter freiem Himmel in eine kleine Entscheidung zwischen Beharrung und Aufbruch zu verwandeln. Erik stand am Wagen, die Hände tief in den Taschen seiner Jacke, und beobachtete, wie Ännie mit einer lässigen Selbstverständlichkeit ein zweites Paar Schuhe aus dem Kofferraum holte – robuste Wanderschuhe, die zwar nicht neu waren, aber gepflegt wirkten, wie jemandes einziges Paar für ernsthafte Wege.

„Also wieder in den Steinbruch?“, fragte sie, ohne ihn anzusehen.

„Haben Sie einen besseren Vorschlag?“, erwiderte Erik ruhig. „Irgendwas muss da sein!“

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht, wenn wir was über Tom erfahren wollen, das nicht in Akten steht.“

„Dann los.“

Die Schranke, die eigentlich den Weg zum alten Steinbruch versperren sollte, stand, wie Oliver ein paar Tage zuvor als Normalzustand berichtet hatte, wieder offen, so als hätte jemand sich die Mühe gemacht, sie nur für den einen Besuch zu verriegeln – oder als hätte jemand sehr bewusst dafür gesorgt, dass sie ab nun offenblieb. Erik hielt den Wagen an, obwohl er auch durchfahren konnte, parkte und überlegte sich, dass sie vielleicht besser zum Steinbruch gingen. Er stieg aus und Ännie folgte ihm, schien leicht irritiert, sah jedoch mit an, wie Erik an den Schlagbaum trat und ihn genauer untersuchte.

Dabei sah er sich den rostigen Schließmechanismus an, betrachtete die kaum sichtbare Gravur auf dem kleinen Namensschild des hölzernen Pfostens – „Forstbezirk Holzweiler, Förster Schmitz“ – und etwas in ihm klickte. Nicht laut, nicht wie ein Alarm, sondern wie ein Reißverschluss, der sich langsam schließt.

„Schmitz?“, fragte er beiläufig.

„Ja, der ist der Förster hier. Schon ewig. Und ja – bevor Sie weiterfragen: Es ist wieder einmal Verwandtschaft. Es ist der Onkel von Benny.“

Erik nickte langsam, während er die Schranke durchschritt, ohne sie zu berühren. „Ein Dorf eben.“

„Eins von der etwas konservativeren Sorte“, sagte Ännie, nun neben ihm, die Hände lässig in den Jackentaschen, die Schritte zielgerichtet, aber ohne Hast.

Der Weg war matschig, aber begehbar, gesäumt von Wiesen, deren Grün schon einen Hauch von Herbstträgheit angenommen hatte. Am Rand standen die drei Ferienhäuser, wie vergessen in der Landschaft verstreut – graue, unbewohnte Häuser, deren Fensterläden geschlossen waren, obwohl sie nie ganz dicht schlossen, und deren Dächer moosbewachsen in die Baumkronen hineinwucherten, als gehörten sie längst mehr zur Natur als zu den Menschen. Erik musterte sie kurz, dann wiederholte er leise: „Ein Dorf.“ Er fragte sich, wie die Menschen, die hier Urlaub machten, durch den Schlagbaum kamen, wenn dieser geschlossen war, doch dann erkannte er, dass ein Weg hinter den Häusern entlangführte, der scheinbar woanders hinführte. Er murmelte wiederholend: „Ein unscheinbares Dorf im Dorf.“

Ännie lachte trocken. „Ja. Mit allem, was dazugehört. Und mit allem, was nie dazugehört hat.“

Sie gingen eine Weile schweigend weiter, das Knirschen von kleinen Steinen unter den Schuhsohlen, das leise Rascheln der Hecken im Wind, das entfernte Flattern eines Vogels – all das vermischte sich zu einem Klangteppich, der Erik fast schon zu gefallen begann, wäre da nicht das dumpfe Wissen um die Leere, die sie gleich wieder betreten würden.

„Tom war früher oft hier“, sagte Annie plötzlich. „Nicht nur zum Klettern. Auch zum Feiern. Ist mir heute Morgen eingefallen, dass sie sich oft getroffen haben. Mein Bruder war auch dabei. Damals... naja, als wir noch alle auf einer Wellenlänge waren.“

Erik hob leicht die Augenbraue. „Wie viele waren sie?“

„Kommt drauf an. Manchmal zehn, manchmal zwanzig. Meist dieselben Gesichter. Die vom Sportverein, die aus der Oberstufe, die Brüder und Schwestern. Und immer ein, zwei, die eigentlich gar nicht eingeladen waren, aber einfach mitkamen. Das war okay. Meistens. Ich war nur einmal dabei, mein Bruder aber öfters, daher habe ich mich nicht direkt an diese Treffen erinnert.“

„Und Tom?“

„Der war einer von denen, die zwischen den Gruppen schwebten. Er stand nie im Mittelpunkt. War aber immer da, soweit ich mich an Partys oder Discos erinnern kann. War immer... ein Teil des Ganzen. Mitläufer, nicht Anführer – ein Suchender.“

„Wonach suchte er?“

Annie zuckte mit den Schultern. „Nach dem, was wir alle gesucht haben. Einen Ausweg. Einen Weg, der nicht vorgezeichnet war. Ich meine, uns allen war klar, dass Hierbleiben irgendwie keine Option für die meisten war. Damit war aber auch klar, dass wir in diesen Gruppen nicht bleiben würden, sondern es ein Ende auf Zeit sein würde.“

Sie gingen weiter, langsam auf den lichten Hang zu, der sich zur Grube öffnete. Die Bäume wurden weniger, der Wind nahm zu. Erik blieb stehen, sah hinunter in das weite, trockene Becken, das sich vor ihnen auftat – eine alte Wunde in der Landschaft, ausgebeutet und dann sich selbst überlassen.

„Sie haben einmal gesagt, dass es hier... früher andere Regeln gab“, sagte Erik.

„Gab?“, Annie lachte bitter. „Die gibt es immer noch. Oder was meinen Sie?“

„Sie meinten, dass gewisse Familien... dass sie unter sich bleiben. Sich miteinander und untereinander verbinden. Nicht zufällig, sondern geplant.“

Annie trat einen Schritt vor und ließ den Blick in die Tiefe wandern. „Ach, das meinen Sie. Früher war das normal. Die Söhne vom Bürgermeister, der der größte Bauer der Gegend war, heirateten die Töchter vom Metzger. Der Hof sollte weitergehen. Das Land soll in der Familie bleiben. Blut mischte sich nicht. Es wurde... ergänzt.“

„Sogar Cousinsen und Cousins?“

„Ja, sicherlich ist auch das vorgekommen. Nicht offiziell. Aber ja, sicherlich öfter, als es sein sollte. Früher war das sicherlich mehr. Heute ist das weitaus seltener.“

„Tom... Er war Einzelkind?!“

„Genau.“

„Und seine Mutter?“

Annie zögerte, schob eine Haarsträhne aus dem Gesicht. „Sarina ist nicht von hier. Das wissen viele gar nicht mehr. Die meisten denken, sie sei still, weil sie so ist. Aber sie ist still, weil sie nie dazugehört hat. Sie wurde... von den Schneiders hierhergeholt.“

Erik sah sie an. „Geholt? Was meinen Sie damit?“

„So wie man ein Möbelstück holt. So wie man eine Lösung generiert, wenn es eine spezielle Lösung braucht. Gerhard Schneider wollte nicht irgendwen. Er wollte niemanden mit alten Geschichten. Keine Exfreundin. Keine Schwester von jemandem, mit dem er mal Streit hatte. Also hat er

außerhalb gesucht. Vielleicht sogar gekauft, sagen manche. Und für Peter gleich eine mit. Unseren Peter von der Wache, meine ich!“

Erik runzelte die Stirn. „Klingt nach...“

„Nach Menschenhandel? Ja. Aber nicht so direkt. Eher wie... funktionierende Netzwerke. Jemand kannte jemanden. Die beiden Frauen stammen aus dem Osten, sie haben nie viel geredet. Waren plötzlich da und blieben. Vielleicht, weil sie mussten, vielleicht, weil sie bleiben wollten, da sie von einem Ort kamen, an dem es sicherlich nicht besser war.“

Sie gingen langsam die Böschung hinab, der Boden war trocken, aber rutschig, die Steine lose, das Gras schon leicht vergilbt. Erik sagte nichts. Zu viel schien in diesen wenigen Sätzen zu stecken – eine Geschichte, die nicht erzählt worden, sondern nur angedeutet war; und jede dieser Andeutungen war ein möglicher Riss im sauberen Bild, das die Familie Schneider so mühsam gepflegt hatte.

Sie blieben an einem kleinen Vorsprung stehen, auf dem sich offenbar früher regelmäßig Menschen niedergelassen hatten – ein verrosteter Geträndedosenring blitzte aus dem Gras, daneben ein halb verrottetes Stück Plastikfolie, das unter einer dünnen Schicht Erde lag. Der Boden war hier nur noch spärlich mit Wurzelwerk durchzogen, und der Blick auf den unteren Kesselbereich des Steinbruchs öffnete sich in einer Weise, die Erik unwillkürlich an eine Arena erinnerte – eine Arena ohne Publikum, ohne Applaus, aber mit einem Zentrum, in dem einst jemand lag, der heute nicht mehr sprechen konnte.

„Wenn Sie mich fragen...“, sagte Erik nach einer Weile, „dann ist das hier kein Unfallort. Das ist ein Ort mit Geschichte. Mit einer Bedeutung; einer, der Dinge in sich selbst speichert und nie wieder preisgeben wird.“

Ännie nickte. „Ich weiß. Deshalb sind wir ja hier – um zu suchen. Wieder und immer wieder.“

Sie hockte sich hin und fuhr mit der Hand über den Boden, als könne sie durch die Berührung verstehen, was Worte nicht erfassen konnten. Erik beobachtete sie dabei – die Art, wie sie sich bewegte, wie sie spürte, wie sie nicht fragte, sondern wartete. Es war etwas Ungewöhnliches in ihrer Haltung, etwas, das nicht in seine bisherigen Kategorien passte.

„Und Sie?“, fragte er leise. „Sie waren einmal hier mit der Gruppe. Ansonsten auch öfters mit anderen?“

„Nein, nur dieses eine Mal“, sagte sie. „Ich mochte es nicht. Das war mir alles zu offen, zu roh und nackt in der Landschaft. Ich hab lieber hinter der Turnhalle geraucht oder in der alten Scheune hinterm Friedhof gegessen. Da war’s... geschützter.“

„Aber Tom kam oft her, meinten Sie?“

„Ja. Mit Benny und mit anderen. Ich hab nicht alles mitbekommen. Es gab zwar gemischte Gruppen, aber es gab auch die reine Jungsgruppe, in der auch mein Bruder mitschwamm. Die Jungs hatten ihre Dynamiken. Ihre Bräuche.“

„Wie meinen Sie das?“

Ännie stand auf, klopfte sich die Hände ab, blickte kurz zur Seite. „Es gibt... Geschichten. Dinge, die man sich erzählt. Dass sie hier Mutproben gemacht haben. Dass man nachts raufklettern musste, allein und ohne Absicherung. Dass man einen Schluck aus der Flasche trinken musste, die der Älteste herumreichte, obwohl man selbst erst dreizehn oder vierzehn war. So was eben. Kleine Rituale, um in der Gruppe bleiben zu dürfen – oder zunächst einmal aufgenommen zu werden.“

Erik sah auf den Hang, der sich steil zur Seite zog, den losen Fels, die von der Zeit zerfurchten Konturen. „Und die Eltern? Haben nichts gewusst?“

„Bestimmt wussten sie das eine oder andere. Vielleicht auch nur das, was sie wissen wollten. Wissen ist hier oft ein Tauschgeschäft. Je weniger man weiß, desto besser kann man behaupten, man habe nie etwas gesehen.“

Sie setzten ihren Weg fort, der Hang wurde wieder flacher, führte auf eine kleine Lichtung, auf der sich zwei alte Sitzsteine befanden – moosbedeckt, halb eingesunken. Ein verlassener Grillplatz, die Reste eines verglühten Sommers.

„Ich frage mich“, sagte Erik langsam, „wie viel dieser Struktur noch echt ist und wie viel davon nur noch gespielt wird.“

Ännie antwortete nicht sofort. Dann, nach einigen Schritten: „Das Spiel ist die Struktur. Wenn alle mitspielen, merkt keiner, dass es längst nicht mehr echt ist.“

„Wie würden Sie Tom bei dem Spiel einschätzen?“

„Dass er nicht mehr mitgespielt hat. Aber er konnte auch nicht wirklich aussteigen. Dafür war er zu sehr Teil davon, besonders nach seinem Absinken in die Drogenwelt. Ein Schneider steigt nicht so einfach aus. Der wird zurückgeholt – oder verschwindet für immer.“

„Was glauben Sie – wurde er zurückgeholt? Durch den Entzug? Zurück auf den richtigen Pfad, den die Familie für ihn vorsieht?“

Ännie blieb stehen, sah ihn an, lange, ohne zu blinzeln. Dann sagte sie leise: „Ich glaube, er hat versucht, dem Ganzen zu entfliehen. Doch bevor er abheben konnte, hat ihm jemand die Flügel gestutzt.“

Der Wind wehte nun stärker über das Plateau, fegte den Staub in kleinen Wirbeln durch das Gras, und Erik wusste nicht, ob es der Wind war oder etwas anderes, das in seinem Nacken kribbelte. Etwas stimmte nicht. Etwas fehlte. Etwas war zu... glatt. Wie die Gesteinsbrocken, auf denen sie sich bewegten. Auch wenn sie wieder nichts gefunden hatten, war es ihm, als hätte er einen neuen Pfad aufgemacht bekommen, dem er nun folgen wollte.

Sie gingen zurück, den Weg entlang, der nun vertrauter schien, aber nicht weniger unwirklich. Erik bemerkte, wie seine Gedanken zu rasen begannen, obwohl sein Gang ruhig blieb – sie kreisten um Namen, um Beziehungen, um das, was zwischen den Zeilen lag. Er wusste, dass er keine Beweise hatte. Noch nicht. Aber er hatte etwas, das manchmal mehr wert war: eine Ahnung, die sich nicht mehr vertreiben ließ.

## Kapitel 19

Das Haus, in dem Benny wohnte, war ein Anbau an das elterliche Wohnhaus – ein einfacher, zweistöckiger Bau mit Waschbetonfassade, bröckelnden Fensterbänken und einem Vordach, unter dem sich die Spuren von Jahreszeiten überlagerten wie die Sedimente eines stillen, aber konsequenten Lebens: Moos, Blätter und Staub. Als Erik mit Ännie aus dem Wagen stieg, lag die Luft still über dem Hof; nur irgendwo in der Nähe klirrte Metall auf Stein, rhythmisch, als ob jemand in der Werkstatt ein Stück Almetall auf seine Tauglichkeit prüfte.

Sie waren sich nicht sicher, ob Benny nicht auf der Baustelle war, doch da sein Zuhause nur einen kleinen Umweg bedeutet hatte und sein Auto vor der Türe stand, versuchten sie es und klingelten. Benny öffnete selbst. Er trug eine Jogginghose und ein verwaschenes T-Shirt mit dem Aufdruck eines längst vergangenen Festivals, sein Haar war nass, vermutlich frisch geduscht – oder es war Schweiß, der nicht getrocknet war. In seinem Blick lag keine Überraschung, nur eine müde Akzeptanz.

„Nochmal?“, fragte er leise.

„Nochmal“, bestätigte Erik. „Sie wissen ja: Reden hilft. Vor allem, um besser zu verstehen!“

Benny trat zur Seite, ließ sie rein, und sie folgten ihm in das kleine Wohnzimmer, das mehr wie eine improvisierte Junggesellenbude wirkte als wie ein Zuhause: Couch, Fernseher, leere Dosen auf dem Couchtisch, ein Wäscheständer in der Ecke, an dem Arbeitskleidung hing, die nach Staub und Estrich roch.

Er setzte sich, diesmal mit weniger Unsicherheit als beim ersten Mal. Es war, als hätte sich etwas verändert in ihm – nicht abgeklärt, nicht feindselig, aber sicherer, da er in seinem eigenen Umfeld und nicht auf der Wache war – und als hätte er begriffen, dass das, was kam, sich nicht vermeiden ließ.

„Es geht noch mal um Tom“, begann Erik.

„Worum sonst?“, murmelte Benny.

„Uns geht es besonders um seine Verfassung. Sein Zustand – körperlich und geistig. Seine eigene Perspektive, wenn Sie das wissen. In der Zeitspanne kurz vor seinem Tod.“

Benny sah auf den Boden, atmete hörbar durch. Dann hob er den Blick.

„Sie wollen wissen, ob er sich selbst umgebracht hat?“

„Ja.“

„Hat er nicht!“, schoss es aus Bennys Mund mit einer resoluten Gewissheit, dass es Erik überraschte.

Der Ermittler wartete, sagte nichts. Benny lehnte sich zurück, schloss kurz die Augen, als müsse er sich etwas hervorrufen, das schwerer wog, als es klingen durfte.

„Tom war kein Suizid-Typ. Das sage ich nicht, weil er keine Probleme hatte. Die hatte er, klar. Aber er war... einer, der immer dageengehalten hat. Der sich festgebissen hat, wenn's schwierig wurde – und irgendwann eine Lösung für sich fand.“

„Auch nach seiner Rückkehr zu den Eltern?“

Benny lachte bitter. „Das war hart für ihn, keine Frage. Die Hölle, wenn Sie mich fragen. Weg von allem, was er sich ohne sie aufgebaut hatte. Zurück in dieses Haus, mit diesen Regeln, mit diesem... Erwartungsdruck. Ja, er war ganz sicher am Boden. Wer wäre das nicht? Aber das war am Anfang, kurz nach seiner Rückkehr und dem aufgezwungenen Entzug. Danach hat er sich nach und nach aufgerappelt.“

„Wie meinen Sie das?“

„Er hat sich einfach den Gegebenheiten angepasst. Nicht im Sinne einer Unterwerfung – sondern er hat einen Weg gefunden, durchzuhalten, bis es für ihn besser wurde. So lange, bis er sich neue Ziele setzen konnte. Kleinere Ziele und Schritte, aber immerhin. Er wollte irgendwann wieder weg. Später, wenn alles vorbereitet ist. Aber nicht mehr fluchtartig, wie beim ersten Mal, sondern geplant.“

„Weg wohin?“

„Frankreich war die erste Idee. Klettern. Aber nicht nur das. Arbeiten gehen, woanders, für eine Zeit lang. Eine andere Gegend sehen und erleben. Neue Leute kennenlernen, seinen Horizont erweitern. Er wollte sich beweisen, dass das hier nicht alles ist, was ihn im Leben erwartet.“

„Und seine Eltern?“

Benny schwieg einen Moment, sein Blick wanderte über die offene Bierdose auf dem Tisch. „Die wollten das nicht. Die hatten... andere Pläne.“

„Welche Pläne hatten sie denn für ihn?“

Benny sah ihn an. Lange. Sagte aber nichts.

Erik lehnte sich ein Stück vor, verschränkte die Finger, ohne dabei drohend zu wirken. „Herr Schmitz – wenn es Pläne gab, die Tom nicht kannte oder nicht wollte, dann wäre jetzt der Moment, diese offenzulegen.“

Benny rieb sich über das Gesicht, als könnte er damit die Müdigkeit oder vielleicht den inneren Konflikt wegwischen, der sich wie eine unsichtbare Klammer um seine Schultern gelegt hatte. „Es war nichts Offizielles. Es gab keinen Arbeitsvertrag, keinen festen Plan. Nur Andeutungen und Erwartungen, die immer klarer durchblicken ließen, was von ihm gefordert werden würde.“

„Von wem?“

„Seinem Vater. Und seiner ganzen Sippschaft. Die Schneiders glauben, dass man nur dann normal ist, wenn man hier in der Gegend bleibt. Wenn man seinen Platz im Gefüge kennt und diesen auch einnimmt.“

Ännie, die bisher geschwiegen hatte, fragte nun leise: „War denn der Platz für Tom schon klar aus deiner Sicht?“

Benny nickte. „Ich glaube, er sollte bei Fred einsteigen. Im Bauunternehmen. War wohl so abgesprochen – zwar nicht mit Tom, aber unter den Älteren. Gerhard hat mir mal gesagt, dass es Zeit wird, dass der Junge Verantwortung übernimmt. Und dann sollte er die Fußballmannschaft trainieren. So wie sein Vater. Das schien schon recht fix zu sein, denn sein Vater bohrte schon mal unzweideutig nach. Wie gesagt, ein kleiner Lebensplan, hier verankert, mit Stammlokal und Vereinsheim. Der Traum eines jeden jungen Mannes!“

„Wie fühlte sich Tom damit?“, fragte Ännie weiter.

Benny zuckte mit den Schultern. „Er hat’s bestimmt geahnt, was gespielt wird. Vielleicht sogar gewusst. Aber er wollte das alles nicht. Hat’s nie ausgesprochen in meiner Gegenwart. Hat immer so getan, als würde es ihn nicht betreffen, denn er würde seinen eigenen Weg gehen – von hier weg. Aber Sie haben ja seine Mutter gesehen. Sie reden nicht mit Druck. Sie schweigen ihn herbei.“

„Wäre es denkbar, dass dieser Druck ihn am Ende doch gebrochen hat?“, fragte Erik vorsichtig.

„Nein“, sagte Benny leise, aber bestimmt. „Er war wütend, das schon. Er war auch ganz sicher müde von dem ganzen Mist, der da um ihn herum dauernd passierte. Auch das ist nur verständlich, wenn man jeden Tag darauf achten muss, was man wem wo und vor allem wie sagt. Aber Tom war nicht gebrochen. Ganz im Gegenteil! Er war kurz davor, wieder stark zu sein.“

Eine kurze, fast unangenehme Stille senkte sich über den Raum. Dann sagte Erik: „Wissen Sie, was mich stört?“

Benny sah auf.

„Dass so viele hier nur das erzählen, was ihnen nicht gefährlich werden kann. Dass jeder einen Schritt zurücktritt, bevor es konkret wird.“

„Was soll ich denn sagen? Dass ich wusste, was los war? Dass ich was hätte tun können? Dass ich ihn hätte retten sollen?“ Bennys Stimme war plötzlich voller Verzweiflung. „Ich war sein Freund, ich bin aber kein Engel. Ich hab ihm zugehört. Aber ich konnte ihm nicht wirklich helfen. Ich war selbst nur ein Typ mit Dreck unter den Fingernägeln, der gehofft hat, dass einer wie er’s schafft – und uns mitzieht.“

Eriks Stimme war ruhig. „Das glaube ich Ihnen.“

Benny nickte. „Gut. Dann lassen Sie’s gut sein mit den Fragen, die was anderes meinen, als sie sagen!“

Doch Erik wusste, dass es nicht gut war. Noch lange nicht.

Als sie das Haus verließen, stand die Sonne schon tiefer, warf lange, flache Schatten über den Hof, und das rostige Geräusch aus der Werkstatt hatte aufgehört – stattdessen lag nun eine eigenartige Stille über dem Platz, eine, die nicht nach Frieden klang, sondern nach angehaltenem Atem.

Erik blieb vor dem Wagen stehen, blickte zurück zur Tür, die sich langsam hinter ihnen geschlossen hatte. „Er lügt nicht“, sagte er schließlich.

Ännie nickte. „Nein. Aber er sagt auch nicht alles.“

„Weil er Angst hat?“

„Oder weil er jemanden schützt. Vielleicht, weil er selbst nicht alles weiß.“ Sie trat einen Schritt näher, sah zu ihm hoch. „Manchmal sind die Lücken nicht da, weil jemand schweigt – sondern weil jemand nie gefragt wurde.“

Erik dachte an Toms Eltern, an die Körpersprache des Vaters, an den stummen Widerstand der Mutter, an Benny, der zu viel wusste und zu wenig sagte, und an all die losen Enden, die noch immer keine Richtung vorgaben.

„Er hat zumindest all das bestätigt, was auch seine Eltern gesagt haben, von den weiteren Plänen mit ihrem Sohn. Aber das kann auch nur eine Schutzgeschichte sein. Wir müssen weiterfragen“, murmelte er.

Ännie nickte. „Aber vorsichtig. Wer hier zu direkt fragt, bekommt die Tür nicht noch einmal geöffnet.“

Sie stiegen ein, ließen den Motor an – und Erik hatte für einen Moment das Gefühl, dass nicht der Fall, sondern der Ort selbst ihm langsam entglitt, wie eine Spur im feuchten Sand, die verschwindet, noch bevor man sie zu Ende lesen konnte.

Als sie ein paar Minuten schweigend gefahren waren, brach Ännie das Schweigen. „Tom war auch aus meiner Sicht keiner, der sich allem widerspruchslos gebeugt hat. Wenn man ihn länger kannte, merkte man: Da war ein Funke, der aufblitzen konnte.“

„Ein Funke reicht manchmal nicht, wenn alles um dich herum erstickt“, murmelte Erik.

Sie schwiegen wieder, bis sie die Hauptstraße erreichten.

„Ich bin der festen Überzeugung, dass Tom bei Benny der echte Tom war und sich nicht verstellen musste“, mutmaßte Ännie.

Erik nickte langsam. „Dann ist es auch Benny, der den letzten Teil der Geschichte kennt. Vielleicht, ohne es selbst zu wissen.“

Die Sonne war inzwischen ganz hinter den Wolken verschwunden, und nur das matte Restlicht spiegelte sich auf der nassen Windschutzscheibe. Erik wusste: Diese Geschichte war noch lange nicht zu Ende.

## Kapitel 20

Die Fahrt zu den Schneiders verlief in einem Schweigen, das nicht unangenehm war, aber von einer Dichte, die sich kaum benennen ließ – ein Nebel aus Gedanken, Zweifeln und vielen Möglichkeiten. Erik hatte aus einem spontanen Gedanken heraus Ännie das Du angeboten, das sie zögernd annahm, aber nicht aus Eitelkeit, sondern aus dem Gedanken heraus, dass eine gewisse distanzierende Professionalität auch helfen konnte. Doch sie wollte das Vertrauen, das ihr neuer Partner ihr schenkte, nicht ablehnen und streckte ihm sogar förmlich die Hand hin, die er seinerseits zögerlich nahm und schüttelte.

Während der weiteren Fahrt hielt sich Erik am Lenkrad fest, als wolle er damit nicht nur den Wagen, sondern auch seine Gedanken auf Kurs halten. Neben ihm saß Ännie, stumm, den Blick auf den Straßenrand gerichtet, wo die Felder langsam ins Graugrün des beginnenden Herbstes

übergangen. Der Himmel war bedeckt, ein milchiges Licht lag über dem Land und die Welt wirkte gedämpft – als atme auch sie schwer unter der Last unausgesprochener Wahrheiten.

„Hast du ein gutes Gefühl?“, fragte Erik irgendwann, ohne sie anzusehen.

„Gutes Gefühl?“, wiederholte sie. „Wozu?“

„Dass wir gleich die Wahrheit hören.“

Sie zuckte mit den Schultern. „Gerhard Schneider sagt nie die ganze Wahrheit. Er sagt, was für ihn richtig klingt.“

Erik nickte nur. Es war nicht zynisch gesagt – eher mit einer Mischung aus Akzeptanz und Resignation. Ein Satz, der zu diesem Dorf passte wie ein alter Türrahmen zu einem verzogenen Holzhaus: Alles schien zu halten, doch nichts passte mehr ganz genau zusammen.

Vor dem Haus der Schneiders war es still. Die Fensterläden halb geschlossen, der Vorgarten weiterhin makel-, aber leblos – kein Rasensprenger oder Gartenzweig zu sehen, geschweige denn ein Zeichen von Kindern oder Unordnung.

Erik stieg aus, atmete einmal tief durch und nahm die Umgebung in sich auf wie ein Schauspieler die Bühne, auf der gleich etwas entschieden würde. Er spürte, dass Ännie zögerte, bevor sie ihm folgte – ein winziger Moment, kaum merklich, aber verräterisch.

Gerhard öffnete nach dem dritten Klingeln die Tür, müde, aber wachsam, der Blick abwartend und prüfend. „Was!? Schon wieder?“ Keine Begrüßung. Kein Interesse, das Genervtsein zu verbergen.

„Noch ein paar Fragen bitte, Herr Schneider“, sagte Erik mit höflich neutralem Ton.

Sarina erschien ebenfalls, blieb aber hinter der Türschwelle stehen wie eine Statue – geisterhaft, bleich, der Blick durch sie hindurch auf etwas, das nicht hier war. Man ließ sie eintreten, ohne ein weiteres Wort, und das Wohnzimmer, in das sie traten, war kühl – nicht nur von der Temperatur, sondern von der Atmosphäre her. Die Möbel waren geschmackvoll, aber ohne Persönlichkeit. Kein Kissen verrutscht, keine Decke achtlos hingelegt – nichts, was von einem echten Alltag erzählte.

Erik stellte sich ans Fenster, nicht weil er hinausschauen wollte, sondern weil er spüren wollte, wie sich der Raum hinter ihm anfühlte, wenn man sich nicht direkt hineinbegab.

„Wir haben noch mal intensiv mit Benny Schmitz gesprochen“, begann er ruhig, sachlich, ohne Wertung.

Gerhards Reaktion kam abrupt. Seine Schultern spannten sich, die Finger krallten sich leicht in die Lehne des Sessels. „Ach ja? Benny. Das ist ja eine... interessante Quelle.“

„Er war sein bester Freund. Er kannte Tom scheinbar gut.“

„Er war ein schädlicher Einfluss auf unseren Sohn“, sagte Gerhard mit einer Stimme, die nicht lauter wurde, aber schärfer. „Hat ihn auf die falsche Bahn gebracht! Hat ihn von uns entfremdet!“

Erik drehte sich um, musterte ihn. „Er hat gesagt, Tom sei auf dem Weg der Besserung gewesen. Dass er wieder Pläne gemacht habe. Dass ein Suizid nicht zu ihm gepasst hätte.“

„Er hat keine Ahnung“, sagte Gerhard leise, aber mit einem Unterton, der wie eine Klinge war.

„Tom war verwirrt. Er wusste nicht mehr, was richtig und was falsch ist. Wir mussten ihm helfen, zurückzufinden.“

„Indem Sie ihn einsperren?“ Erik sprach das Wort nicht anklagend aus, sondern prüfend.

Sarina zuckte kaum merklich, senkte den Blick. Gerhard aber zuckte nicht mit der Wimper.

„Wir haben ihn geschützt. Vor der Welt, vor sich selbst. Es war besser so für ihn.“

„Und Sie sind sich sicher, er hätte sich nie das Leben genommen?“

Gerhard sah nun direkt zu Ännie. „Du weißt, wie er war. Du hast ihn gesehen. Du weißt es, Ännie.“

Erik beobachtete, wie sich Ännies Kiefermuskeln anspannten, wie sie sich innerlich dagegenstemmen wollte, eine Rolle zugewiesen zu bekommen. Doch sie sagte nichts. Das Schweigen dehnte sich einen Moment, schwer und unversöhnlich.

„Wir müssen trotzdem in alle Richtungen denken“, sagte Erik. „Es ist unsere Pflicht.“

„Und wenn Sie dabei unsere Familie in den Schmutz ziehen, ist das dann auch Ihre Pflicht?“ Gerhard war nun aufgestanden, stand ebenfalls im Raum, den Rücken gerade, als rüstete er sich für ein Urteil.

„Wir ziehen niemanden in den Schmutz“, sagte Erik ruhig. „Wir suchen nach der Wahrheit.“

„Dann suchen Sie besser an der richtigen Stelle“, sagte Gerhard. „Ich werde mit Fred sprechen. Er weiß, wie man mit so etwas umgeht.“

Erik spürte, wie sich bei dem Namen in ihm etwas verkrampfte. „In welcher Funktion, wenn ich fragen darf?“

„Fred hat den richtigen Einfluss. Und eine gute Übersicht. Er sieht das große Ganze, während andere nur raten, was los ist.“

Erik nickte langsam. „Und Sie meinen, das hier sei ein Fall für das große Ganze?“

„Ich meine, dass Sie nicht begreifen, wie die Dinge hier laufen.“

Erik ließ das sacken, sah zu Sarina, die noch immer nicht den Kopf gehoben hatte. „Frau Schneider, möchten Sie etwas sagen? Sie wirken so, als ob...“

Sie schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Dann danken wir Ihnen für Ihre Zeit“, sagte Erik, da er befürchtete, dass jede weitere Frage zu einem unauslösbaren Problem werden konnte.

Sie verließen das Haus ohne weitere Worte. Der Flur, den sie durchschritten, beherbergte nur wenige Bilder – Tom als Kind, Tom mit Pokalen, Tom mit seinem Vater. Auf keinem Bild war die Mutter Sarina zu sehen. Auf den Fotos gab es nur erzwungene Lächeln, die jedoch nicht einstudiert wirkten. Es war die Geschichte einer Inszenierung, die lange gehalten hatte – bis jetzt.

Draußen blieb Erik stehen, sog die kühle Luft ein. Der Himmel war grau und schwer. „Siehst du das?“

Am Straßenrand stand ein Wagen. Unauffällig, aber nicht zufällig.

„Das ist doch Peters Auto“, sagte Erik.

„Er wohnt eigentlich woanders“, antwortete Ännie.

„Ich weiß.“

Sie fuhren langsam los, ohne sich noch einmal umzusehen. Eine Weile sagten sie nichts. Dann durchbrach Erik das Schweigen: „Was sagst du zu unserem Besuch, Ännie?“

„Die Schneiders wussten, dass wir kommen. Und ich glaube, er wollte hören, wie viel wir wissen.“

„Oder verhindern, dass wir mehr erfahren.“

Erik fuhr ein Stück, stellte den Wagen auf einem Parkplatz ab, der einen Blick auf das Viertel bot.

„Was mich an Gerhard stört: Er reagiert nicht nur empört – er reagiert, als habe er Angst.“

„Vielleicht, weil es doch etwas gibt, was er nicht kontrollieren kann.“

Erik nickte. „Oder weil er weiß, was wir bald herausfinden.“

Eine Weile blickten sie stumm auf die Straße, auf der kein Mensch zu sehen war. Die Fenster der Nachbarhäuser wirkten dunkel, aber nicht unbelebt – eher, als hielten sich alle zurück, um ja nichts mit der Sache zu tun zu haben. Eine Form von passiver Verteidigung, wie sie Erik schon oft in kleinen Gemeinden beobachtet hatte.

„Fred also“, murmelte Erik. „Plötzlich taucht der Name überall auf – egal, wo wir nachbohren.“

„Ich glaube, der Name war nie richtig weg“, sagte Ännie leise. „Nur immer im Hintergrund.“

„Und warum, glaubst du, will Gerhard, dass er sich einmischt?“

Ännie sah ihn von der Seite an. „Weil Fred die Sprache dieses Ortes spricht. Weil er einer von denen ist, die bestimmen, wer dazugehört – und wer draußensteht.“

Erik schwieg lange. „Ich frage mich, ob es klug war, dich in diesem Fall so einzubinden. Inzwischen stehst du zwischen den Stühlen.“

„Zu spät, sich jetzt anders zu entscheiden“, sagte sie, ohne jede Emotion in der Stimme.

Erik schwieg – nicht, weil ihm nichts mehr einfiel, sondern weil er wusste, dass sie beide bereits Teil eines Spiels geworden waren, dessen Regeln sie nicht oder nur sehr begrenzt bestimmten.

## Kapitel 21

Die Straße wand sich in weiten Kurven durch die herbstliche Landschaft, und obwohl Erik schon seit ein paar Tagen in dieser Gegend unterwegs war, fiel ihm erst jetzt auf, wie einsam es hier wirklich war – kaum ein Auto, keine Fußgänger, nur die weiten Felder, Wäldchen und vereinzelte, windschiefe Scheunen, die dem Wind trotzten wie müde Tiere, die sich gegen das Vergehen stemmten. Das Radio war aus, die Stille im Wagen fast greifbar. Nur der gleichmäßige Lauf des Motors und das rhythmische Rauschen der Reifen auf dem Asphalt füllten die Luft.

„Fred ist demnach unser nächstes Ziel“, sagte Erik irgendwann, ohne den Blick von der Straße zu nehmen. Der Name war wie ein Stein, den er in einen stillen Teich warf – er wollte hören, welche Kreise er zog.

Ännie saß angespannt neben ihm, die Hände gefaltet, den Blick aus dem Seitenfenster gerichtet.

„Den, den alle kennen“, sagte sie nur. Mehr nicht. Kein Tonfall, keine Farbe in der Stimme.

„Gerhard hat gesagt, er würde mit ihm sprechen. Das klang nicht nur beiläufig. Eher wie eine Drohung oder zumindest ein Manöver.“

Sie schwieg einen Moment, ehe sie ruhig sagte: „Die reden ganz sicher miteinander. Schon immer und gerade in so einem Fall. Im Jagdverein, im Schützenverein, bei der Feuerwehr, im Gemeinderat – Fred ist kein Funktionär im eigentlichen Sinne. Er ist... ein System.“

Erik warf ihr einen Seitenblick zu und fuhr dann weiter. „Und was für ein System ist das?“

„Eines, das dich mit wenig Worten zur Raison bringt. Weil du weißt, dass er alle kennt. Und weil du weißt, dass alles, was du sagst, woanders weitergetragen wird und dir entweder hilft oder schadet – wenn er das will.“

„Wie groß ist sein Einfluss? Nur hier im Ort?“

Ännie schüttelte leicht den Kopf. „Nicht nur. Früher war er enger mit dem Landratsamt, heute... schwer zu sagen. Aber er hat seine Leute. Leute, die ihm etwas schulden. Und die ihn nicht vergessen.“

„War er bei deiner Rückholaktion auch beteiligt?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Kann schon sein, dass mein Vater ihn gefragt hat, ob er seine Strippen ziehen kann. Ich hatte ein Angebot in Mühlstadt, also bei euch in der Wache. Polizeidirektion. Es war eigentlich schon durch – dachte ich. Aber dann kam ein interner Wechselbescheid, den ich nicht kapiert habe. Ohne eine Begründung, denn angeblich soll ich diesen Wechsel beantragt haben. Es war ganz einfach: zurück in die Heimat. Für Kunze, mit dem ich gewechselt habe, war das ein Segen, denn er wollte endlich nach Jahren des Wartens zurück. Ich hab aus irgendwelchen Gründen damals nicht widersprochen. Heute frage ich mich: Warum?“

Erik ließ den Wagen langsamer rollen. „Und du glaubst, das kam von Fred?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass er es hätte machen können, und ich weiß, dass er das nie angesprochen hat, obwohl er mit mir schon das eine oder andere Mal geredet hat.“

Die Felder rechts und links verloren sich in Nebelbänken, die sich wie weiße Schalen über die Senken gelegt hatten. Die Sonne, schon tief, schickte blasse Strahlen über das Land – ein letzter Versuch, durchzubrechen.

„Was ich mich frage“, sagte Erik langsam, „ist, warum Gerhard glaubt, dass Fred in dieser Sache Einfluss nehmen kann. Es geht um den Tod seines Sohnes und nicht um ein Geflecht, das beeinflusst werden muss. Entweder ist es die Trauer und er reagiert über. Oder er hat Angst, dass etwas rauskommt, das vorher geregelt werden muss.“

Ännie antwortete nicht sofort. Dann sagte sie leise: „Wenn du jahrzehntelang alles kontrollieren konntest – deine Familie, dein Umfeld, die eigene Wahrnehmung –, dann reagierst du allergisch auf Dinge, die du nicht vorhergesehen hast. Vielleicht hat er einfach nur Angst, und da Sie nicht von hier sind, fehlt ihm die Lösung. Vielleicht ist es auch nur der Drang, die Kontrolle zurückzuerlangen.“

„Wie schätzt du Fred als Mensch ein?“

Sie sah ihn so richtig an, zum ersten Mal in diesem Gespräch. Ihre Augen waren ruhig, aber darin lag etwas Unentschlüsselbares.

„Er ist irgendwie schon immer da – aber nie zu fassen. Eine starke Präsenz. Eine allumfassende Instanz. Wenn er spricht, hat es Gewicht. Wenn er schweigt, ist das Strafe genug. Ich habe früh gelernt, dass es Themen gibt, die man in seiner Umgebung nicht anspricht. Und Wege, die man nicht geht.“

„Hat Tom ihn gekannt?“

„Nicht gut, denke ich. Aber er wusste, dass Fred hier jemand ist. Und ich vermute, er hatte Respekt vor ihm. Vor seiner Meinung und vor seinem Einfluss – vor allem auf seinen Vater.“

Erik ließ diese Worte sacken. Sie hatten etwas Bedrohliches, das sich nicht sofort greifen ließ – nicht, weil sie laut waren, sondern weil sie so leise ausgesprochen wurden.

„Wenn er mit Fred spricht, dann will Gerhard sicher erreichen, dass wir aufhören zu bohren. Oder dass unsere Ermittlungen eine andere Richtung nehmen“, schloss Erik aus dem Gesagten.

„Oder dass Fred auf mich einwirkt“, sagte Ännie. „Mich zurückpfeift. Mich erinnert, wem ich etwas schulde. So machen die es immer.“

„Und? Schulden Sie ihm etwas?“

Wieder dieses leise Zögern. Dann ein Kopfschütteln. „Ich bin ihm nichts schuldig – und auch nicht gehorsam.“

Sie fuhren eine Zeitlang schweigend. Die Straße bog in ein Tal ab, ein kleiner Bach glitzerte in der Tiefe, daneben standen vereinzelte Häuser, verlassen wirkend. Erik atmete tief durch.

„Ich frage mich, ob wir es hier wirklich nur mit einem Todesfall zu tun haben. Oder ob dieser Fall nur der erste Riss ist – in einem Netz aus Geschichten, Erwartungen und Macht.“

„Willkommen auf dem Land“, sagte Ännie. „Hier hat jeder eine Geschichte. Und jeder weiß etwas, das er nicht sagen will.“

„Und Fred? Ist er nur ein starker Mann im Dorf – oder ist er Teil von etwas Größerem?“

„Ich weiß es nicht“, flüsterte sie. „Aber wenn er es ist, dann wäre Tom vielleicht nicht der Erste, der gefallen ist.“

Erik schluckte trocken. „Wir müssen vorsichtig sein. Nicht nur, was wir fragen – sondern auch, wer zuhört.“

Einige Minuten später, als sie über eine Anhöhe fuhren, von der man weit über die Felder und das Dörfchen blicken konnte, sagte Ännie leise: „Weißt du, Erik, ich bin nicht mehr sicher, ob ich hier die Richtige bin. Vielleicht bin ich schon zu sehr Teil dieses Systems.“

„Oder gerade deshalb die richtige“, entgegnete Erik. „Weil du weißt, wie das System hier auf dem Land funktioniert.“

Sie schwieg, aber er spürte, dass seine Worte sie nicht kaltließen. Vielleicht war das der erste Moment seit Tagen, in dem nicht nur Zweifel, sondern auch so etwas wie Entschlossenheit in ihr aufflackerte.

Später, auf der Rückfahrt zur Dienststelle, während der Himmel sich verdunkelte und das Licht der Straßenlaternen als einziger Orientierungspunkt durch das frühe Zwielflicht schimmerte, fuhren sie an einem Schild vorbei, das auf ein Neubaugebiet hinwies: „Wienbach Nord – Bauen, wo andere Urlaub machen.“ Erik konnte sich ein trockenes Lächeln nicht verkneifen.

„Sie bauen hier. Mitten in diesen Nebel aus diffusem Leben“, sagte er.

„Das machen sie überall“, antwortete Annie. „Die Städte geben das Geld, die Gemeinden den Schein von Fortschritt.“

„Wie passt Fred in das Bild?“

„Hat die Baufirma dazu. Verdoppelt seinen Reichtum mit wenigen Fingerschnippen.“

Erik schwieg.

Als sie die kleine Brücke überquerten, die in Richtung Ortskern führte, sah Erik zu seiner Rechten eine Reihe alter Linden, deren Blätter in schmutzigem Gelb zitterten. Der Wind, der sich durch ihre Äste schob, klang wie ein tiefes, gepresstes Flüstern. Ein Laut, der nicht von dieser Zeit zu sein schien – zu schwer, zu bedeutungssatt.

„Was, wenn das hier gar kein Mord war?“, sagte er irgendwann, als hätte er gegen den eigenen Gedanken Widerstand leisten müssen. „Ich denke immer an Mord oder Suizid, aber was, wenn das alles nur ein Unfall war – und wir gerade dabei sind, etwas zu öffnen, das besser verschlossen geblieben wäre? Diese Option, dass es nichts von beidem ist, erhöht das Risiko, ohne dass wir etwas zu gewinnen haben.“

Annie wandte den Kopf zu ihm und musterte ihn lange. „Und wenn wir das Verschlussene nicht öffnen – glaubst du, dass es dann verschwindet?“

Erik antwortete nicht. Die Häuser der Ortschaft zogen an ihnen vorbei, die Fenster beleuchtet, die Fassaden ruhig – aber Erik war sich sicher, dass hinter diesen Wänden gerade gesprochen wurde. Über ihn. Über sie. Über den Fall, der noch gar nicht entschieden war, aber bereits Wirkung zeigte. Als sie an der kleinen Tankstelle vorbeikamen, sah Erik das Licht flackern. Eine Gestalt trat aus dem Verkaufsraum – zu schnell, zu abrupt – und verschwand im Schatten der Rückseite. Er verlangsamte unbewusst, aber sagte nichts.

„Was ist?“, fragte Annie.

„Nichts. Sicher nur der Wind.“

Aber es war nicht nur der Wind. Es war ein Gefühl. Das Gefühl, dass man beobachtet wurde. Dass der Radius enger wurde. Dass alles, was sie sagten, längst nicht mehr nur zwischen ihnen blieb.

Während sie den Wagen parkten und in Richtung Dienststelle gingen, wusste Erik: Dies war kein Fall mehr. Es war ein Netz. Und sie hatten begonnen, sich darin zu verfangen. Den restlichen Abend verbrachten die beiden damit, die bisherigen Ergebnisse der Ermittlungen zusammenzufassen, und entgegen den ersten beiden Nächten konnte Erik zügig einschlafen, was ihn jedoch nicht davon abhielt, am frühen Morgen schweißgebadet und gehetzt aufzuwachen, um sich zunächst zu fragen, wo er sich befand, ehe es ihm einfiel.

## Kapitel 22

Fred – dieser Name war längst mehr als nur eine Randnotiz im Hintergrund des Falls geworden; er war eine Art unsichtbare Figur im Zentrum eines Netzes aus Einfluss, Loyalitäten und Schweigen, das sich wie ein dichter Schleier über den Ort gelegt hatte. Je tiefer Erik in die Angelegenheiten rund um Tom Schneider eintauchte, desto häufiger fiel Freds Name – beiläufig, warnend, aber immer bedeutungsschwer. Jedes Mal spürte Erik, dass es nicht nur die Vergangenheit des Toten war, die hier entschlüsselt werden musste, sondern ebenso die Strukturen der Lebenden.

„Fred ist wie ein Schatten an der Wand“, hatte Annie auf dem Rückweg vom Gespräch mit Gerhard gesagt, als sie beide noch unter dem Eindruck des emotionalen Ausbruchs standen. „Man sieht ihn nicht direkt, aber man weiß, dass er da ist – und dass er sich bewegt, wenn man sich zu schnell oder zu nah an ihn heranwagt.“

Sie hatte es fast beiläufig gesagt, aber Erik wusste, dass darin mehr lag. Mehr als in all den offenen Worten über Gerhard, über die Familie, über Tom. Er wusste auch: Wenn sie so sprach, dann war sie innerlich längst dabei, sich von etwas zu lösen, das tief in ihr verwurzelt war, oder sie versuchte es zumindest.

Die Sonne war hinter Wolken versteckt, als Erik sie zu einem Frühstück mitnahm, ihrem Tipp folgte und den Wagen auf den Parkplatz eines kleinen Imbisses lenkte, der am Rand von Wienbach zwischen einem Getränkemarkt und einer leerstehenden Lagerhalle klemmte wie ein Zahn in einem ausgedünnten Gebiss. Der Bau war niedrig, aus grauem Blech und wettergegerbtem Holz, das Schild wirkte so, als müsse es als einziges wenigstens den Rücken durchdrücken; „Grillstübchen“ stand in verblassenden Lettern darüber. Eine einzelne Neonröhre leuchtete über der Eingangstür und ließ die aufsteigende Dampfwolke aus dem Küchenbereich wie ein Gespenst tanzen.

Drinnen roch es nach Frittieröl, Bratwurst, Ketchup und leichtem Muff. Die Scheiben waren innen beschlagen, der Boden an manchen Stellen leicht klebrig, die Decke niedrig. Aber die Wärme war willkommen nach einem Morgen auf den Beinen, der zu früh für Erik begonnen hatte. Nur zwei Tische waren besetzt – ein älterer Mann mit Bierbauch, der schweigend auf eine Zeitung starrte, und ein Paar, das sich in einer Mischung aus Müdigkeit und Apathie Pommes teilte.

„Hier verändert sich nie etwas“, murmelte Annie, während sie sich einen Platz suchten. „Seit der Schulzeit nicht – es ist wie eine vertraute Reise in die Vergangenheit.“

Erik bestellte zwei belegte Brötchen mit Mett und Zwiebeln, dazu Cola und Wasser, und sie setzten sich an einen Fensterplatz, von dem aus sie das Geschehen im Lokal überblicken konnten. Es war kein Ort, der zu tiefen Gesprächen einlud – und gerade deshalb der richtige für das, was sie zu sagen hatten.

„Ich habe damals geglaubt, ich komme hier nie wieder her“, gab Annie leise zu. „Und jetzt sitze ich wieder hier. In Uniform und mit einem Kommissar. Alles fühlt sich an wie ein Kreis, der sich zu schließen beginnt.“

Erik nickte, nahm einen Schluck Wasser, ließ sich Zeit, ehe er antwortete. „Die Frage ist nur, wer den Kreis gezeichnet hat und ob es deiner ist – oder Freds.“

„Fred zeichnet keine Kreise, denn er spannt Netze.“

Sie ließ den Blick durch den Raum schweifen, als prüfe sie, ob jemand zuhöre. Dann senkte sie die Stimme. „Fred hat überall Beziehungen, ins Landratsamt, in die regionale Politik, auch in die Landwirtschaftskammer. Manche sagen sogar, er habe einen Draht direkt ins Landesministerium. Fördermittel, Entscheidungen, Ausschreibungen, Begünstigungen – Fred weiß, wie man Fäden zieht, ohne dass man sieht, wo seine Finger sind.“

Erik schob seinen Teller ein Stück zur Seite und stützte die Ellbogen auf den Tisch. „Diese Netzwerke – was haben sie mit Tom zu tun?“

„Vielleicht nichts, vielleicht aber auch alles. Wer weiß, Tom könnte ein Störfaktor gewesen sein. Einer, der nicht mehr richtig in das passte, was Fred für richtig hielt.“

„Und was ist das – richtig?“

„Aus Toms Sicht: Rückkehr, Eingliederung, Dankbarkeit dafür, dass man seine Fehlritte mit Wohlwollen vergisst – Kontrolle über ihn.“

Erik lehnte sich zurück und seine Gedanken wirbelten. Wenn das stimmte – wenn Fred tatsächlich diese Art von Einfluss ausübte –, dann war alles, was sie bisher als Spuren betrachtet hatten, in Wahrheit nur Fäden, die bereits sortiert worden waren, bevor sie sie sahen.

Gerade als Erik etwas sagen wollte, öffnete sich die Tür und ein kühler Luftzug strömte hinein. Ein Mann trat ein, vermutlich Anfang dreißig, leicht gebückt, mit einem Bewegungsmuster, das zugleich vorsichtig und selbstgewiss wirkte. Er trug eine graue Jeansjacke, die an den Ellenbogen ausgefranst war, und einen Kapuzenpullover mit einem nicht mehr lesbaren Schriftzug. Seine Haare waren zerzaust, sein Gesicht ungewaschen, aber seine Augen hellwach.

Er sah sich kurz um, registrierte Ännie, blieb stehen.

„Ännie?“, sagte er – und es klang nicht wie eine Begrüßung, sondern wie eine Prüfung.

„Was machst du denn hier, Maik?“, antwortete sie ihm, machte aber keine Anstalten, ihn herzlicher zu begrüßen. „Ich dachte, du hättest die Gegend längst verlassen?!“

„Ich bin vor kurzem zurückgekommen. Meiner Mutter geht es nicht so gut und mein Job hat mir keinen Spaß mehr gemacht! Da kam mir das Angebot ganz recht, bei Fred einzusteigen und hier Projektplanungen zu erstellen.“

Bei der Erwähnung von Fred zuckte nicht nur Ännie, sondern auch Erik merkte, dass die Anwesenheit von Maik nicht nur ein Zufall sein mochte.

„Ach, das ist ja ein Zufall!“, kommentierte Ännie, was sie gehört hatte.

„Wie es der Zufall will, dich hier im Imbiss wiederzusehen!“, konterte Maik. „Ich kann den Fraß meiner Mutter nicht sehen und hole mir hier das Essen. Ist zwar nicht gesund, aber das, was meine Mutter denkt, auf dem Herd zu zaubern, gehört eher unter Folter, als dass es essbar, geschweige denn genießbar ist. Ich habe keine Ahnung, wie mein Vater das alle Jahre ausgehalten hat.“

Beim letzten Spruch grinste Maik so breit, dass es gar nicht zu dem Gedanken passte, den Ännie hatte, denn Maiks Vater war früh gestorben und auch seine Mutter mochte noch nicht so alt sein. Ob das alles nur vorgeschobene Gründe waren oder alles seiner Wahrheit entsprach, konnte sie nicht bewerten, und sie konnte kaum abwarten, dass die unangenehme Situation für alle Beteiligten beendet würde.

Der Imbissbesitzer tat ihr den Gefallen und löste die Anspannung auf, indem er Maik rief, der sein Essen zahlte, mitnahm und ohne ein weiteres Wort zu den beiden verschwand. Ännies Körperhaltung entspannte sich merklich, als Maik nicht mehr zu sehen war.

Sie saßen noch einen Moment da, dann sagte Ännie leise: „Das ist kein Zufall, sondern gewollt.“

„Dass dieser Maik hier sein Essen holt, während wir das sind? Kann sein, kann nicht sein. Aber wenn es so ist, dann spinnt Fred sein Netz meisterlich und gekonnt.“

Sie nickte. „Fred steckt tiefer drin, als du glaubst. Wenn Maik sich um diese Uhrzeit in unserer Nähe zeigt, obwohl er eigentlich arbeiten müsste, dann nicht, weil er Mut hat. Sondern weil er den Auftrag dazu erhalten hat.“

„Dann war das eben eine Warnung oder ein Signal“, sagte Erik. „Tom war vielleicht mittendrin in etwas, und wenn Fred jetzt solche Figuren wie Maik ins Spiel bringt, dann geht’s nicht mehr darum,

was Tom wusste – sondern was andere wissen könnten. Aber das ist alles hochspekulativ und beweist gar nichts, denn bisher hat Maik nichts getan, was ihn auch nur ein wenig verdächtig macht! Sein Auftreten hier kann auch purer Zufall sein.“

Sie tranken aus, sagten wenig. Worte waren an diesem Ort selten bloß Worte – sie waren Marker, Fährten, aber auch Stolpersteine.

Draußen war das Licht weicher geworden. Der Tag erhob sich, ohne dass jemand gemerkt hatte, wann genau.

Zurück auf der Wache war es ein wenig belebter als beim letzten Mal. Ännie sagte, sie müsse noch Berichte fertigmachen, Papierkram – sie sagte es beiläufig, fast als Schutzbehauptung gegen das Gefühl, dass nichts mehr nur Routine war.

„Das Lagebüro ist frei, da Oliver immer noch krankgeschrieben ist“, sagte sie. „Wenn du Ruhe brauchst.“

Erik nickte, ließ sich dort nieder – ein schmales Zimmer, graue Wände, ein Schreibtisch mit einem aufgeschlagenen Laptop und einer Tasse, auf der „Beste Kollegin 2019“ stand –, wer auch immer damit gemeint war, da Ännie zu dieser Zeit noch nicht auf der Wache gewesen, sondern in Ausbildung gewesen war. Er zog sein Notizbuch hervor und schlug es auf.

Maik. Fred. Tom. Drei Namen, drei Linien im Staub dieses Ortes und keiner sprach aus, was alle ahnten. Tom war der Funke gewesen, das Störgeräusch. Einer, der die alten Codes nicht mehr annahm, der fragte, wo Schweigen erwartet wurde – und der damit das Netz in Bewegung gesetzt hatte.

Wenn Fred ihn ins Visier genommen hatte – und einiges deutete darauf hin –, dann war Tom nicht nur tot. Dann war er aus der Höhe gefallen, weil er dafür ausgeguckt wurde.

Erik schrieb ein Wort an den Rand seiner Seite: „Spinne“. Und darunter: „Wer bewegt das Netz noch außer Fred?“ Die Antwort kam nicht. Noch nicht. Aber sie fühlte sich unterwegs an – doch zu welchem Ziel?

Draußen wurde es etwas heller, das Wolkenband schien eine kurze Pause einzulegen und der Sonne zu erlauben, wieder auf die Erde zu scheinen. Ännie tippte irgendwo leise auf ihrer Tastatur, und Erik wusste: Die Stille dieses Ortes war nur die Oberfläche. Darunter rührte sich etwas:

Etwas, das sich nicht mehr lange verbergen ließ: eine Spinne, die ihr Netz gesponnen hat und nun auf ihre Opfer wartet.

## Kapitel 23

Erik beobachtete den aufbrechenden Himmel und ging nach draußen, um etwas frische Luft zu schnappen. Er hatte nach den ganzen Denkaufgaben in den letzten Stunden wieder etwas Hunger bekommen und fragte Ännie, ob sie auch etwas zu essen wollte, und sie gab ihm Geld, um einen Fertigsalat mitzubringen. Er setzte sich in sein Auto und fuhr zu einem nahen Supermarkt, in dem er lange brauchte, bis er die Kühltheke für die To-Go-Artikel fand, ihren Salat rausholte und sich an der Backwarenausgabe nicht so richtig entscheiden konnte, sodass er sich für ein kaltes Pizzastück und einen Donut entschied, der mittels Lebensfarbe so unecht wirkte, dass er schon wieder Gefallen fand.

Als er mit dem Essen zurückkam, baute er alles auf dem kleinen Küchentisch auf und suchte Ännie, die nicht an ihrem Platz, sondern gerade auf Toilette gewesen war, als er vom Einkauf zurückkehrte. Sie bedankte sich, gab zu, dass auch sie einen Bärenhunger hatte und der Notfall-Naturjoghurt im Kühlschrank nicht ihre beste Option gewesen war. Gemeinsam aßen sie schweigend von ihrem Salat, während sie argwöhnisch auf das kalte Pizzastück schaute. Erik fragte

sich, ob sie sich auch ein solches Stück Pizza wünschte oder ob es ihr widerstrebte, ein solches Essen anzurühren.

Plötzlich, zwischen brummendem Kühlschrank und abgestandenem Kaffeeduft, sagte sie leise, ohne ihn anzusehen: „Ich fahr nicht mit zu Fred, wenn du hinfährst.“

Erik lehnte sich gegen die Lehne des Stuhls und betrachtete sie einen Moment. „Weil du denkst, er würde es dir heimzahlen?“

Sie zuckte kaum merklich mit den Schultern. „Er kennt mich zu gut. Seit ich ein Kind war, kennt er mich. Ich hab bei denen im Garten gespielt, weißt du – damals, schon lange her. Unsere Familien... es war mal näher. Dann hatte ich kurz mal was mit seinem Sohn, nichts Ernstes. Er vergisst das sicher nicht. Wenn ich da jetzt mit dir auftauche, dann...“

„...stellt er sich die Frage, auf welcher Seite du stehst.“

Sie nickte. „Und er wird keine zweite stellen, sondern ein für allemal urteilen.“

Erik verstand. Nicht nur rational, sondern auch auf dieser tieferen Ebene, auf der sich Loyalitäten, Herkunft und familiäre Schattenlängen zu einem Netz verwoben, das sich nicht einfach durch Amtsausweise oder juristische Vollmachten zerschneiden ließ. Fred war kein Mann, den man durch formale Autorität beeindrucken konnte. Wer in seinem Schatten aufgewachsen war, der wusste, dass er nicht vergab, sondern lediglich wartete.

„Dann bleib hier auf dem Revier“, sagte Erik nach kurzem Zögern. „Mach was Offizielles. Papierkram. Irgendwas, das belegt, dass du nicht einfach abgetaucht bist, wenn einer wirklich so tief graben würde.“

Sie hob den Blick, sah ihn für einen Moment offen an. „Du gehst also allein zu Fred?“

„Ich schau, ob ich wen mitnehmen kann.“

Er ging nacheinander alle durch. Marie, die über dem PC brütete, sah ihn an, als hätte er ihr einen schlechten Scherz erzählt, und sagte nur: „Ich wünsche dir viel Glück, aber nein – ich bin ja keine Polizistin!“ Peter, den Erik als Letzten mitnehmen wollte, saß am hinteren Ende des Flurs und starrte auf einen Stapel Formulare, auf denen er bereits mehrfach seine Initialen gesetzt hatte. „Ich kann nicht“, sagte er tonlos. „Nicht dorthin, nicht als Polizist im Dienst – das verstehen Sie doch hoffentlich.“

Erik nickte nur und ließ ihn in Ruhe. Auf dem Gang telefonierte er mit der Leitstelle in Mühlstadt – sie hatten gerade einen Einsatz im Gewerbegebiet, könnten jemanden schicken, aber das würde frühestens bis morgen dauern. Und Oliver, den er als Letzten anrief, meldete sich zwar, aber er klang wie jemand, der bei seiner Krankheit noch nicht über den Punkt der Ansteckung hinaus war: heiser, matt, wie jemand, der wirklich krank war – oder sehr gut so tat.

Für einen Moment stand Erik allein im Bürotrakt, hörte das leise Summen der alten Geräte und das entfernte Tippen von Tastaturen. Die Wache war nicht leer, aber sie war ohne Rückgrat. Niemand wollte sich bewegen, nicht in Richtung Fred, nicht in oder gegen das Netz, das sich aus Spannungen, Vermutungen und alten Geschichten spannte. Vielleicht lag es an der Jahreszeit, am Ort selbst oder daran, dass zu viele Menschen zu viele Jahre zu oft geschwiegen hatten.

Also entschied er, dass er zu Fred und dessen Firma allein fahren würde, trotz aller Risiken, die mit dieser Entscheidung einhergingen.

Wienbach lag wie ein zu lang geratener Schatten hinter dem letzten Hügel, kaum mehr als eine Reihe Häuser entlang einer sich windenden Straße, eingerahmt von Feldern, deren Grenzen man mehr spürte als sah. Die Ortschaft hatte keinen erkennbaren Kern, nur eine kleine Kapelle, keinen repräsentativen Dorfplatz, sondern zerfiel in verstreute Cluster von Häusern, zwei Werkhallen und zerrufte Zufahrten, die von Generation zu Generation zugewachsen oder vernachlässigt worden

waren. Wassertränken standen halb versunken im matschigen Boden hinter rostigen Maschendrahtzäunen, und auf manchem Grundstück wucherten Gartenmöbel neben Brennholzstapeln, als warteten sie gemeinsam auf eine neue Ordnung, die nie kam. Am Ortsrand, fast wie ein eigenes Reich, begann Freds Welt: der Bauhof, offiziell „Schmitz Bau und Abriss GmbH“, ein ausuferndes Areal aus Wellblech, Beton, alten und neuen Baggern, ausladenden Hallen und Containern, die aussahen, als hätten sie im letzten Leben in einem Bergwerk gelebt.

Die Einfahrt war breit, mit grobem Schotter bedeckt, und zwischen zwei mannshohen Betonpfosten spannte sich eine bleiche Kette, die lediglich zur Seite gehängt worden war – wie ein Symbol dafür, dass Zutritt hier kein Recht, sondern ein Duldungsakt war. Die Zufahrt war gesäumt von ausrangierten Baufahrzeugen, deren orangefarbenes Licht längst abgeblättert war. Ein alter Tieflader wirkte wie ein rostiges Monument früherer Großaufträge, daneben kauerte ein Container mit aufgesprungenem Türschloss und einer eingeritzten Nummer, die niemand mehr entziffern konnte. Daneben sah Erik aber auch neues Gerät, weniger zwar, aber dieses war vielleicht gerade im Einsatz, während die alten, ausrangierten entweder für Ersatzteile oder aus einem anderen Grund an Ort und Stelle geparkt worden waren – um vielleicht Diebe abzuschrecken.

Erik lenkte seinen Wagen durch das nächste geöffnete Tor, das zwar eine Schranke hatte, aber keine Wache. Niemand hielt ihn auf. Doch das bedeutete nichts.

Der eigentliche Hof war belebt, aber ohne erkennbare Ordnung. Zwei Arbeiter schoben eine Schubkarre mit Bruchsteinen über den Schotter, ein anderer schwang sich gerade von einem Minibagger, zog die Zigarette aus dem Mund und blies den Rauch in den Himmel, als wolle er damit etwas vertreiben. Niemand kam auf ihn zu, aber alle sahen ihn, den Polizisten, den Ermittler, den Mann, der nicht hierhergehörte.

Er stieg aus, die Schritte auf dem Schotter klangen laut. Wie er es schon oft erlebt hatte, übersteuerten seine Sinne die Eindrücke, die sie auffingen, und Erik wusste, dass vieles von dem, was er im Moment empfand, durch ihn gesteuert und nicht zwingend Realität sein musste. Ein Laster rollte hinter einem Container hervor, bog ab, der Fahrer nickte kurz, sah dann wieder weg. Es war eine Betriebsamkeit ohne Kommunikation, wie ein Uhrwerk, dessen Zahnräder sich zwar bewegten, aber jedes für sich tickte.

„Ich suche den Chef“, sagte Erik, als er sich zwei der Männer näherte, die an einem Stapel Rohre hantierten.

Sie sahen ihn an, erst den Polizeiausweis, dann das Gesicht. Einer von beiden kaute weiter an einem Stück Brot, ohne zu antworten.

„Ich suche Fred. Ist er da?“, wiederholte Erik sein Anliegen.

„Chef kommt, wenn er kommt“, sagte der andere.

„Oder auch nicht“, ergänzte der Erste mit einem Hauch von Belustigung.

Erik sah sich um. „Gibt es hier irgendein Büro?“

„Hinten. Der graue Container. Aber ob er da ist, keine Ahnung!“

Sie lachten nicht, aber es lag in der Luft wie ein unterdrückter Husten.

Als Erik den Container erreichte, war er leer. Ein Schreibtisch, Papierstapel, ein Monitor, der nicht angeschaltet war. Eine Filterkaffeemaschine, die tropfte. An der Wand ein großes Luftbild der Anlage, mit roten Markierungen, Zeitangaben, die sich Erik genauer ansah, um mögliche Fallen bereits ausmachen zu können. Der Ort war nicht verlassen, aber auch nicht bewohnt. Wie ein Nervenzentrum, das auf ein externes Signal wartete. Hinter dem Container erstreckte sich ein freies Feld mit aufgeschütteter Erde, auf dem ein einzelner Bagger unbeweglich stand wie ein vergessenes

Tier. Dahinter: ein Hangar, aus dem dumpfe Geräusche drangen – Metall auf Metall, Stimmen, nicht zuzuordnen. Niemand kam heraus.

Er ging wieder aus dem Container hinaus. Auf dem Weg zurück zum Auto blieb er stehen, als er es spürte: diesen Blick, der auf ihm lag. Nicht einer unter vielen, nicht flüchtig, nicht neugierig. Sondern fest. Direkt und auf seine Art besitzergreifend.

Er drehte sich um und sah ihn. Fred. Fred Schmitz. Auf der Treppe eines Verwaltungsgebäudes, das halb aus Beton, halb aus Glas bestand, mit verspiegelten Fenstern, die in diesem Licht mehr abschirmten als reflektierten – und dass er schlichtweg bisher übersehen hatte. Fred stand dort, die Hände auf dem Geländer, reglos wie eine Statue, die man dort aufgestellt hatte, um dem Platz etwas von der Autorität des Hauses zu verleihen. Und sein Blick war wie eine Kralle. Langsam, prüfend und verdammt selbstsicher.

Erik hob eine Hand zum Gruß. Fred erwiderte nichts, mit keiner Geste und erst recht nicht mit einem Wort. Nur dieser starre Blick zu ihm.

Ein Arbeiter trat neben ihn und flüsterte etwas. Fred neigte den Kopf leicht, wirkte in seiner Ruhe fast majestätisch. Dann drehte er sich um und verschwand im Gebäude.

Erik blieb noch einen Moment stehen. Die Luft roch nach Diesel, feuchtem Zement und dem schweren Schweigen eines Ortes, an dem alles möglich war – und nichts wirklich freiwillig geschah. Er wusste jetzt, was Annie gemeint hatte: Hier war kein Raum für Zwischentöne, hier war sein Territorium. Und wer es betrat, musste wissen, dass die Regeln nicht geschrieben, aber unumstößlich waren.

Er war auf Feindesgebiet – und Fred hatte ihn längst entdeckt.

## Kapitel 24

Das Verwaltungsgebäude war kälter, als Erik erwartet hatte. Nicht im wörtlichen Sinne – die Luft war geheizt, wenn auch spärlich –, sondern in seiner Anmutung: glatte Flure, weiße Wände, ein Industrie-Linoleumboden, der sich mit jedem Schritt leise unter seinen Schuhen bewegte, als würde er den Besuch nur ungern dulden. Hinter Glasscheiben sah er vereinzelt Büros, alle in demselben schlichten, geschmacksneutralen Stil: graue Schreibtische, schwarze Drehstühle, irgendwo eine spärliche Topfpflanze, als Feigenblatt gegen die Trostlosigkeit der Verwaltung.

Er war sich nicht sicher, ob er erwartet hatte, abgefangen zu werden. Doch niemand hielt ihn auf. Es gab auch keinen echten Empfang, wie man ihn von einem Verwaltungsgebäude kennen würde. Der Flur führte in eine Art Halle, aus der leise Stimmen drangen. Als er nähertrat, erkannte er Fred, der sich zu einer Frau beugte, die hinter einem versteckten, breiten Tresen saß. Erik stellte sich die Frage, was ein Empfang inmitten des Übergangs zur Halle zu suchen hatte, doch dann konzentrierte er seine Sinne wieder auf die Personen, die er im Blick hatte. Die Haare der Frau waren streng nach hinten gekämmt, die Brille saß tief auf der Nase. Sie flüsterte etwas, Fred lachte leise, nickte ihr zu, strich ihr kurz über die Schulter wie einer alten Bekannten, der vielleicht auch schon mal mehr war, dann wandte er sich zu Erik.

„Da ist ja unser Ermittler“, sagte er, als hätten sie sich zu einem Vorgespräch verabredet. „Kommissar Eisle, war’s doch, oder?“

„Erik Eisle“, sagte Erik und trat einen Schritt näher. „Und korrekt, Kriminalkommissar aus der Polizeidirektion Mühlstadt. Ich bin für diesen Fall Tom Schneider als leitender Ermittler hier.“

Fred bedeutete der Frau mit einer kleinen Geste, sich nicht zu erheben, obwohl sie die Anzeichen machte, die beiden alleine lassen zu wollen. Sie sah Erik kurz an, dann wieder zu Fred, dann wieder zu ihrem Bildschirm. Erik konnte nicht deuten, ob sie Angst hatte oder einfach gut trainiert war.

„Dann kommen Sie doch mit. Mein Büro ist gleich hier.“

Der Raum, den Fred aus der Halle angrenzend betrat, war größer, als Erik erwartet hatte. Eine Glaswand zur Hof- und zur Hallenseite, schwere Jalousien, die halb zugezogen waren, ein massiver Tisch mit schwarzer Hochglanzplatte, an den Seiten keine Zettel, keine Unordnung. Nur ein Laptop, ein geschlossener Ordner, ein Kugelschreiber, der exakt im rechten Winkel zur Tischkante lag – für die wichtigen Sachen, wie Verträge und Urteile. An den Wänden hingen großformatige Fotografien von Baustellen, beeindruckende Luftaufnahmen, eingerahmt in schwarzes Metall – anscheinend die wichtigsten Projekte der Firma seit ihrem Bestehen. Der Raum war ein Statement: Ich habe alles unter Kontrolle und eindeutig das Sagen.

Fred setzte sich hinter den Tisch und bot Erik mit einer Geste den Stuhl gegenüber an. „Kaffee?“  
„Nein, danke.“

Fred lehnte sich zurück. „Also, Herr Kommissar Eisle. Was kann ich für Sie tun?“, fragte Fred, ohne dass er durchblicken ließ, ob er die nun folgenden Fragen gerne oder ungern beantworten würde.

„Es geht um Tom Schneider und seinen Tod im Steinbruch.“

Fred nickte langsam. „Ja. Der arme Junge. Das ist tragisch. Wirklich tragisch.“

„Sie kannten ihn?“

„Nicht besonders. Er war vor einigen Wochen mal da. Hat sich vorgestellt, wegen einer Ausbildungsstelle.“

Erik runzelte die Stirn. „Wegen einer Stelle? Ich hatte von meinen Quellen verstanden, er wollte eben gerade nicht in den Betrieb einsteigen. Ich hatte gehört, dass er lieber in eine völlig andere Richtung gehen wollte.“

Fred zuckte mit einer Schulter. „Vielleicht war das so, das kann ich Ihnen nicht beantworten. Aber er war hier, das kann ich Ihnen bestätigen. Hat sich sogar interessiert gezeigt. Hat sinnvolle Fragen gestellt, die nicht jeder in seinem Alter stellt. Sehr gezielte Fragen.“

„Welche Fragen?“

„Ach, das Übliche. Arbeitszeiten. Über den Maschinenpark und welche Projekte wir so gerade machen. Auch zur Entsorgung, glaub ich. Also nicht merkwürdig. Aber...“

Erik wartete.

„...aber er schien mir interessiert und zugewandt. Neugierig. Wollte wirklich viel wissen. Kein Junge, der nichts mehr vom Leben wollte. Deshalb bin ich mir auch so sicher: Suizid war das nicht.“ Ein kurzer Moment der Stille. Erik spürte, wie sich etwas in ihm verschob. Die Worte waren neutral gesprochen, beinahe beiläufig, aber sie trafen ihn wie ein Schlag. Nicht, weil Fred sie sagte, sondern weil sie zu allem passten, was nicht passte.

„Und dennoch hat ihn jemand tot im Steinbruch gefunden. Ohne irgendwelche Kampfspuren. Scheinbar ohne Fremdeinwirkung. Ohne einen Abschiedsbrief.“

Fred betrachtete ihn lächelnd. „Ich sage ja nicht, dass Sie schlecht ermitteln. Ich sage nur: Ich wäre vorsichtig mit allzu schnellen Erklärungen.“

Erik lehnte sich zurück. „Glauben Sie, jemand hat ihn umgebracht?“

„Ich glaube, es gibt viele Arten, jemanden loszuwerden, ohne ihn umzubringen.“

Erik schwieg. Diese Sätze waren wie Nebel. Man sah hindurch, glaubte, etwas zu erkennen, aber nichts blieb greifbar.

„Tom war klug“, sagte Fred dann, um die Stille auszulösen, und als hätte er den Gedanken zu Ende gedacht. „Und manchmal ist das in solchen Gegenden... nicht nur ein Vorteil.“

Erik musterte ihn. „Sie sprechen sehr vorsichtig.“

Fred lachte leise. „Ich spreche, wie man hier spricht. Jeder kennt jeden. Jeder weiß etwas. Aber niemand weiß alles. Und manche tun gut daran, nicht alles wissen zu wollen.“

„So wie Sie?“

Fred sah ihn an. „Ich weiß, was ich wissen muss. Und ich weiß, wann es klüger ist, Fragen nicht zu stellen.“

Erik stand kurz auf, trat zur Fensterwand und blickte hinaus. Auf den Hof, wo sich langsam wieder mehr Bewegung zeigte. Ein Gabelstapler zog seine Kreise, ein Mann mit Warnweste telefonierte und schritt unruhig auf und ab.

Er fragte sich, wie viele dieser Menschen genau wussten, wer Tom gewesen war, was er wollte, was er vielleicht entdeckt hatte – bewusst oder zufällig. Und wie viele davon schweigen würden, aus Angst, aus Gewohnheit oder aus falsch verstandener Loyalität.

Er drehte sich wieder zu Fred um. „Wer hat Tom zu Ihnen geschickt?“

Fred hob die Augenbrauen. „Ich vermute, er hat sich normal auf eine ausgeschriebene Stelle beworben – aber das weiß ich nicht genau! Ich nehme keine Bewerberlisten entgegen. Das macht mein Büro.“

„Also die Dame am Empfang?“

„Oder jemand anderes. Ich müsste nachsehen.“

„Tun Sie das für mich?“

Fred lächelte. „Sicher. Wenn es Ihnen weiterhilft.“

Erik schwieg einen Moment. Dann: „Ich habe das Gefühl, dass viele Menschen hier mehr wissen als ich – und dass sie sich gegenseitig genau darüber informieren, wer gerade was weiß.“

Fred lehnte sich zurück. „Das ist keine große Kunst. Es gibt nicht viele Orte, an denen ein Außenstehender wie Sie lange unbemerkt bleibt. Es ist ja nicht gerade so, als würde dauernd ein junger Mensch aus unserer Mitte sterben! Das bewegt die Menschen und man kann sie nicht davon abhalten, sich ihre eigene Meinung zu bilden. Oder stimmen Sie mir da etwa nicht zu, Herr Kommissar?“

Erik nickte langsam. In seinem Inneren arbeitete es. War es eine Warnung? Eine Feststellung? Oder einfach nur die Wahrheit?

„Ich frage mich manchmal, wie es sein kann, dass ich so viele hier frage und am Ende weniger weiß als zuvor!“

Fred fixierte ihn. „Dann sollten Sie sich das gut merken und weniger Fragen stellen. Dann könnten Sie am Ende mehr wissen!“

Ein leiser Ton aus Freds Handy unterbrach das Gespräch. Er sah kurz drauf, schaltete es aus und steckte es dann ruhig zurück in die Tasche. Irritierenderweise hätte Erik darauf gewettet, dass er sich mit dem Gespräch entschuldigt, doch anscheinend hatte er gerade die volle Aufmerksamkeit des Lokalbarons.

„Sie müssen verstehen, Herr Kommissar. Hier laufen Dinge anders. Wir sind nicht gegen Sie. Nicht pauschal, meine ich. Aber wir sind auch nicht dafür da, Ihre Ermittlungen für Sie zu erledigen. Wenn Sie in etwas hineingreifen, das nicht zu Ihrem Fall gehört, dann... nun ja. Man wird sich das merken.“

Erik schwieg zu dieser unverhohlenen Drohung.

Fred stand auf, umrundete langsam den Tisch und stellte sich neben ihn. Der Blick auf den Hof war ruhig. „Behalten Sie nur den Fall im Auge. Tun Sie Ihre Pflicht, aber interpretieren Sie nicht hinein, was nicht da ist. Ein Unfall ist auch manchmal ein Unfall, wenn er Fragen aufwirft. Und

wenn es doch etwas war, dann war es kein Mord. Und kein Selbstmord. Sondern... die Evolution des Lebens: Manche überleben Darwin nicht. Sie wissen, was ich meine.“

Erik drehte sich zu ihm. „Wäre es ein Mord, wären Sie der Letzte, der es zugeben würde.“

Fred lachte leise. „Aber der Erste, der davon wüsste. Denken Sie an Ihre Position, Herr Eisle. Sie stehen nicht so stabil, wie Sie glauben. Und manchmal bringt zu viel Bewegung ein System ins Wanken – aber nicht alles, was ins Wackeln gebracht wird, muss umfallen.“

Sie standen einen Moment schweigend nebeneinander. Dann trat Erik einen Schritt zur Seite.

„Danke für Ihre Zeit, Herr Schmitz“, sagte er.

Fred nickte. „Es war mir sicherlich kein Vergnügen – bei dem traurigen Anlass. Aber ich halte Sie für einen aufrichtigen Menschen mit einem guten Sinn für Menschen und ihre Absichten. Kommen Sie gut raus und vom Gelände runter. Hier verirrt sich gern mal jemand zwischen den Hallen.“

Erik verließ das Büro, ohne ein weiteres Wort zu wechseln. Auf dem Weg zurück durch den Flur spürte er die Blicke der Angestellten, die in den Büros saßen, in seinem Rücken. Nicht feindselig, eher wachsam. Und beim Hinausgehen fiel ihm auf, dass wieder mal niemand auf dem Hof zu sehen war, ganz so, als hätte es ein unsichtbares Signal zum Verstecken an die Mitarbeiter auf dem Platz gegeben, damit niemand spontan Rede und Antwort stehen musste.

## Kapitel 25

Der Wagen glitt über die schmale Landstraße zurück in Richtung Dienststelle, das Geräusch der Reifen auf dem unebenen Asphalt war das einzige, was die drückende Stille im Inneren übertönte. Erik fuhr mit gleichmäßiger Geschwindigkeit, nicht langsam, aber auch nicht hastig, als wolle er dem Gedankenfluss, der sich in seinem Kopf aufgestaut hatte, nicht durch Eile entkommen. Die Felder rechts und links standen leer, der spätherbstliche Wind hatte alles zu Boden gedrückt, und es war, als sei auch die Landschaft in sich gekehrt, in Schweigen und Abwarten.

Fred hatte ihm nicht viel gesagt. Und doch war es an einigen Stellen zu viel gewesen.

Nicht wegen der Informationen – die waren vage, umspielt, wie in Nebel getaucht –, sondern wegen der Haltung. Fred war kein Mann, der zitterte, wenn er beobachtet wurde. Er hatte gesprochen, als sei alles, was geschehe, bereits bedacht, gewertet, katalogisiert und überstanden. Das Gefährliche an ihm war nicht die Macht, die er offensichtlich hatte, sondern die Selbstverständlichkeit, mit der er sie ausübte. Und dieser Tonfall, diese beiläufigen Hinweise – dass Tom nicht der Typ für einen Suizid gewesen sei, dass kluge Leute in kleinen Dörfern besser schwiegen und dass Fragen manchmal besser ungestellt blieben –, das alles hatte sich wie feiner Sand in Eriks Denken gesetzt, sich in die Ritzen seiner Überlegungen gelegt, ohne laut zu rauschen, aber stetig und mit der Schwere eines unausgesprochenen Verdachts.

Die Frage, was Tom auf dem Hof gesucht hatte, wurde plötzlich greifbarer. Hatte er wirklich nur an einer Ausbildung Interesse gehabt? Oder war das der Vorwand gewesen für etwas anderes, für eine heimliche Recherche, für einen Versuch, hinter eine Fassade zu blicken, die für andere unangreifbar schien? Hatte er etwas Überraschendes entdeckt, etwas, das nicht zu seiner Welt passte, aber zu Freds? Und wenn ja – hatte er darüber gesprochen? Oder war sein Schweigen sein letzter Schutz gewesen? Und war es vielleicht genau dieses Schweigen, das ihm am Ende zum Verhängnis wurde, nicht weil er etwas sagte, sondern weil andere fürchteten, dass er es doch noch tun würde?

Die Wache war in ein emsiges, aber schweigendes Treiben getaucht, das sich schlagartig veränderte, als Erik sie erreichte. Er schloss das Auto ab, schob die Tür auf und trat ein. Das vertraute Summen der Geräte begrüßte ihn wie eine alte Stimme, die man lange nicht gehört hatte. Der Geruch nach

Kaffee, Papier und Staub war immer noch da, vertraut und fern zugleich. Nach einigen Tagen vor Ort kam ihm mittlerweile alles etwas vertrauter vor, und während er damit eine neue Sicherheit gewann, spürte er auch dieses Unbehagen, dass er sich eigentlich nicht zu sehr in diese Machenschaften und Verstrickungen verheddern wollte.

Ännie saß mit einem Notizblock und einem aufgeschlagenen Ordner in der Küche und aß gerade einen Apfel. Als sie ihn sah, richtete sie sich auf.

„Und? Wie war es?“, fragte sie ohne Umschweife. Ihre Augen waren wach, erwartungsvoll, beinahe forsch, doch auch eine Spur von Besorgnis lag darin, als könne sie selbst nicht recht entscheiden, ob sie wirklich wissen wollte, was geschehen war.

Erik legte seine Jacke ab, trat zum Waschbecken und ließ kaltes Wasser über seine Hände laufen. Dann trocknete er sie langsam an einem Papiertuch. Er fragte sich, was er mit diesem ritualhaften Waschen erreichen wollte, da er sich sonst nur die Hände wusch, wenn es notwendig war – hier aber schien es, als wollte er etwas abwaschen, das kein echter Schmutz war, sondern einer, der an der Seele haftete.

„Er hat mich empfangen“, sagte er schließlich. „In seinem Büro. Nachdem ich ihn auf seinem Platz erst einmal finden musste. Er war freundlich, aber reserviert. Wie man das eben macht, wenn man weiß, dass der andere nicht zum Kaffeetrinken und Kuchenessen vorbeikommt.“

„Und was hat er gesagt?“

„Nicht viel – und doch zu viel. Er kannte Tom oder hat ihn zumindest einmal gesehen. Angeblich wollte Tom bei ihm anfangen.“

Ännie runzelte die Stirn. „Das passt nicht zu dem, was wir bisher wissen, oder? Hat Benny nicht gesagt, Tom wollte nichts mit dem Betrieb zu tun haben?“

„Genau deshalb hat es mich stutzig gemacht. Fred sagt, Tom habe Fragen gestellt. Gezielte Fragen, die ein hohes Interesse an dem Unternehmen und dem Job zeigen. Auch zur Entsorgung, zu Maschinen. Und dann war da diese Bemerkung... dass Tom nicht wie jemand wirkte, der sich das Leben nehmen würde.“

„Hat er das so gesagt?“

„Mehr oder weniger. Es war keine direkte Aussage, aber klar in der Bedeutung. Er meinte, Tom sei viel zu aktiv und neugierig, zu lebendig für sowas wie Selbstmord.“

„Und? Glaubst du ihm?“

Erik zögerte, dann schüttelte er den Kopf. „Ich glaube, dass Fred genau das sagt, was er sagen will. Dass jeder Satz mehrdeutig ist, jede Andeutung etwas vernebelt und zugleich preisgibt. Ich glaube, er weiß mehr. Vielleicht nicht im Detail, aber im Gesamtbild. Und ich glaube, dass er mir das auch zeigen wollte, ohne es offen zu sagen. So als würde er mir eine Karte zeigen, ohne den Ort zu nennen. Dass ich wissen soll, dass er das X auf der Karte kennt, mir den Standort aber niemals sagen wird.“

In diesem Moment klingelte sein Handy. Olivers Name erschien im Display. Erik nahm ab.

„Du bist alleine zu Fred gefahren?“, begann eine gereizte Stimme ohne Begrüßung.

„Ja. Musste so sein, Oliver.“

„Das war keine gute Idee, Erik. Ganz ehrlich. Du kannst da nicht einfach auftauchen. Der weiß alles. Wer mit wem spricht, wer was denkt. Der weiß das, bevor du es selbst weißt.“

„Und wen hätte ich mitnehmen sollen, Oliver? Peter? Der hat irgendwelche Sorgen und ist mitunter selber verstrickt in die Geschehnisse vor Ort. Marie will generell nichts mit dem Ganzen zu tun haben. Sie sind krank. Ännie hat gebeten, dass sie nicht mitkommen soll. Ich denke, sie hat große Sorge. Und Verstärkung dauert Tage. Ich hatte keine Wahl.“

Am anderen Ende war kurz Stille. Dann: „Ich hab Fieber und mir geht es elend. Aber ich komm morgen trotzdem. Ich bleib nicht zu Hause, während du dich da allein durchwühlst. Das ist nicht richtig. Vielleicht kann ich nicht viel machen, aber ich kann wenigstens da sein.“

Erik lächelte schwach. „Danke. Aber du solltest dich erst erholen, bevor du wieder in den Dienst kommst. Morgen ist Wochenende. Wenn du das zur Erholung nutzt, bist du Montag wieder fit. Ich schaff das bis dahin auch mit der Mannschaft vor Ort.“

„Du schaffst das vielleicht. Aber du solltest es nicht allein tun müssen. Wer weiß, wie das endet! Ich komme morgen“, entschied Oliver und schien das Gespräch zu einem Ende geführt zu haben. Erik beendete das Gespräch und steckte das Handy ein. Ännie sah ihn an, doch er schüttelte nur leicht den Kopf.

„Du hast ihm nicht alles gesagt, oder?“

„Würdest du ihm alles erzählen?“

Sie senkte den Blick, womit auch das Gespräch mit Ännie beendet schien, sodass Erik in den Raum ging, wo alle Informationen gesammelt wurden.

Peter kam etwas später in Eriks Büro und hielt eine Mappe in der Hand, die er wie einen Schutzschild vor sich trug.

„Ich wollte nur... also... fragen... ob es was Neues gibt. Ich meine von Fred. Und so.“

Erik betrachtete ihn länger, als nötig gewesen wäre. „Warum interessiert Sie das?“

„Weil ich... na ja... man redet. Sie waren ja dort.“

„Alle reden. Und keiner sagt was. Fällt Ihnen das nicht auf?“

Peter wurde rot, murmelte etwas wie eine Entschuldigung, dass er gefragt hatte, und drehte sich weg. Erik wusste nicht, ob er sich ärgern oder Mitleid empfinden sollte. Wahrscheinlich beides. Als Peter merkte, dass Erik eher stundenlang ihn ausdruckslos anschauen würde, als Informationen von seinem Besuch bei Fred preiszugeben, verschwand er wieder, ohne noch etwas zu sagen.

Später traf er Marie im Flur, als er sich einen Kaffee holen wollte. Sie kam gerade aus dem Kopierraum, einen Stapel Ausdrucke in der Hand.

„Marie. Haben Sie einen Moment?“

Sie sah ihn an, lächelte schwach. „Wenn's kurz ist. Ich habe gleich Feierabend!“

„Ich wollte nur Ihre Einschätzung. Von Fred – und dem Ganzen hier.“

Sie hob die Brauen. „Ich sag es Ihnen ganz deutlich: Ich halte mich raus. Ich bin hier für meine Arbeit und für sonst nichts.“

„Aber nach unserem Gespräch in der Kneipe... Sie haben doch gesehen, wie das läuft.“

„Eben deshalb. Ich will nicht Teil davon sein. Am Ende wird mir das nachteilig ausgelegt und ich habe es noch schwerer hier. Ist so schon nicht leicht gerade!“

Sie ging weiter zu ihrem Arbeitsplatz und ließ ihn unverrichteter Dinge stehen. Ihre Schritte waren fest, ihr Blick geradeaus. Erik blieb stehen und dachte über das Gesagte nach. Vielleicht war das der klügste Weg: wissen, aber nicht zu genau hinsehen.

Er ging in sein Büro, setzte sich und starrte auf die Wand gegenüber. Für einen Moment dachte er daran, Julia anzurufen. Ihre Stimme zu hören, sich rückzuversichern, wenigstens den Schein von Backup zu haben inmitten dieses Nebels. Doch was sollte sie sagen? Dass er auf Verstärkung warten sollte? Dass er vorsichtiger sein müsse? Dass es besser wäre, zurück nach Mühlstadt zu kommen und alles einer Kollegin oder einem Kollegen zu überlassen? Dass sie ein Tandem zur Unterstützung schicken würde?

Nein. Er wusste, was sie sagen würde. Und womöglich hätte Julia damit auch recht. Aber es änderte nichts daran, dass er der leitende Ermittler war und Antworten brauchte. Es war seine

Entscheidung, seine Verantwortung, und vielleicht war das auch das Einzige, was ihm noch geblieben war: selbst zu entscheiden, wie weit er zu gehen bereit war.

Er stand auf und trat ans Fenster. Draußen hatte sich erneut eine graue Wolkendecke vor den Himmel geschoben. Das Licht fiel in schmalen Bahnen durch die kahler werdenden Äste der Bäume, die sich im Wind leicht bewegten. Nichts regte sich auf dem Parkplatz, kein Schatten, kein Auto, nur die langsam schwindende Farbe des Tages.

Was war der nächste Schritt? Noch einmal mit Fred reden? Mit dem Vater von Tom? Mit jemandem, der endlich Klartext sprach? Mit Benny, der wohl wieder nichts Wahres von sich geben würde. Oder war der nächste Schritt schlichtweg: Warten, bis sich jemand von sich aus bewegte? Oder dann doch etwas riskieren? Brauchte es in diesem Fall mehr Mut? Oder etwas dazwischen, das es in dieser Welt vielleicht gar nicht gab?

Er wusste es nicht. Noch nicht. Aber er würde es ganz sicher herausfinden. Denn er war nicht der Ermittler, der wartete, ob sich ein Fall von alleine oder mittels Zufall löste – das war sicherlich seine größte Stärke, aber auch zuweilen seine größte Schwäche.

## Kapitel 26

Es war früher Nachmittag, als Erik im Büro saß und die Jalousien halb geschlossen waren. Das Notizbuch hatte er vor sich auf dem Tisch liegen, den Stift in der Hand, und mit diesem Blick, den man bekommt, wenn man versucht, in einem Bild, das man selbst gezeichnet hat, den verborgenen Fehler zu erkennen, starrte er durch den Raum und suchte. Die Zeilen, die er zu schreiben begann, waren nicht elegant, nicht schön formuliert, sondern rein funktional, wie Wegmarken auf einem überwucherten Pfad: Schmitz Bau, Bauhof, Tom, Suizid unwahrscheinlich, Aussage widersprüchlich, Verbindungen zu Maik unklar, Annie bei Begegnung auffällig ruhig, Oliver skeptisch, Marie schweigend, Peter überfordert. Namen und nur Rollen. Keine Vermutungen, nur Beobachtungen.

Erik legte den Stift beiseite, lehnte sich zurück und massierte sich die Schläfen. Die letzten Tage hatten ihn mehr zermürbt als mancher Großeinsatz, mehr als das Durchwachen in endlosen Observationen, die er eigentlich hasste, aber dann doch ganz gut meisterte. Hier gab es keinen klaren Feind, keine Frontlinie, nur undurchdringlichen Nebel, mysteriöse Stimmen, missverständliche Andeutungen. Jeder Schritt konnte zu viel sein oder zu wenig. Und über allem hing das beklemmende Gefühl, dass alle anderen immer ein kleines Stück weiter waren als er selbst, dass Informationen in feinen Netzen weitergereicht wurden, unsichtbar für ihn als Ermittler, aber effizient wie das Flüstern unter Masken.

Was er wusste: Tom hatte sich interessiert gezeigt für Freds Betrieb. Das schien ehrlich dahingesagt worden zu sein. Warum aber interessierte er sich plötzlich für eine Ausbildung? Was hatte er gesehen oder verstanden? Warum passte das nicht zu dem, was Benny ihm erzählt hatte? Und was wusste Benny überhaupt? War er einfach nur ein junger Typ, der das mitbekommen hatte, was er selber hören wollte? Oder war Tom absichtlich unklar gegenüber seinem vermeintlich besten Freund gewesen? Es war nicht selten, dass die heranwachsenden Kinder, die sich gegen die Vorstellungen der Eltern auflehnten, mit ihren Freunden offen sprachen, während sie ansonsten eine angepasste Rolle spielten, doch hier war er sich nicht sicher, wer welche Rolle innehatte. Erik erinnerte sich an Bennys Unlust beim ersten Gespräch, an sein Ausweichen, sein Überspielen. Und plötzlich wurde ihm klar: Er musste ihn noch einmal sehen. Noch einmal sprechen. Vielleicht nicht mit neuen Fragen, sondern mit neuer Haltung.

Er stand auf und ging zur Küche. Annie saß dort, tippte etwas in ihren Laptop, der Bildschirm zeigte geöffnete Berichte, eine halbleere Kaffeetasse stand daneben. Peter stand mit einem Ausdruck an der Tür, als würde er gleich fliehen, wenn ihn jemand ansähe. Erik blieb einen Moment stehen, hob die Hand zum Gruß.

„Ich fahr’ nochmal raus“, sagte er beiläufig.

„Wohin?“, fragte Annie, ohne aufzusehen.

„Nur in der Gegend herum. Nachdenken, vielleicht zum Steinbruch! Ich suche einen Trigger, der die Knoten in meinem Kopf zerschneidet!“

Annie blickte kurz auf und musterte ihn eindringlich. Ihre Augen schienen zu fragen, ob er ihr nicht trauen würde. Doch vielleicht war es genau das. Erik erwiderte den Blick, aber sagte nichts weiter, nur ein knapps Nicken. Er war nicht sicher, was sie ihm überhaupt noch sagen würde. Oder wem. Und da war dieses leise Ziehen im Hinterkopf, diese Unsicherheit, ob die offene Art, mit der sie sich in den Fall nach dem Ausfall von Oliver eingebracht hatte, nicht zugleich auch eine Form der Tarnung gewesen war. Vertrauen war in diesem Fall nicht nur ein Risiko, sondern möglicherweise bereits ein Fehler gewesen.

Peter murmelte ein „Pass auf dich auf“, das wie ein Versprecher klang. Erik verabschiedete sich, trat hinaus in die kühle Luft und spürte, wie sich das Tageslicht grell und fremd an die Haut legte. Es war ein fahler Tag, einer jener Tage, an denen sich der Himmel wie ein zu tief gehängtes Tuch über die Landschaft legte, grau, schwer und konturlos. Es fiel kein Regen, aber es kam auch kaum Licht nach unten. Nur Herbstwetter, unstet, wie seine Stimmung.

Im Wagen startete er nicht sofort den Motor. Er wartete, drei Minuten, dann fünf. Schaute in die Rückspiegel, auf die Ränder des Parkplatzes. Nichts geschah, keine Bewegung oder verdächtiges Auto. Er fuhr langsam los, wählte nicht den direkten Weg, sondern bog früher ab, nahm Seitenstraßen, kleine Asphaltadern durch weite Felder und schmale Waldstücke, vorbei an bäuerlichen Gehöften, an schiefen Scheunen, an Höfen mit rostigen Traktoren und einem alten VW-Bus, dessen Farbe sich der Erde angepasst hatte. Die Dörfer hier waren wie vergessene Ausstellungsstücke einer Zeit, in der man noch glaubte, dass das Morgen dem Heute gehorchte.

In einem Dorf hing noch Wahlwerbung von vor einigen Monaten am Laternenmast, halb zerfetzt, daneben ein Schild für Hausmacher Leberwurst im Hofladen zwei Straßen weiter, darunter ein Briefkasten, der aussah, als wäre seit der Jahrtausendwende kein Brief mehr darin gelandet. In einem anderen Dorf stand ein Kind an einem Gartenzaun und blickte ihm nach, ohne eine Regung. Erik hatte das Gefühl, er fahre durch einen Traum, durch ein verdichtetes Nichts aus Zeichen, das mehr sagte, als es zeigen wollte. Die Orte, durch die er kam, hätten auch Kulissen sein können, Dörfer ohne Innenleben, mit Gesichtern hinter Fenstern, die sich beim Nähern wegdrehten.

Als er sich sicher war, nicht verfolgt zu werden, gab er Bennys Adresse ins Navi ein. Die Route war ihm unbekannt, sie führte über kleine Nebenstraßen, durch Ortschaften, die wie Ausweichstellen der Wirklichkeit wirkten. Die Straßen wurden enger, die Asphaltdecke holpriger, links und rechts nur Buschwerk, plötzlich aufreißende Weite, dann wieder enge Alleen, durch die das Licht kaum drang. An einer Stelle musste er anhalten, weil eine Herde brauner Rinder langsam über die Straße trottete, begleitet von einem Mann, vermutlich seiner Frau und zwei bellenden Hunden – der Bauer nickte kurz und schritt dann wortlos weiter.

Das Haus von Benny lag am Rand der Siedlung, und ihm kam erneut der Gedanke, dass das Haus seiner Verwandten vor allem deswegen stand, weil es sich an den Anbau anlehnen konnte.

Erik stieg aus, ging zur Tür und klingelte. Es dauerte eine Weile, dann hörte er Schritte. Die Tür ging auf und Benny stand da, in Jogginghose und Shirt, in der einen Hand einen Controller, in der anderen Hand den Rest eines Pizzastücks.

„Ach, Sie schon wieder. Kommen Sie rein, oder auch nicht.“

Erik trat ein. Der Flur roch nach Tiefkühlpizza und Dämmmaterial. Irgendetwas wurde renoviert, aber nicht zu Ende gebracht. Im Wohnzimmer lief ein Shooter auf einem großen Bildschirm, der Ton war auf stumm, das Spiel stand auf Pause und doch flackerte das Licht in Intervallen durch den Raum und erhellte ihn gespenstisch.

„Wollen Sie ein Stück?“, fragte Benny und wirkte dabei nicht sehr aufrichtig. „Ist mit Salami.“

„Danke, nein. Müssen Sie nicht arbeiten?“

„Baue gerade ein paar Stunden ab! Ist okay für meinen Boss. Ist nicht gerade leicht im Moment!“, antwortete Benny, und Erik wusste nicht so recht, welchen Teil der Geschichte er für wahr und welchen für erfunden hielt.

Benny setzte sich derweil zurück auf die Couch, nahm den Controller in die Hand und spielte weiter. Erik blieb stehen, war irritiert, dass Benny so einfach in seinem Trott weitermachte und nicht mit ihm redete, und nutzte die Gelegenheit, sich umzusehen. Das Wohnzimmer war spartanisch eingerichtet: ein Couchtisch, drei leere Dosen Energy-Drink, ein alter Laptop auf der Fensterbank, ein paar zerlesene Manga-Hefte auf einem Stuhl. Kein Hinweis auf Tom. Generell fehlten Erinnerungsstücke wie Fotos oder andere Gegenstände. Es gab einfach nichts Persönliches, das auf einen Menschen mit einer Vergangenheit oder mit Plänen hindeutete.

„Haben Sie mal an Tom gedacht? In letzter Zeit?“

Benny zuckte mit den Schultern. „Klar denke ich jeden Tag an ihn. Sein Tod ist einfach viel zu krass, leicht unwirklich. Aber was soll ich machen? Das Leben geht weiter.“

„Sie haben gesagt, er wollte nichts mit der Arbeit seines Vaters zu tun haben. Und eine Ausbildung bei Fred wollte er auch auf keinen Fall annehmen. Stimmt das?“

„Hat er auch. Zumindest hat er mir das immer gesagt. Aber vielleicht hat er sich auch umentschieden. Ich war nicht sein Tagebuch oder sein Gewissen.“

Erik trat ans Fenster und sah hinaus. Die Straße war leer, ansonsten war eine Amsel auf dem Bordstein zu sehen, sonst nichts. Er suchte nach einer Bewegung, nach einem Auto, das zu langsam fuhr, nach einem auffälligen Schatten, der nicht dahin gehörte. Doch es war überall still. Still wie ein Ort, an dem man nicht beobachtet wird, sondern vergessen wurde.

Er ging langsam zu dem Regal neben der Tür, strich mit dem Finger über die Kante, eine Staubschicht blieb zurück. Irgendetwas suchte er, ein Zeichen, einen Hinweis auf eine Störung im System, eine Verbindung zwischen dem Hier und Jetzt und der Vergangenheit mit Tom. Doch alles in diesem Raum war banal. Die Unauffälligkeit von Bennys Leben war fast zu erstickend.

„Suchen Sie etwas Bestimmtes?“, fragte Benny.

Erik drehte sich um. „Ich schau mich nur um.“

„Ist das jetzt ein Spionage-Thriller oder was?“

Erik schwieg. Benny lachte leise, ohne Wärme.

„Wenn Sie denken, dass ich was verheimliche, dann fragen Sie doch. Aber ich hab nix. Echt jetzt. Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß.“

Erik nickte langsam. Er glaubte ihm nicht, zumindest nicht ganz. Aber es konnte sein, dass es egal war. Vielleicht war es nur ein weiterer Knoten in dem Netz, das sich um ihn spannte: engmaschig, weich, aber unnachgiebig.

Das Licht vor dem Fenster wurde blasser und die Schatten zogen sich zurück. Erik wusste, dass er gehen musste, bevor der Tag ihm wieder entglitt. Zwei Autos fuhren vorbei, schlichen durch die sich windenden Straßen, ein silbernes folgte einem blauen, und beide schienen sich schicksalsmäßig aneinandergelagert zu haben. Für diesen Moment blieb Erik noch am Fenster stehen, als wartete er auf ein Zeichen. Irgendeins.

## Kapitel 27

Erik blieb noch immer am Fenster stehen, die Aluminiumverkleidung kalt unter seiner Handfläche und der Blick nach draußen verloren, auch wenn es dort nichts zu sehen gab, was ihn weitergebracht hätte. In ihm drehte sich ein Gedanke, langsam, wie ein Mahlstein, der über etwas hinwegfuhr, das nicht recht greifbar war. Sollte er einfach gehen? Es war hier nichts zu holen. Nicht wirklich – oder zumindest nicht sichtbar. Doch irgendetwas in Bennys Verhalten war zu ausweichend und zu sehr darauf bedacht, nichts zu sagen und doch dabei nicht aufzufallen. War es nur Gleichgültigkeit gegenüber ihm und der Welt und ihrer Komplexität? Oder war es am Ende nur der Versuch des Schutzes? Und wenn es Schutz war, dann vor wem – Fred und seinen Machenschaften oder Gerhard? Welche Rolle spielte eigentlich Toms Vater, der Benny als schlechten Einfluss für seinen Sohn sah, wie Sarina auch? Beide drückten das sehr deutlich aus, was sie von dem Freund ihres Sohnes hielten.

Erik trat einen Schritt zur Seite und sah zu dem jungen Mann hinüber, der noch immer spielte, als gäbe es keine Welt außerhalb dieses Flackerns auf dem Bildschirm. Und vielleicht war das sein Schutz: das Spiel, die Pizza, die er sich nach und nach reinschob, oder die Jogginghose, das ironische Grinsen. Waren das alles Hüllen? Doch wie sah es darunter, in ihm drin, aus?

Er setzte sich langsam, ohne ein Wort zu sagen, auf den Sessel gegenüber dem Spielenden. Benny nahm das zunächst nicht zur Kenntnis oder tat wenigstens so. Die Figuren auf dem Bildschirm tanzten weiter, Schüsse flackerten und Gegner gingen reihenweise zu Boden. Doch Erik sah nicht mehr auf den Bildschirm – er fokussierte sich auf Benny. Und in ihm wuchs der Gedanke, dass es an der Zeit war, die Richtung innerhalb seiner Ermittlungen zu ändern.

„Benny!“, sagte er leise, aber bestimmt.

Benny zuckte kaum merklich. Der Controller bewegte sich langsamer.

„Ja?“

„Ich frage mich, warum du eigentlich glaubst, wie lange das hier noch gutgeht.“

Jetzt stoppte das Spiel augenblicklich. Benny drehte den Kopf, nicht ruckartig, eher wie jemand, der nicht sicher ist, ob er gerade wirklich gemeint war.

„Ich verstehe nicht ganz.“

„Du spielst hier den Gleichgültigen. Der, der nichts gesehen hat, der nichts von irgendeinem wichtigen Ereignis gehört hat. Der so tut, als hättest du nur sehr wenig mit Tom zu tun gehabt, aber dabei warst du sein bester Kumpel, sein einziger, und ich glaube, du hast viel mehr mit ihm geteilt, als du mit mir teilst. Aber ich war lange genug in diesem Beruf, um zu merken, wann mir jemand nicht oder nur die halbe Wahrheit sagt.“

Bennys Gesicht blieb starr, aber seine Hände legten den Controller ab, fast in Zeitlupe.

„Ich habe Ihnen doch gesagt, was ich weiß. Ich habe nichts gesehen.“

„Eben“, sagte Erik und beugte sich etwas vor. „Du hast nichts gesehen, nichts gehört und vor allem von dem Tathergang nichts mitbekommen. Und das, obwohl Tom dein bester Freund war? Das, Benny, glaube ich dir einfach nicht mehr! Ich glaube, du bist an dem Abend nicht zu Hause gewesen, insbesondere wenn dein bester Kumpel in den Steinbruch will!“

Benny schwieg. Ein leises Summen kam vom Kühlschrank. Erik nahm es wie einen Takt auf, den sein innerer Druck vorgab. Er hatte keinen Kollegen dabei, niemanden, der ihn zurückhalten würde. Niemanden, vor dem er seine Methoden gerade hätte rechtfertigen müssen. Und Benny? Der sah nicht aus wie jemand, der sofort zur Polizei lief – oder zu jemand anderem, der die Ermittlungen erschweren könnte. Wenn er ihn immer mehr einschüchterte, schätzte Erik das Risiko als gering ein – und vielleicht brauchte es das jetzt. Sonst würde dieses Spiel noch ewig weitergehen.

„Ich bin nicht hier, um mit dir Smalltalk zu machen“, sagte Erik. „Ich bin hier, weil ich langsam das Gefühl bekomme, dass du mir etwas verheimlichst – und wenn ich herausfinde, dass du mich belogen hast, dann garantiere ich dir, dass das harte Konsequenzen haben wird.“

Benny schluckte. Jetzt war die Unsicherheit spürbar. Seine Knie bewegten sich leicht, als hätte er plötzlich zu viel Energie im Körper und wüsste nicht, wohin damit.

„Ich hab wirklich nichts gemacht. Ich schwör's.“

„Dann erzähl mir, was Tom die letzten Wochen wirklich beschäftigt hat. Du hast gesagt, er wollte nichts mit dem Betrieb zu tun haben. Fred sagt, er war interessiert an einer Ausbildung. Was stimmt denn nun?“

Benny presste die Lippen aufeinander, sah Erik lange an. Dann stand er auf, ging zur Küche, holte sich ein Glas Wasser, trank, stellte es ab, kam zurück und setzte sich wieder. In seinen Bewegungen lag jetzt ein wenig Trotz.

„Vielleicht war ich nicht ganz ehrlich“, sagte er. „Nicht, weil ich was zu verbergen habe. Sondern weil ich dachte, das geht mich nichts an. Tom war kompliziert, war er schon immer. Ich hab Tom die letzten Wochen kaum noch verstanden. Mal war er irgendwie abwesend, dann wieder ohne erklärlichen Grund aufgedreht. Er hat immer wieder was angedeutet – das hatte ihn vor allem beschäftigt. Er sprach immer von... von so einer Gruppe. Einer Art... Club für Leute, die dazugehören. Die wären an allem schuld in seinem Leben! Ich weiß nicht, wie ich das anders beschreiben soll.“

Erik spürte, wie sein Blick sich schärfte. „Was für ein Club?“

„Er hat mal was von einer ‚Bruderschaft‘ gesagt. Wirkte ganz beiläufig. Ich dachte, das ist irgendein Quatsch aus dem Internet. Oder so 'ne Art Pfadfinder für Erwachsene. Keine Ahnung. Ich hab ihn nicht ernst genommen.“

„Bruderschaft?“

„Ja. Er meinte, sein Vater wollte ihn da reinbringen. Und es gab wohl eine Situation ... Da hat er sich geweigert, war gegen die Entscheidung des Vaters. Sie müssen sich schon den ganzen Tag gestritten haben – und dann... hat sein Vater ihm eine geknallt. Also nicht im Stillen. Sondern vor anderen, mitten in der Stadt. Ich hab das nur von Tom gehört, aber es wurde durch andere bestätigt, also sind das mehr als... Gerüchte. Das hat ihn hart getroffen. Danach war er ein paar Tage komisch. Richtig komisch. So, als wäre etwas in ihm kaputtgegangen. Endgültig.“

Erik beugte sich leicht vor. „Wer war noch dabei? Wer hat das gesehen?“

Benny zuckte die Schultern. „Weiß nicht genau. Ich glaub, die kamen gerade von irgendeiner Feier. So ein Ding, wo alle da waren, auch Leute von außerhalb. Irgendwer hat dann gelacht, andere haben weggeschaut, als Tom eine geknallt bekam. Und Tom... der ist einfach stehengeblieben, das Gesicht knallrot, aber er hat nicht reagiert. Hat sich auf jeden Fall nicht getraut, zurückzuschlagen, obwohl er größer und schneller als sein Vater war. Er hat kein Wort gesagt, denn er hatte nur noch Verachtung übrig für seinen Vater, sagte er mir am Abend, als wir uns wiedertrafen. Danach war er für eine Zeit lang wie ausgewechselt.“

Erik nickte langsam. Diese Szene brannte sich ein, obwohl er nicht dabei gewesen war. Er sah den jungen Mann vor sich, wie er sich mit seinem Vater auf Augenhöhe stritt – und dann kam diese öffentliche Demütigung. Ein Ritus?

„Wann war das?“

„Ist bestimmt zwei, drei Monate her. Irgendwann im Frühsommer. Ich hab nicht auf den Kalender geschaut. Aber... es hat ihn beschäftigt und auch ein Stück weit verändert. Er hat aber nicht mehr oft darüber gesprochen. Nur, dass er seinen Eltern nicht mehr traut.“

Erik stand auf. Die Wohnung schien sich zu neigen, der Boden fühlte sich plötzlich weich an unter seinen Sohlen. Nicht wegen der Informationen. Sondern wegen der Art, wie Benny sie ihm mitgeteilt hatte. Wie jemand, der lange geschwiegen hatte und jetzt etwas loswurde, das er selbst kaum einzuordnen wusste.

„Ich danke dir für die Informationen. Die helfen sehr weiter!“, sagte Erik leise.

„Ich habe nichts getan“, flüsterte Benny. „Ich schwör's Ihnen.“

„Ich glaube dir“, sagte Erik. „Aber vielleicht weißt du mehr, als du denkst. Gibt es noch etwas, das ich wissen müsste?“

Benny schüttelte nachdenklich seinen Kopf, fast unmerklich. Etwas an ihm war eingefallen. Nicht gebrochen, wie alte Menschen vom Leben gebrochen wirken, wenn es gegen sie läuft, sondern kleiner. Erik spürte den Impuls, noch etwas zu sagen, das dem Jungen half, doch er ließ es. Es war genug für diesen Moment. Er fragte sich, warum Benny diese Episode nicht schon vorher erzählt hatte, doch dann erinnerte er sich daran, dass er Bennys Aussagen auch nicht ganz traute, da er unsicher war, wie viel Wahrheitsgehalt darin steckte. Das Misstrauen in diesem Fall war allgegenwärtig und Erik war sich sicher, dass kaum eine Information je sicher werden würde.

Draußen war es inzwischen düster geworden. Die Dämmerung saß auf den Straßen wie ein vergessener Mantel. Erik trat hinaus, zog die Tür hinter sich zu und lauschte einen Moment in die Stille. Kein Wind, kein Laut – und doch war alles in Bewegung.

## Kapitel 28

Die Straßen zogen sich unter den Reifen wie ein endloses Band aus schweigendem Asphalt, und im Innern seines Wagens hingen die Gedanken dicht wie Nebel über einem See, der von allen Seiten eingekesselt war. Erik fuhr ziellos, scheinbar ohne Richtung, doch in seinem Kopf war längst eine Entscheidung gefallen, auch wenn sie noch zögerlich unter Vorbehalt auf der Zunge lag. Die letzten Stunden hatten ihn erschöpft – der kalte, kontrollierte Auftritt von Fred, die latente, unterschwellig drohende Gewalt auf dem Bauhof, dann Bennys Mischung aus Verdrängung und plötzlicher Offenheit – und doch war es das erste Mal seit Beginn der Ermittlungen, dass er das Gefühl hatte, nicht bloß zu reagieren, sondern zu führen.

Im Rückspiegel: nichts. Keine Scheinwerfer oder Verfolger, keine Schatten aus Wienbach oder aus Bennys anonymem Wohngebiet. Nur das Flackern seiner eigenen Zweifel, die wie Irrlichter aus dem Dunkel aufzuckten und wieder verschwanden. Wen sollte er mit den neuen Informationen konfrontieren? Sollte er den Bruderschafts-Faden gleich weiterverfolgen? Oder war es besser, eine Nacht darüber zu schlafen, vielleicht mit Oliver den nächsten Schritt zu koordinieren? Doch Oliver war krank. Und jeder zusätzliche Tag bedeutete: Zeit für andere, sich vorzubereiten, Spuren zu verwischen und sich mit neuen Geschichten und abgestimmten Lügen in Sicherheit zu bringen.

Erik wusste, dass sich Gespräche wie das bei Fred und das bei Benny herumsprechen würden. Vielleicht nicht in offizieller Form, aber in Blicken, in verdeckten Gesprächen oder in Telefonaten, die niemand aufzeichnete. Fred würde sein Netzwerk mobilisieren, Benny vielleicht gar nicht reden

– aber irgendwer würde merken, dass etwas in Bewegung geraten war. Und er selbst saß – so fühlte es sich an – endlich im Driver’s Seat. Es war ein trügerischer Platz, unbequem und ausgesetzt, aber wenigstens kein Rücksitz mehr im Bus der Zufälle. In diesem Moment wusste er, dass Zögern eine Einladung war – nicht nur für das eigene Zaudern, sondern auch für die anderen, wieder die Kontrolle an sich zu reißen, sich neu zu sortieren, sich gegen ihn zu verbünden.

Er bog rechts ab, ohne den Blinker zu setzen. Der Entschluss schien gefallen.

Er würde nicht darüber schlafen. Nicht warten und damit nicht riskieren, dass das Momentum zerrinnt wie Butter in der Sonne. Er fuhr, nachdem er sich für seinen neuen Kurs entschieden hatte, auf direktem Weg zu den Schneiders. Gerhard und Sarina, den Eltern von Tom. Die für ihn Menschen mit zu vielen Fassaden waren. Menschen, die alles dafür taten, harmlos zu wirken, aber dabei die Luft um sich herum so sauber hielten wie einen Operationssaal – steril, kontrolliert, frei von jedem Echo. Es würde Zeit werden, diese Sterilität des Alltags ein wenig ins Wanken zu bringen. Wie laut es scheppern würde, wusste Erik noch nicht, und obwohl er gelernt hatte, sich nicht von seinen Emotionen leiten zu lassen, vermutete er, dass es nicht anders gehen würde. Zeit für eine saubere Strategie und Gesprächstaktik bestand nicht mehr. Er musste handeln. Jetzt.

Die Straße wurde schmaler, die Häuser bäuerlicher. Eine niedrige Mauer, ein knirschender Kiesweg, dann das Haus: immer noch wie gemalt, diese perfekte Ordentlichkeit regte Erik inzwischen auf. Und doch lag eine Kälte über der Szene, als hätte jemand vergessen, das Bild mit Leben zu füllen. Erik hatte den Ort schon mehrfach betreten, aber jetzt, da er mit anderen Informationen kam, wirkte alles fremder, feindseliger – als sei das Haus selbst ein Teil des Netzes, einer der Ankerpunkte, wo es befestigt war, in den er gerade hineintrat.

Erik stieg aus, atmete tief durch und vergewisserte sich, dass seine Jacke geschlossen und sein Notizbuch griffbereit war. Er drückte die Klingel. Ein helles, technisches Geräusch zerschnitt die Stille, dann ein dumpfes Klacken hinter der Tür. Sarina öffnete. Schmales Gesicht, dünnes Lächeln, die Augen tiefer als beim letzten Mal.

„Herr Eisle. Welch eine Überraschung.“

„Guten Abend. Ist Ihr Mann auch da?“

Sie zögerte, trat einen Schritt zur Seite. „Im Wohnzimmer. Aber es ist spät.“

„Es dauert nicht lange.“

Sie nickte – bereitwillig – und ließ ihn vorbei. Der Flur roch nach Orangenreiniger und dem Hauch eines herben Parfums, das er irgendwoher kannte. Im Wohnzimmer saß Gerhard Schneider, ein Glas Rotwein in der Hand, die Beine übereinandergeschlagen, als säße er in einer Talkshow. Der Fernseher lief leise, irgendein Naturfilm. Gletscher, Vögel, das kalte Weiß von Eismassen.

„Herr Kommissar“, sagte Gerhard und stand nicht auf. „Schon wieder. Ich dachte, es wäre alles gesagt worden. Was gibt’s denn diesmal?“

Erik blieb stehen, die Hände in den Taschen. „Ich bin heute ein paar Dingen nachgegangen. Ich war bei Fred Schmitz, den Sie sicher kennen. Es war spannend, zu hören, was alles gesagt wird und was nicht – vor allem das, was nicht gesagt wird, ist vielsagend. Danach war ich bei Benny, dem Kumpel ihres Sohnes. Der mit den schlechten Informationen und Einfluss.“

„Klingt nach einem produktiven Tag“, antwortete Gerhard Schneider, aber es war eine gespielte Gelassenheit, denn Erik sah, dass sich die Schultern hochgezogen hatten und der Blick wacher war als beim Eintreten.

„War’s auch. Sehr produktiv sogar. Ich möchte Ihnen eine Szene schildern. Eine, die sich vor einiger Zeit abgespielt haben soll. Eine, in der ihr Sohn eine Hauptrolle spielt. Es muss sich wohl

um eine Feierlichkeit gehandelt haben. Und dann – gab es wohl eine Ohrfeige. Öffentlich und vor anderen. Von Ihnen!“

Gerhard zuckte kaum merklich. „Ach, das.“

„Ach, das?“

„Sie wollen mir jetzt erzählen, dass ich ein schlechter Vater bin, weil ich meinem Sohn mal eine gewischt habe? Herzlichen Glückwunsch, Herr Eisle! Vielleicht möchten Sie gleich das Jugendamt einschalten. Oder einen Ethikrat. Ich kann den Vorfall auch schriftlich bestätigen, wenn es Ihre Ermittlungen vereinfacht.“

Sein Ton war gleichgültig, fast schon spöttisch. Aber in den Augen: ein Flackern. Kein Zorn – sondern versuchte Kontrolle. Abgeklärtheit, aber kurz vor dem Entgleisen.

„Ich frage mich nur“, sagte Erik, „was genau der Anlass war.“

„Bei der Feier oder bei der Ohrfeige?“

„Vielleicht erzählen Sie mir, was passiert ist – dann brauchen wir das Frage-Antwort-Spiel nicht zu betreiben und ich verlasse Ihr Haus umso schneller.“

Das Angebot eines schnellen Verschwindens schien Gerhard Schneider zu motivieren, denn er bewegte sich aus seiner Position im Sessel und beugte sich zum Gast, der mitten im Raum stand, während sich Sarina inzwischen auf die Kante des Sofas gesetzt hatte.

„Es war eine Feier meines Neffen, er wurde zwanzig, und wir haben groß gefeiert. Zunächst die Familie über den Tag, dann sind die Jungs abends losgezogen.“

„Ohne Ihren Sohn?“

„Er mag seinen Cousin nicht so richtig, daher hat er sich entschieden, mit uns nach Hause zu fahren!“

„Warum haben Sie ihm eine Ohrfeige in aller Öffentlichkeit verpasst?“

„Weil er ungezogen war! Er hat mir Sachen an den Kopf geworfen, die sich nicht gehören, und meine Ungehaltenheit hat nicht gereicht, ihn zu stoppen. Da musste ich ihn züchtigen, sonst wäre das eskaliert! Danach war Ruhe!“

„Was hat er Ihnen denn an den Kopf geworfen, dass Sie so ausgerastet sind?“

„Familienangelegenheiten. Hat nichts mit seinem Tod zu tun!“

„Und es ging dabei nicht um die sogenannte Bruderschaft?“

Stille. Absolute Stille. Als hätte jemand im Raum alle Knöpfe gedrückt, die das Leben zum Stillstand bringen konnten.

Gerhard stand langsam auf. Der Wein blieb auf dem Tisch. Er schob die Ärmel seines Pullovers hoch, langsam, bedächtig, als müsse er sich für eine Prügelei vorbereiten. Dann trat er näher.

„Wer hat Ihnen diesen Floh ins Ohr gesetzt?“

„Das spielt keine Rolle.“

„Doch, das spielt eine Rolle. Weil es Menschen gibt, die mit Begriffen um sich werfen, die sie nicht verstehen. Und dann Dinge auslösen, die sie nicht mehr kontrollieren können.“

Erik blieb ruhig. „Was ist die Bruderschaft?“

Gerhard lächelte. Breit, kalt, ganz ohne Zähne, da die Lippen hart zusammengepresst waren.

„Nichts, das Sie interessieren sollte. Und vor allem nichts, über das man mit Außenstehenden redet.“

„Ihr Sohn war also ein Außenstehender.“

„Mein Sohn war... schwierig.“

„Deshalb mussten Sie ihn züchtigen? Zurechtweisen?“

„Ich musste gar nichts. Ich habe gehandelt, weil er mich nicht verstanden hat – oder nicht verstehen wollte. Und ich bereue es nicht, wenn Sie mich das als Nächstes fragen wollen.“

Erik spürte, wie sein Puls stieg. Das Gespräch war längst kein Interview mehr. Es war ein Tanz auf dem Vulkan geworden. Zwei Männer in einem Raum, und einer davon wusste mehr, als er sagen durfte. Erik ahnte plötzlich: Er war gerade dabei, die Schwelle zu überschreiten, die die Ermittlungen von einer Spurensuche in einen Kampf verwandelte. Einen Kampf gegen eine Struktur, die mit jeder neuen Information größer wurde, dichter, dunkler – wie ein Netz aus feinen, fast unsichtbaren Fäden, das sich längst um ihn legte.

„Haben Sie ihn gezwungen, in die Bruderschaft beizutreten?“

„Das ist nichts, worüber ich mit Ihnen sprechen werde!“

„Haben Sie Angst, darüber zu sprechen?“

„Haben Sie Angst vor den Konsequenzen, wenn Sie weiterbohren?“

Diese Worte, so leise sie fielen, schnitten durch die Luft wie ein Skalpell. Sarina stand inzwischen im Türrahmen, eine Hand am Rahmen, die andere schien zu zittern. Doch sie sagte nichts, machte sich nur bereit, den Raum schnellstmöglich zu verlassen, wenn es eskalieren sollte.

Erik trat einen Schritt zurück. „Ich glaube, ich habe genug gehört.“

Gerhard nickte. „Das hoffe ich für Sie!“

„Und wenn ich wiederkomme?“

Ein Lächeln, immer noch ohne die Lippen auseinanderzunehmen. Breit, maskenhaft. „Das sollten Sie vermeiden. Es wäre... unklug.“

„Ist das eine Drohung?“

„Nein. Ein gut gemeinter Rat. Manche Türen lassen sich nicht zweimal öffnen. Wer es dennoch versucht, dem wird irgendwann die Klinke zum Schwert.“

Erik drehte sich um, ging zur Tür und nahm den Blick nicht von Sarina, die noch immer wie eine Figur aus Wachs dastand. Draußen griff die Dunkelheit nach ihm wie eine alte Bekannte, kühl, vertraut, aber nicht willkommen.

Er stieg ins Auto, startete den Motor und ließ das Fenster halb geöffnet. Die heraufkommende Nacht war klar, sehr klar. Die Bruderschaft – dieses Wort hallte in ihm nach wie ein Versprechen und eine Drohung zugleich. Es war mehr als ein Netzwerk, das in diesem Teil des Landes unweigerlich entstand. Es war eine Art System – und Tom hatte sich vermutlich geweigert, einzutreten und Teil davon zu werden, deswegen wurde er bestraft. Aber wurde er deswegen auch getötet? Das war scheinbar die alles entscheidende Frage in diesem Moment.

## Kapitel 29

Die Rückfahrt zog sich, nicht wegen der Strecke, sondern weil sich die Gedanken weigerten, stillzustehen und nicht an jeder erdenklichen Ecke abzubiegen. Erik hatte das Gefühl, als würde er mit jeder Kurve, die er nahm, tiefer in ein Labyrinth geraten, in dem sich die Gänge verschoben, und sobald er meinte, eine Richtung erkannt zu haben, tauchte plötzlich eine neue Richtung auf, deren Reiz nicht gerade gering erschien. Der Besuch bei den Schneiders hatte etwas in ihm erschüttert, von dem er geglaubt hatte, dass er eine felsenfeste Meinung gehabt hätte. Nicht weil er sich nicht vorbereitet gefühlt hätte – er hatte gewusst, dass Gerhard kein einfacher Gesprächspartner sein würde –, sondern weil die Kälte, die dort geherrscht hatte, nicht gespielt gewesen war. Das war keine Fassade, das war das Fundament des Wesens innerhalb dieser Familie, die dann doch ein mögliches Motiv hatte.

Während er durch die abendlichen Straßen fuhr, bemerkte er die kleinen Dinge mit einer fast unheimlichen Deutlichkeit: das leise Flackern einer defekten Straßenlaterne, das Kratzen der Reifen auf dem nassen Asphalt, das kaum hörbare Klicken des Blinkers, das wie ein Metronom in seinem Kopf tickte, begleitet von einem inneren Monolog, der sich immer wieder um dieselben Fragen drehte, dieselben Halbsätze, mit denselben offenen Enden.

War es richtig gewesen, allein zu den Schneidern zu fahren? War es richtig, das Wort „Bruderschaft“ so früh ins Spiel zu bringen? Hatte er damit vielleicht eine Grenze überschritten, die besser unangetastet geblieben wäre, weil sie am Ende nichts mit dem Fall zu tun hatte, sondern in eine Gemengelage griff, die besser unbekannt geblieben wäre – wie die Verschwörungen, die es rund um die US-amerikanische Regierung gab? Oder hatte er genau das tun müssen, weil es sonst niemand getan hätte? Wie viel davon wusste Annie wirklich – wie viel hatte sie gehört und verschwiegen, aus Angst, aus Loyalität oder aus einem Gefühl der Zugehörigkeit, das ihm zunehmend fremd wurde in diesem Landstrich?

Dann war da noch ein anderer Gedanke, der sich aufdrängte wie ein hartnäckiger Tropfen auf rostigem Blech, der über die Zeit seine Wirkung entfaltet – die Frage, ob es jetzt an der Zeit wäre, Julia zu kontaktieren. Sie einzuweihen, zumindest in Ansätzen, wenigstens ein Signal zu senden, dass hier etwas aus dem Ruder lief, das größer war als alles, was sie bisher erlebt hatten. Doch während er das Lenkrad fest umklammerte und die Dunkelheit vor ihm vorbeizog, kam auch die Gegenstimme: Was würde sie tun können? Sie würde ihn bremsen, zur Ordnung rufen, auf Verstärkung pochen, auf die Regeln verweisen. Er würde sich verteidigen müssen – nicht gegen sie, sondern gegen den Spiegel, den sie ihm mit ihren klugen, kühlen Fragen vorhalten würde: dass er das Momentum aus der Hand gegeben hatte. Nein, nicht jetzt. Noch nicht. Solange er das Gefühl hatte, dass sich die Knoten gerade zu lösen begannen – auch wenn sich darunter nur neue Knotenlagen befanden –, wollte er nicht aus der Bewegung herausgerissen werden. Stillstand war gefährlich, und Rückversicherung bedeutete oft nichts anderes als Entschleunigung, da seine Chefin den Regeln noch viel stärker folgen musste als er selbst. Also fuhr er weiter, schweigend, alleine, mit dem Wissen, dass auch diese Entscheidung ihren Preis hatte.

Er fuhr langsam durch die abendliche Ortschaft; es kamen ihm zwar Autos entgegen, aber es befand sich keins hinter ihm, sodass er Zeit hatte – Zeit für die Klärung seiner Gedanken, sich die Umgebung anzuschauen, um sie zu taxieren und mit dem neuen Wissen zu vermessen. Die Fenster der Häuser lagen dunkel da, nur wenige Lampen warfen gelbes Licht auf das Pflaster, das sich feucht glänzend unter den Reifen spannte. Als er das Gebäude der Dienststelle erreichte, sah er es schon von Weitem: Es brannte noch Licht im Büro. Annie war noch da. Natürlich war sie das. Irgendwie hatte er nichts anderes erwartet.

Er parkte sein Auto im Hof der Dienststelle, atmete tief durch und blieb einen Moment lang einfach sitzen. In seinem Kopf zogen Gedankenbahnen ihre Kreise – was er sagen würde, was er besser verschwieg, wie viel Risiko eine weitere Offenheit in ihre Richtung barg. Und wie nah er ihr mittlerweile gekommen war, ohne es wirklich zu wollen. Oder gerade deshalb?

Annie saß drinnen aufrecht an ihrem Schreibtisch, den Blick auf den Eingang gerichtet, durch den er unweigerlich kommen musste. Sie hatte ihn wohl durchs Fenster kommen sehen, denn kaum betrat er den Flur, erhob sie sich und kam ihm entgegen. Die Stirn in Falten gelegt, die Lippen aufeinandergepresst, ihr Blick sehr direkt.

„Du willst mir wirklich erzählen, dass du die ganze Zeit nur durch die Gegend gefahren bist?“, platzte es aus ihr heraus, ehe Erik die Stimmung vollständig erfassen konnte.

Erik senkte den Blick nur kurz, wich aber nicht aus. „Ich brauchte frische Luft. Zeit zum Nachdenken.“

„Ach komm, Erik. Ich hab dich auf dem Schirm, seit du raus bist. Ich wusste, dass du irgendwohin fährst, aber ich hab gehofft, du kommst wenigstens zurück, ohne dieses Gesicht zu machen.“

„Welches Gesicht?“

„Dieses Ich-hab-eine-Entscheidung-getroffen-und-du-darfst-sie-nicht-hinterfragen-Gesicht. Denn das sagt dein ganzes Gesicht, wenn nicht sogar dein ganzer Körper – er schreit es quasi zu mir!“

Erik ging an ihr vorbei und hängte seine Jacke über den Stuhl. „Ich will dich da einfach nicht mit reinziehen. Ich denke, das wäre nicht gut.“

„Das ist nicht deine Entscheidung. Zumindest nicht allein. Du kannst mich nicht behandeln, als wäre ich irgendeine Auszubildende.“

„Ich versuch, dich zu schützen.“

„Und ich versuche, dich zu unterstützen. Merkst du den Unterschied?“

Er schwieg, und dieses Schweigen war keine Zustimmung, aber auch keine Ablehnung. Es war ein Zögern, ein inneres Stolpern und ein leichtes Kratzen im Verstand, das sich nicht in Worte fassen ließ. Seine Gedanken waren längst nicht mehr klar, sie taumelten von Szene zu Szene, von Begegnung zu Begegnung, als versuchten sie, aus den Bruchstücken der letzten Tage ein Bild zu formen, das sich vor seinen Augen immer wieder auflöste.

„Erik...“, sagte sie dann leiser. „Glaubst du etwa, ich wäre...?“

Ännie konnte das Wort nicht aussprechen, aber sie merkte, dass Erik verstanden hatte, was in ihr vorging.

„Ich weiß es ehrlich gesagt nicht.“

„Du denkst wirklich, ich könnte diejenige sein, die Informationen durchsticht?“

„Du warst an allem nah dran. Du hast Verbindungen in alle Richtungen. Familiäre, freundschaftliche und bestimmt noch weitere, die ich noch nicht kenne. Es gibt nicht viele, die so viel mitbekommen wie du, auch außerhalb des Jobs. Irgendwie ist seit ein paar Tagen alles in diesem Fall durchlässig. Alle wissen scheinbar alles. Oder verhalten sich, als ob.“

„Du glaubst mir nicht, oder? Dass ich nichts damit zu tun habe?!“

„Ich will dir glauben. Aber ich kann's mir nicht leisten, mich zu irren.“

Da trat sie einen Schritt näher, die Schultern angespannt, die Stimme bebend. „Du bist schon ein feiger Hund! Du stehst hier und verdächtigst mich, ohne ein einziges handfestes Indiz in der Hand zu haben. Weil du Angst hast, dass deine Nähe zu mir dich angreifbar macht. Weißt du was? Dann mach doch allein weiter! Aber hör auf, mir deine Schutzrolle vorzuspielen. Ich brauche keinen großen Bruder, ich brauche einen Kollegen, der mir vertraut. Denn ich will den Fall genauso lösen wie du!“

Er sah sie an, lange. Sie hatte sich halb abgedreht, um ihm demonstrativ die kalte Schulter zu zeigen. Dann senkte er den Blick. „Ich... habe bei den Schneiders ein Wort erwähnt, das ich von Benny aufgeschnappt habe: ‚Bruderschaft‘.“

Sie veränderte sich entgegen seiner erwarteten Reaktion nicht, zeigte keinen sichtbaren Schock, selbst als sie realisierte, dass er bei Benny und den Schneiders gewesen war. Er hörte kein nervöses Aufatmen. Nur ein winziges Flackern in ihrem Blick, den sie ihm zuwandte. Sie schien geahnt zu haben, dass er alleine auf eigene Faust unterwegs gewesen war.

„Schon mal von der Bruderschaft gehört?“, fragte er weiter.

„Einmal. Vielleicht zweimal. Ich weiß es nicht mehr genau, wann und wie. Es war nicht wichtig für mich.“

„Und jetzt?“

„Jetzt gehe ich meiner Arbeit nach und finde heraus, was es mit der sogenannten Bruderschaft zu tun hat. Aber das heißt nicht, dass ich gleich mit geheimen Listen um die Ecke komme.“

„Aber du weißt mehr, habe ich das Gefühl.“

Sie zuckte mit den Schultern und schien in ihrem Trotz gefangen zu sein. „Ich weiß wirklich nicht mehr. Aber es scheint dir wichtig zu sein, sodass ich mich dahinterklemmen werde und mal meine privaten Kontakte anzapfe!“

Erik lehnte sich an den Türrahmen. „Wenn du mehr weißt, sag es bitte jetzt. Denn sonst bist du wirklich in Gefahr. Und diesmal nicht nur aus beruflicher Sicht.“

„Ich bin immer noch eine Polizistin, Erik, und kein Freiwild, das man einfach jagen kann. Ich kann mich schon wehren, auch wenn du mich offensichtlich beschützen willst. Ich bin Teil dieser Ermittlung. Ob du willst oder nicht!“

Er wollte noch etwas sagen, doch dann sah er in ihre Augen und erkannte, dass es sinnlos wäre. Alles, was er ihr noch an Misstrauen entgegenbrachte, würde wie ein Brandbeschleuniger wirken.

„Also gut“, sagte er. „Dann sind wir ab jetzt wieder Partner.“

Sie nickte zur Bestätigung. Doch in ihrem Blick lag eine Warnung.

„Aber wenn du mich noch einmal ausgrenzt, dann brauchst du dich nicht zu wundern, wenn ich nicht mehr auf deiner Seite stehe.“

Erik glaubte ihr. Nicht weil sie es androhte, sondern weil er in diesem Moment wusste, dass Vertrauen ein zarter Faden war – und seiner stand kurz vor dem Reißen.

Die Abendschicht begann nicht mit einem klaren Plan, sondern mit einem neuen, brüchigen Gleichgewicht. Einer Allianz am Rand des Misstrauens – und dem Wissen, dass sie vermutlich nur gemeinsam weiterkommen würden. Oder gar nicht.

## Kapitel 30

Der Beschluss fiel leise, fast beiläufig: ein Blick auf die Uhr, ein tiefes Gähnen aus dem Innersten seiner Seele, das sich nicht mehr unterdrücken ließ, und ein Nicken von Annie zur Bestätigung, das mehr sagte als Worte. „Ich denke, für heute reicht’s“, sagte Erik und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. „Uns fällt gerade ohnehin nichts mehr ein, das wir nicht schon dreimal durchgekaut haben.“

Annie sah ihn kurz an, musterte die feinen Linien unter seinen Augen, die blassere Haut, das feine Zittern seiner Finger, wenn er sich unbeobachtet fühlte. „Das stimmt, ich denke, du solltest schlafen gehen, damit du wieder zu klaren Gedanken kommst. Ich mach auch Schluss. Ich brauche eine heiße Dusche und mindestens acht Stunden Schlaf. Dann sieht die Welt morgen wieder anders aus.“

„Magst du noch was essen gehen? Das Essen im Hotel ist ganz brauchbar“, fragte er zögerlich, mit einem Anflug von Verlegenheit, obwohl er sich überhaupt nicht danach fühlte, irgendein Interesse an Annie zu haben. Auch nicht, weil er unbedingt Gesellschaft wollte, sondern weil ihn der Gedanke, allein am Tisch zu sitzen, plötzlich schwerer wog als erwartet.

Sie lächelte müde. „Danke, aber ich fahr heim. Wenn ich jetzt noch irgendwo sitzen bleibe, schlaf ich beim Kauen ein.“

Erik nickte, doch es fiel ihm schwer, das einfach so stehen zu lassen. Er sah sie einen Moment lang an, so als würde er etwas sagen wollen, das er selbst noch nicht in Worte fassen konnte. „Pass auf dich auf, Ännie. Ich meine es ernst.“

Sie hob eine Augenbraue, trat einen halben Schritt näher. „Ich pass schon auf mich auf. Du solltest lernen, das auch zu tun.“

Ein kurzer Moment der Stille spannte sich zwischen ihnen auf, durchzogen von unausgesprochenen Gedanken. Dann wandte sie sich ab, griff nach ihrer Jacke und ging zur Tür. Als sie sich noch einmal umdrehte, lag in ihrem Blick eine Mischung aus Müdigkeit, Sorge und etwas, das vielleicht Verstehen war. „Morgen früh, acht Uhr? Ich bin was früher da und setze uns einen starken Kaffee auf!“

Erik nickte. „Acht Uhr. Abgemacht!“

Sie verschwand in der Dunkelheit der Nacht, und als die Tür hinter ihr ins Schloss fiel, hatte er das Gefühl, dass etwas Ungesagtes im Raum geblieben war, das nicht so leicht zu vertreiben war. Obwohl sie beide die Kurve bekommen hatten, blieb die Vermutung eines Restrisikos, dass sie eine Rolle spielte, die er nicht durchschaute und noch viel weniger kontrollieren konnte. Doch da er auch auf Hilfe angewiesen war, musste er wohl oder übel das Risiko eingehen, und als er seine Sachen zusammenpackte, um die Wache zu verlassen, blickte er kurz zu der Tafel mit den bisherigen Hinweisen, streifte mit seinem Blick die Bilder von Toms Leiche und immer noch sprachen sie nicht zu ihm – wie Zeichnungen, die fotoreal, aber nicht echt waren.

Er machte sich auf den Weg zum Hotel. Die Straßen waren leer, die Lichter gedimmt, und die Kleinstadt wirkte wie eingefroren in einem Moment zwischen zwei Atemzügen. Die Gedanken ratterten in seinem Kopf, springend und nach irgendetwas suchend. Es war diese spezielle Art von Erschöpfung, in der man nicht mehr müde ist, sondern überreizt – der Körper verlangt nach Ruhe, der Geist aber weigert sich, zu verstummen.

Im Hotel war es still. Der Speiseraum lag im Halbdunkel, nur zwei Tischlampen warfen warme Lichtkegel auf weiße Decken. Erik hoffte, dass das Restaurant überhaupt aufhatte, doch da er den Hotelbesitzer nirgendwo sah, setzte er sich einfach an einen Tisch und nahm sein Notizbuch heraus, um mit seinen Gedanken zu beginnen, aber dann tauchte der Wirt auf und Erik bestellte sich etwas Einfaches – eine Suppe, Brot und ein Glas Wasser – und erhielt Besteck für sich allein. Niemand sonst war mehr da. Der Inhaber warf ihm einen kurzen Blick zu, ob alles in Ordnung war, und dann verschwand er wieder hinter der Küchenschwingtür.

Erik zog sein Notizbuch in die Mitte des Tisches vor ihm, kramte einen Stift hervor, den er in der Tasche trug, und begann zu schreiben. Erst zögerlich, dann flüssiger, als würden die Worte ihren Weg bahnen, um Ordnung zu schaffen, wo bisher nur Fragmente waren. Er notierte Namen, Orte, Bewegungen und auffällige Widersprüche. Er markierte Verbindungen, erinnerte sich daran, dass mit dem Ausfall von Oliver diese so wichtige Aufgabe der Verbindungen wohl liegengeblieben sein musste, und zog Linien zwischen Aussagen und Fakten. Er fragte sich, wer wann was wusste, wer wie reagiert hatte und was das über das Netzwerk aussagte, das sich wie ein feines Spinnennetz über die Menschen hier gelegt hatte. Vor allem versuchte er, den zeitlichen Ablauf zu rekapitulieren, und kam zu dem Schluss, dass Benny keinerlei Informationen erhielt, aber sicherlich Gerhard und Sarina. Und dieser Maik, der im Imbiss aufgetaucht war und den Ännie wohl von früher kannte – war er nur aufgetaucht, um ihr ein Signal zu senden? Wie stand er zu dem ganzen Thema, oder war es mehr Zufall als eine Verbindung?

Bruderschaft. Das Wort stand da wie ein Riss im Papier, ein leises Dröhnen, das nachhallte. Was war das überhaupt? Ein Geheimbund? Eine alte Männergesellschaft? Oder bloß ein Deckname für

die alten Seilschaften, die sich in kleinen Orten wie diesem über Jahrzehnte hielten, über Generationen weitervererbt wurden wie Grundstücke oder unausgesprochene Schulden?

Er schrieb weiter. Freds kühle Distanz. Gerhards plötzlicher Sinneswandel, als er konfrontiert wurde, wohl weil es ein Motiv sein könnte: Hat er es anfänglich verschwiegen – dazu die Frage, ob Sarina nicht Schuld verspürte? Dann Bennys Verlegenheit, mit der Erik so wenig anfangen konnte – und Ännies Bekenntnis, das kein so richtig vollständiges war. Alles verwob sich, und je mehr er zu Papier brachte, desto weniger hatte er das Gefühl, dass ihm die Kontrolle entglitt. Er strukturierte, analysierte, fragte sich selbst nach seiner Meinung, zog Verbindungslinien, wo welche waren, strich sie, wo es nicht sicher erschien, und kreiste Sachen ein, die zusammengehören könnten.

Dann kam die eigentliche Frage. Die, die er bisher vor sich hergeschoben hatte. Wie sollte es weitergehen, wie weiterermitteln? Denn es war bereits Donnerstag und das Wochenende stand vor der Tür, um ihn zurück nach Mühlstadt zu lotsen, hinaus aus dieser Welt mit all ihren Verstrickungen.

Er legte den Stift zur Seite und rieb sich das Gesicht mit beiden Händen. Sollte er Julia anrufen, ihr einen vollständigen Bericht erstatten, Mühlhausen einbinden und auf Verstärkung setzen, den ganz offiziellen, korrekten Weg gehen? Oder sollte er weiter allein agieren, auf Sicht fahren, mit Annie als Chance und Risiko, solange die Lücke bestand, in der er unbeobachtet vordringen konnte?

Er versuchte, sich das Risiko auszumalen. Objektiv, wie er es gelernt hatte. Doch objektiv war er längst nicht mehr, denn es war bereits zu viel geschehen. Zu viele Begegnungen mit Menschen, die ihn jetzt kannten, zu viele Blicke, die mehr sagten als die Worte, die aus dem zugehörigen Mund kamen, und dazu viele ausgesprochene und unausgesprochene Drohungen, die zwischen den Zeilen aufleuchteten wie phosphoreszierende Spuren in einem dunklen Wald.

Er stand auf, ging zum Fenster, sah hinaus in die Nacht. Kein Auto fuhr auf den Straßen, keine Bewegung war zu erkennen. Nur Dunkelheit und das matte Leuchten der Straßenlampen. Und in seinem Inneren das Gefühl, dass ihn diese Nacht an einem Wendepunkt erwischte hatte. Er dachte an Julia, an ihre ruhige Stimme, ihre analytische Art, an ihr Versprechen, für ihn da zu sein. Und doch: Wie oft hatte er diese Hand ausgeschlagen? War es jetzt der richtige Zeitpunkt, sie einzubeziehen? Oder würde das alles kippen, wenn er die offizielle Linie wieder betrat? Und was, wenn sie ihn zurückpiff? Was, wenn alles, was er in den letzten Tagen aufgedeckt hatte, in einem offiziellen Protokoll einfach versickerte, weil es zu groß und zu tief verwurzelt war?

Als er sich wieder setzte, stand der Hotelbesitzer plötzlich da. Er brachte das Essen, das Erik in sich hineinschlang, als wäre es die letzte Mahlzeit vor dem Finale. Das Essen und die Beschäftigung damit ließen ihn ein wenig abschalten, und als er fertig war und seine Nichtentscheidung wieder aufnehmen wollte, kam der Wirt und brachte ihm und sich einen Espresso mit.

„Darf ich?“

Erik nickte und irgendwie hatte er das Gefühl, dass dieser Mann bisher der einzige war, den er getroffen hatte, der sein Schicksal teilte: nicht hierhin zu gehören und irgendwie den gesamten Ablauf zu stören. Der Mann setzte sich und stellte eine der Tassen vor sich ab.

„Ich habe sie da sitzen sehen, Herr Kommissar. Allein, den Gedanken nachhängend. Immer mit dem gleichen konzentrierten Blick. Sie erinnern mich an jemanden.“

„Wegen meines Verhaltens?“

„Vielleicht deswegen, vielleicht auch nicht. Ich denke eher an die Verantwortung, die sie wegen des toten Jungen tragen, an Entscheidungen, die sie treffen müssen, und an das Gefühl, etwas aufklären oder retten zu müssen. Ich kenn das.“

Erik lächelte schwach. „Sie müssen dieses Hotel hier retten?“

Der Wirt lehnte sich zurück und schloss für einen Moment die Augen. „Ich hab mir gesagt: Entweder ich glaub an das, was ich tu, oder ich such mir was anderes. Aber wenn ich's schon mache, dann richtig. Mit Haut und Haar. Und irgendwann, glauben Sie mir, kommt der Moment, an dem es sich auszahlt. Vielleicht nicht in Form von Geld, aber in etwas anderem – Bestimmung, Glück oder etwas in der Form, die man nicht so einfach messen kann.“

„Haben Sie das Hotel geerbt?“, fragte Erik.

Der Wirt schüttelte den Kopf. „Nein, gekauft. In einem Zustand, in dem man mir davon abgeraten hat. Die Küche war marode, das Dach begann, undicht zu werden, Stammgäste gab's kaum. Aber ich hatte eine Idee, eine Vorstellung, wie das hier aussehen könnte. Ich wollte einen Ort schaffen, an dem sich Leute nicht nur ausruhen, sondern sich auch sortieren können. Einen Zwischenraum zwischen der echten Welt und den Abgründen, die jeder mit sich herumträgt.“

Erik blickte auf den Espressolöffel in seiner Hand. „Und? Hat sich das erfüllt, was sie sich vorgenommen haben?“

„Teilweise. Manche kommen, schlafen und gehen wieder. Aber ein paar bleiben in Erinnerung. Weil sie hier was erledigen konnten oder eine gute Zeit hatten. Für sich oder mit der Welt. Vielleicht sind Sie ja auch so einer.“

Sie tranken schweigend den starken Kaffee, der erstaunlich gut schmeckte, obwohl Erik kein Espressogenießer war, und er dachte nach. Nicht über den Fall, sondern über seine Haltung. Über den Mut, den es brauchte, um diesen Fall gegen alle Widerstände aufzuklären. Über das, was bleibt, wenn alle Fakten verschwimmen.

Der Wirt stand auf. „Lassen Sie sich nicht unterkriegen. Das Schlimmste ist nicht, wenn man scheitert. Sondern wenn man aufhört, es zu versuchen.“

Erik nickte langsam und ließ zu, dass seine Gedanken erneut seinen Kopf fluteten. Er ahnte, dass er sich entscheiden musste, für einen Weg – für das Risiko oder das korrekte Vorgehen. Heute, an diesem Abend.

## Deine Entscheidung

Die Spuren liegen offen, doch keine führt sicher ans Ziel. Erik hat in den letzten Tagen Vertraute verloren und neue Verbündete gefunden, er hat Drohungen empfangen, Schweigen geerntet und hinter Fassaden geblickt, die besser unberührt geblieben wären.

Tom ist tot – das ist die einzige Gewissheit, die Erik in sein Notizbuch schreiben kann. Alles andere ist ein Geflecht aus Andeutungen, aus Halbwahrheiten und verschlossenen Türen, die jemand aufmacht, um sie vor seiner Nase wieder zuzuknallen. Die Bruderschaft – was immer sie ist – hat ihre Schatten über die Gegend geworfen. Fred, Gerhard, Sarina, Benny – sie alle wissen mehr, als sie sagen. Und Annie? Auch ihre Rolle erscheint nicht mehr so klar, wenn es überhaupt jemals Klarheit gegeben hat.

Erik steht nun an einem Scheideweg. Die Beweislage ist dünn, die Gegner erscheinen mächtig, die Wege sind gefährlich. Doch er ist nicht mehr nur Ermittler – er ist Teil des Spiels geworden.

Jetzt liegt es an Dir! Entscheide für ihn!

Erik kann den offiziellen Weg gehen: Julia informieren, die Kräfte aus Mühlhausen mobilisieren, mit Protokollen, Durchsuchungsbeschlüssen und Zeugenvernehmungen versuchen, das Dickicht

zu lichten. Der Weg der Legalität – langsam, abgesichert, aber womöglich zu träge für das, was im Schatten bereits vorbereitet wird.

Oder er geht allein weiter: still, wachsam, mit allen Sinnen und ohne Rückendeckung. Ein Risiko und mitunter ein großer Fehler. Doch vielleicht auch die einzige Chance, der Wahrheit so nahe zu kommen, dass sie sich nicht mehr hinter dem Spinnennetz verstecken kann.

Wie entscheidest Du Dich?

## Ende 1: Offizieller Weg, Kapitel 31

Es war schon spät geworden, der Speiseraum leer bis auf einen Stuhl, der leicht schief am Nebentisch stand, als Erik sich doch entschloss, zum Hörer zu greifen. Nicht, weil er plötzlich sicher war. Sondern weil er müde war – nicht nur körperlich, sondern vor allem müde von der Verantwortung, die er sich in den letzten Tagen selbst aufgeladen hatte, wie ein Gewicht, das er nicht mehr ablegen konnte.

Er suchte Julias Nummer in den letzten Anrufen heraus, drückte auf die Anruftaste und hörte das Freizeichen, das ihm in seiner Müdigkeit endlos erschien – bis schließlich ein Rascheln durch die Leitung kam, mit Stimmen im Hintergrund, dann konnte er ihre Stimme hören. „Erik? Alles okay?“ „Ich hoffe, du hast einen Moment. Wenn nicht, dann nicht!“

„Ich bin auf einer Veranstaltung – geb ich ehrlich zu –, aber ich geh mal kurz raus.“

Er hörte, wie sich Schritte entfernten, eine Tür zufiel, Stille entstand. Dann wieder ihre Stimme, ruhiger. „Was ist los, Erik? Du rufst um diese Uhrzeit nicht an, wenn es nicht wichtig ist, oder?“

Er holte tief Luft, dann sprach er und erzählte alles, was er wusste. In einem Strom, der sich kaum bremsen ließ. Er erzählte von der Begegnung mit Fred, von dem Schweigen der Arbeiter auf dem Bauhof, der Atmosphäre wie auf einem privaten Kasernengelände, wo jeder Blick ein Befehl war. Von Bennys halbherzigen Aussagen, die plötzlich doch in eine Richtung deuteten – Bruderschaft, Gerüchte, eine Ohrfeige von Toms Vater in aller Öffentlichkeit. Von Gerhard, der zuerst pampig war und dann wie verwandelt, als das eine Wort „Bruderschaft“ fiel. Von Sarinas kühler Distanz, die so kalt gewesen war, dass Erik unwillkürlich den Mantelkragen höhergezogen hatte, als sie ihn angeschaut hatte. Und von Ännie, bei der er nicht mehr sicher war, was sie wusste, was sie verschwieg und wem sie wirklich vertraute.

„Moment, Erik“, unterbrach Julia irgendwann. „Du redest, als sprudelst du wie ein Wasserfall, und bringst dich immer mehr in Rage. Ich komm ehrlich gesagt nicht mehr mit. Was genau ist mit dieser Bruderschaft?“

„Ich weiß es nicht!“, platzte es aus ihm heraus, und er erschrak über die eigene Lautstärke. „Ich weiß es nicht, Julia. Es ist nur... sie fällt immer wieder. Nicht offen im Gespräch. Es ist nicht so, als würde sie jemand direkt ansprechen. Aber sie ist wie ein Nebel, der zwischen allem liegt. Und jeder scheint sie zu kennen, und niemand spricht wirklich darüber. Aber Tom... Tom wollte da scheinbar nicht rein. Oder vielleicht doch, aber unter anderen Bedingungen. Und dann diese Sache mit seinem Vater...“

„Welche Sache?“

„Es gibt dieses Gerücht, dass der Vater ihm in aller Öffentlichkeit eine Ohrfeige verpasst hat, weil er sich angeblich gegen irgendwas gestellt hat. Vielleicht gegen die Bruderschaft. Vielleicht war es auch nur eine Vater-Sohn-Geschichte. Ich weiß es nicht. Aber es hat ihn verändert. Benny sagt, er war danach tagelang still.“

Wieder ein Moment des Schweigens. Julia atmete hörbar durch. „Du hast in fünf Minuten mehr Hinweise und Indizien geliefert als in deinem letzten Bericht. Warum hast du mir das nicht früher gesagt?“

„Weil ich nicht wusste, ob es überhaupt irgendwas ergibt. Und weil ich...“ – er hielt inne – „weil ich mich ein wenig geschämt habe. Weil ich das Gefühl hatte, ich verliere den Überblick in diesem Fall, wo irgendwie jeder, der involviert ist, auch wirklich involviert ist – ich meine damit, dass selbst bei völliger Unbeteiligung jemand etwas mit dem gesamten Konstrukt zu tun hat. Ich weiß, das klingt alles seltsam und mysteriös, und ich verstehe, dass es so rüberkommt. Aber heute... heute hat sich alles gedreht. Es ist wie ein Netz, Julia. Kein loses Gewebe, sondern ein altes, schweres Spinnennetz, das sich über alles legt. Und ich bin mitten drin und suche nach einem Weg, aus dem Netz rauszukommen.“

„Du sprichst in großen Rätseln für mich, aber vor allem, weil du so rastlos erzählst und gar keinen klaren Gedanken fassen kannst. Hast du das Gefühl, in Gefahr zu sein?“

„Nicht direkt! Noch nicht! Aber ich werde beobachtet. Immer. Jeder Schritt von mir scheint weitergetragen zu werden. An wen auch immer. An die Bruderschaft, an wichtige Personen, die die Strippen ziehen. Ich bin mir nicht mal sicher, ob mein Hotelzimmer wirklich privat ist.“

Julia zögerte. Dann sagte sie: „Ich weiß nicht, ob es gut ist, wenn du dort bleibst. Ich denke, du solltest besser zurückkommen.“

Es war dieses Zweifeln in Julias Stimme, das Erik aus seinen wirren Gedanken wachrüttelte. Bisher wollte er Unterstützung haben, doch nach seinen Erzählungen schien es, dass Julia ihn abzuziehen drohte, was ein anderes Ergebnis war, als er erhofft hatte. Daher versuchte er, sich zu sammeln, atmete tief durch und versuchte, das Schlimmste zu verhindern: dass er vom Fall abgezogen wurde.

„Wenn ich jetzt gehe, ist alles vorbei. Dann ist alles, was ich gefunden habe, für die Katz. Sie machen dicht. Das weiß ich. Ich hab's gesehen. Diese Leute ... Sie haben Jahrzehnte geübt, wie man die Wahrheit vergräbt.“

„Dann bleibst du von mir aus, wenn es deine Einschätzung ist. Aber du bleibst nicht allein.“

„Ich kann keinem hier trauen, Julia. Peter ist ein Wackelkandidat und ist scheinbar selbst verhandelt mit dem Opfer als Schwippschwager vom Vater von Tom. Oliver – der einzige, bei dem ich ein gutes Gefühl hatte, dass er objektiv an die Sache herangehen kann –, ist krank und am Ende vielleicht auch zu jung, um eine solche Untersuchung mitzumachen. Und Annie... sie ist zu tief drin in den Strukturen vor Ort. Vielleicht, ohne es zu merken. Vielleicht auch nicht – ich werde nicht schlau aus ihr. Vertrauen kann ich ihr aber nicht vollends.“

„Ich meine nicht jemanden aus der Dienststelle. Ich schicke dir jemanden aus unserem Team. Jemand, der völlig neutral ist. Ein Profi. Aber nicht sofort. Das wäre zu auffällig.“

„Wann?“

„Montag. Du hast also morgen Zeit, alles zu sortieren. Deine Gedanken, deine Notizen, die Indizien, die Beweise. Bitte keine weitere Aktion oder Konfrontation deinerseits. Nur sichten, ordnen und Ruhe reinbringen.“

Erik nickte, obwohl sie es nicht sehen konnte. „Verstanden.“

„Und dann? Wochenende! Kein Schritt mehr ohne deinen Partner! Du gehst raus aus dem Fall, nur für zwei Tage. Gewinnst Abstand, kannst etwas Sport machen und dich ausruhen. Vielleicht machst du irgendwas Cooles, das deine Gedanken ablenkt. Sonst verlierst du den Boden. Und der Tote läuft nicht weg. Selbst wenn alle versuchen, das Geschehen zu verstecken.“

Ein leises Lachen entrang sich seiner Kehle. Kein fröhliches, eher eines, das aus Erleichterung kam. „Das hab ich heute schon mal gehört.“

„Dann fang an, es zu glauben.“

Sie verabschiedeten sich, und als Erik auflegte, war es, als würde ein tonnenschwerer Stein langsam von seinem Brustkorb gleiten. Nicht ganz von ihm weg – aber zumindest einmal verrückt. Ein erster Schritt war getan.

Er wollte gleich nach dem Gespräch ins Bett gehen, doch er wollte wenigstens Oliver Bescheid geben, bevor dieser es von Julia offiziell hörte, denn er schien der einzige Vertrauenswürdige in dieser Wache zu sein. Daher schrieb er ihm eine Nachricht über einen Messenger, doch es kam keine Lesebestätigung, wobei nicht klar war, ob Oliver sie nicht auch einfach ausgestellt hatte. Doch das war Erik egal, denn er konnte jederzeit beweisen, dass er ihn als Dienststellenleitung als Erstes informiert hatte.

In seinem Hotelzimmer war es still. Die Fenster offen, die Luft kühl. Er zog die Vorhänge beiseite, sah hinaus in die Nacht, auf die Dächer des Dorfs, die im matten Licht der Straßenlaternen lagen wie schlafende Tiere. Dann trat er zurück, legte sich auf das Bett, zog die Decke bis zum Kinn und schloss die Augen.

Doch der Schlaf kam nicht sofort. Erik lag noch lange wach, er wälzte sich hin und her, stand wieder auf, notierte weitere Gedanken, ging im Zimmer auf und ab. Die Worte von Julia hallten in ihm nach – keine Aktion, nur Ordnung, Abstand nehmen und eine Übersicht sollte er am Freitag erstellen. Und doch brannte in ihm etwas, das sich gegen das Warten wehrte. Ein Teil von ihm wollte weiter, wollte tiefer, wollte verstehen, was da unter der Oberfläche lauerte. Aber er wusste auch: Wenn er jetzt nicht zur Ruhe kam, würde er morgen keine Kraft haben, wenn sie nötig wäre. Er setzte sich auf den kleinen Sessel in der Ecke, atmete ruhig durch, ließ die Gedanken fließen, aber hielt sie nicht mehr fest. Irgendwann, als draußen die Nacht schon weit fortgeschritten war, überkam ihn die Müdigkeit mit sanfter Gewalt.

Er kroch vor dem Einschlafen ins Bett zurück, zog sich die Decke über die Ohren, als wollte er sich für einen Moment von der Welt abschirmen. Sein letzter Gedanke, bevor er einschlief, war kein Gedanke – sondern ein Gefühl. Das Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

Zum ersten Mal seit Tagen schlief er tief. Traumlos und schwer, aber sicher.

Irgendwann in der Tiefe der Nacht – nicht wissend, ob es Traum oder Halbschlaf war – glaubte er, ein fernes Geräusch zu hören: das Scharren von Stuhlbeinen, das Knarzen eines Dielenbretts, das viel zu nah an seinem Fenster klang. Doch er drehte sich nur auf die Seite, atmete flach und ließ sich fallen in das dunkle Wasser der Müdigkeit, das ihn endlich trug.

## Ende 1: Offizieller Weg, Kapitel 32

Es war kurz vor elf, als das Telefon klingelte. Erik hatte gerade einen weiteren Stapel Notizen gesichtet, noch einmal die Aussagen der letzten Tage überprüft, versucht, rote Fäden zu ziehen, Verbindungen zu erkennen und mit seinen Notizen vom Vorabend abzugleichen, wo zuvor nur vage Schatten gewesen waren. Er fühlte sich zum ersten Mal seit Langem wieder einigermaßen strukturiert. Die Nacht hatte geholfen, der Kaffee, den er auf der Wache vorgefunden hatte, war stark, sein Blick klarer als in den Tagen zuvor.

Der Morgen war ruhig gewesen. Er hatte in der kleinen Teeküche der Dienststelle gestanden, ein Brötchen mit Butter und Käse in der Hand, während er Annie einen beiläufigen Blick zuwarf. Sie saß über einem Formular, die Stirn in Falten, den Stift in der Hand wie ein Skalpell. Er hatte ihr einen Kommentar zur letzten Vernehmung zugeworfen, irgendetwas über Bennys Haltung, über den Wandel in dessen Stimme. Doch ihre Reaktion war kühl geblieben. Kein Lächeln, kein

Kommentar – nur ein leichtes Kopfnicken, als hätte sie ihn gehört, aber beschlossen, nicht zu antworten.

Später, auf dem Flur, hatte sie ihn abgefangen. „Und? Gibt's was Neues?“

Erik hatte gezögert. „Ein paar lose Enden. Ich will noch mal in die alten Akten schauen. Vielleicht ist da was, was wir übersehen haben.“

„Wir?“

Er hatte das „wir“ nicht korrigiert. Nur genickt. „Ich bin dann mal wieder weg.“

Es war kein Streit, kein Bruch – und doch war eine Distanz da gewesen, die wie eine unsichtbare Wand zwischen ihnen stand. Etwas hatte sich verschoben – und er hatte es nicht benennen können. Oliver war entgegen seiner Ansage vom Vortag nicht aufgetaucht, was entweder daran liegen konnte, dass er sich immer noch schlecht fühlte, oder ihm war gesagt worden, dass er zu Hause bleiben sollte, was Erik auch nicht verwundern würde.

Dann riss ihn der Anruf aus seiner Konzentration.

„Erik, hier ist Julia. Du musst sofort nach Mühlstadt kommen. Und mit sofort meine ich sofort!“ Allein ihre Stimme klang anders – zu glatt, zu ruhig, wie eine Rasierklinge, die einen Stoppelbart zurechtstutzen soll.

„Was ist los?“

„Das sage ich dir, wenn du da bist! Beeil dich!“, kam die scharfe Ansage, die keinen Widerspruch duldete.

Erik sammelte sich kurz, fragte sich, was vorgefallen sein mochte, kam auf die wildesten Gedanken, doch dann fügte er sich seinem Schicksal, packte seine Sachen zusammen, ließ nahezu alles vom Fall vor Ort, sagte nur kurz Bescheid, dass er nach Mühlhausen zurückfuhr, antwortete auf das „Schöne Wochenende“ von Marie nicht mehr und war wenige Augenblicke später verschwunden. Er missachtete einige Verkehrsregeln, um schneller nach Mühlstadt zu kommen, nahm jemandem die Vorfahrt und konnte nur hoffen, dass nicht noch etwas dazukam.

Als er endlich in das Parkhaus fuhr, ausstieg und zu Julias Büro eilte, fing sie ihn ab und geleitete ihn in ein Vernehmungszimmer, was an sich schon ungewöhnlich war.

„Du hast eine Dienstaufsichtsbeschwerde erhalten“, sagte sie ihm, als die Türe hinter ihr ins Schloss gefallen war. „Die Vorwürfe sind schwerwiegend. Ich muss dich von dem Fall abziehen und setze ein anderes Tandem darauf an.“

Er war für einen Moment sprachlos. „Was genau steht drin?“

Stille. Ich darf dir das eigentlich nicht sagen – dann: „Sexuelle Nötigung. Eine Kollegin.“

„Was?“

„Es geht um Annie. Sie sagt, du hättest auf der Rückfahrt vom Steinbruch angehalten, sie bedrängt und deine Hand auf ihr Knie gelegt. Es gibt eine eidesstattliche Erklärung von Peter, dass du sie in ihren Klamotten sexy findest. Außerdem: Du sollst Lügen gegenüber ehrbaren Bürgern ausgesprochen haben, Zeugen bedroht zu haben, Falschaussagen im Dienstprotokoll. Auch deine angebliche Nähe zu Benny wird erwähnt, den du sogar alleine besucht hast, und dass du dich entgegen dienstlicher Anweisungen mehrfach privat mit Zeugen getroffen hast.“

Erik stand auf. Setzte sich wieder. Fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht. Der Raum flimmerte leicht, wie bei aufkommender Migräne. „Das ist absurd. Das ist doch –“

„Ich weiß. Aber es ist offiziell eingereicht. Es gibt eine interne Untersuchung. Du bist vorerst von deinem Job suspendiert. Das ist nicht meine Entscheidung. Du musst mir deinen Dienstausweis und deine Dienstwaffe aushändigen. Wenn du sie nicht bei dir hast, stelle ich jemanden ab, der

dich begleitet. Hast du das verstanden? Bleib hier in diesem Raum und sortiere deine Gedanken, schreibe auf, was du erlebt hast, damit du vorbereitet bist. Erik!?”

Sein Herz schlug zu schnell, seine Gedanken waren jedoch zu langsam. Alles in ihm wollte rufen, toben und ausrasten, Annie zur Rede stellen – doch irgendetwas hielt ihn zurück. Eine Klarheit, die sich wie ein feiner Nebel über seine Wut legte. Das hier war kein Zufall. Das war geplant. Gekonnt und präzise.

„Erik?!“

„Ja!“

„Hast du verstanden, was ich gesagt habe?!“

Erik nickte und versuchte, sich auf den Moment zu konzentrieren, händigte ihr seinen Dienstaussweis und seine Dienstwaffe aus, die sie aus dem Raum brachte, während er alleine auf dem Sitz saß und auf die verspiegelte Scheibe blickte, hinter der er so oft gestanden hatte.

Die Bruderschaft. Natürlich!

Wer sonst hätte das Wissen, die Reichweite und vor allem die Motivation? Alles, was er in den letzten Tagen aufgedeckt hatte, hatte jemanden aufgeschreckt. Und dieser Jemand hatte sich nicht mit Drohungen aufgehalten. Er hatte ihn aus dem Spiel genommen – auf dem einfachsten und effektivsten Weg: mit einem Vorwurf, der alles verseuchte.

Was genau stand in der Beschwerde? Was hatte Peter gesagt? War er manipuliert worden? Oder war er Teil davon? Und Annie – hatte sie das wirklich gesagt? Oder war ihr etwas in den Mund gelegt worden? Und falls nicht – warum? War sie eingeschüchtert worden? Oder war sie selbst Teil dieses Netzes? Hatte er sich geirrt? War seine Menschenkenntnis nicht das, wofür er sie gehalten hatte?

Die Gedanken sprangen wie Funken im trockenen Stroh, entzündeten ein inneres Feuer, das nicht zu löschen war. Wut, Scham, Enttäuschung, Angst – alles mischte sich zu einem Brei, der seine Zunge lähmte und seine Finger zittern ließ.

Er dachte an frühere Begegnungen – an Kolleginnen, mit denen er gut zusammengearbeitet hatte, aber immer wieder dieses Wispern in der Dienststelle: „Der hat doch was mit der...“ – nie direkt, nie belegbar, aber doch da, wie ein Hintergrundrauschen. Vielleicht war er zu unvorsichtig gewesen. Zu offen. Oder einfach nur unbequem.

Nach einer Weile kam einer von der Internen rein. Dienstgrad gleich, Haltung abweisend freundlich. Er bot ihm Wasser an. Erik lehnte ab. Sein Mund war trocken, aber er wollte nichts annehmen. Nicht mehr. Kein Zeichen von Schwäche.

Die Vernehmung dauerte über eine Stunde. Man las ihm die Vorwürfe vor. Sexuelle Nötigung. Psychische Einschüchterung von Kolleg:innen. Einflussnahme auf Ermittlungen zu persönlichen Zwecken. Missachtung von Dienstwegen. Einsatz privater Kontakte zu Zeugen. Unerlaubte Durchsuchungen. Eine Liste, lang wie ein Gedicht – nur dass jeder Vers ein Dolchstoß war.

Man sprach von einem „Muster“, das sich aus früheren Situationen ergeben habe. Gerüchte, nie bewiesen – aber immer wieder kursiert. Kolleginnen, mit denen er angeblich Affären gehabt haben soll. Dienstvermerke, in denen seine Ausdrucksweise als „grenzüberschreitend“ bezeichnet wurde. Ein Vorfall auf einer Weihnachtsfeier, der nie gemeldet, aber oft zitiert wurde. All das jetzt in einem Dossier verdichtet, das ihn nicht beschrieb, sondern vernichtete. Er hatte gar nicht gewusst, dass man so genau Buch über ihn führte, und er hatte nicht das Gefühl, dass er in der Vergangenheit oft die Grenzen überschritten hatte – da gab es ganz andere Kaliber, die dann auch irgendwann Probleme bekamen.

Während die Anschuldigungen in sachlichem Ton vorgetragen wurden, entwickelte sich in ihm ein leiser Widerstand. Nicht aus Trotz, sondern aus dem Wissen heraus, dass etwas nicht stimmte. Es war zu viel, zu genau. Die Vorwürfe wirkten wie komponiert, als hätte jemand jeden potenziellen Makel seiner Laufbahn gesammelt, gesäubert, verstärkt und in einen einzigen, alles verschlingenden Sturm verwandelt.

Erik hörte zu, was der Kollege herunterratterte, und antwortete knapp auf jede Frage, die ihm gestellt wurde. Alles, was er sagte, wurde protokolliert. Er versuchte, seine Stimme ruhig zu halten, doch er wusste: Die Entscheidung war längst gefallen. Wer eine solche Bombe platzen ließ, hatte vorgesorgt. Es war nicht nur ein Angriff auf seine Integrität – es war eine vollständige Dekonstruktion seiner beruflichen Existenz.

Am Ende stand die Suspendierung. „Bis zur abschließenden Klärung der Vorwürfe“, wie es hieß. Erik las das lange und inhaltsreiche Formular und unterschrieb es. Sein Stift zitterte leicht. Er stand auf und verließ das Gebäude, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Draußen wehte ein kühler Wind. Er hatte keinen Ort, kein Ziel, dem er sich zuwenden wollte. Nur das Wissen, dass er gestolpert und dann gefallen war – nicht über einen Fehler, sondern über eine Lüge – oder besser noch: einen Lügenteppich. Und vielleicht, weil er zu nah an eine Wahrheit gekommen war, die nie ans Licht sollte.

Er ging langsam zum Wagen. Schlug die Tür hinter sich zu. Lehnte die Stirn gegen das Lenkrad.

„Die Bruderschaft“, flüsterte er. Dann lauter: „Ihr Schweine.“

Er atmete flach, stoßweise. Jeder Gedanke an Gerechtigkeit, an Aufklärung war plötzlich von einer dumpfen, bleiernen Ohnmacht überdeckt. Er war nicht mehr Erik, der Kommissar. Er war ein Aktenzeichen. Ein Fall für die interne Revision. Ein Risiko, das man neutralisieren musste und würde, wenn es notwendig wurde. Er hatte keine Angst um seine nähere Zukunft, da er als Single lange zu wenig Geld ausgegeben hatte, weil er seine Freizeit viel zu oft in den Job gesteckt hatte. Aber für ihn war klar, dass er nicht aufgeben würde. Nicht jetzt. Nicht, wo alles auf dem Spiel stand. Die Bruderschaft hatte den ersten Zug gemacht. Aber das Spiel war noch nicht zu Ende.

## Ende 1: Offizieller Weg, Kapitel 33

Er fuhr nicht sofort nach Hause. Stattdessen nahm er einen Umweg über die Landstraßen, ließ das Navi schweigen, mied die Schnellstraße, als müsste er Zeit kaufen, Zeit, die ihm doch davonlief. Seine Hände lagen locker am Lenkrad, aber sein Kopf war schwer, als hinge er in Seilen, die niemand mehr straffzog. Es war nicht einmal Wut, keine tiefsitzende Trauer, auch keine Angst vor all den Konsequenzen, die es haben konnte – es war ein dumpfes Schwanken, als stünde sein Innerstes auf einem morschen Boot, das irgendwo zwischen zwei Ufern treibt, ohne Paddel und ohne Ziel.

Was sollte er jetzt tun? Wer war er ohne die Dienstmarke, ohne das graue Schild an der Wand des Großraumbüros, das ihm einen Titel zusprach, den er einsetzen konnte, zum Guten, was immer sein Wunsch gewesen war, ohne das Recht, Fragen zu stellen, ohne das Misstrauen, das er bei anderen auslöste, sobald er sich vorstellte? Seit mehr als zwanzig Jahren war das sein Leben gewesen – in Wahrheit sogar länger. Schon beim Studium, bei den ersten Hospitationen, hatte sich dieses Gefühl eingestellt: Ich gehöre hierher, in diese Verbindung von Menschen mit demselben Ziel. Ich bin einer von denen, die die Dinge gerade rücken, wenn sie krumm geworden sind. Ich frage nicht, ob es mir gefällt, was ich sehe und was ich als Aufgabe erhalte. Ich frage, was passiert ist, und löse die Fälle, die ich verantworte.

Er erinnerte sich an seinen ersten großen Fall: eine verschwundene Jugendliche, die später tot in einem Kanal gefunden wurde. Wochenlange Spurensuche, schlaflose Nächte, hitzige Besprechungen, eskalierende Medien und Eltern, die in Angst lebten. Er war selbst völlig unter Strom gewesen und hatte damals einen Kollegen angeschnauzt, weil der aus seiner Sicht zu früh aufgegeben hatte. Er hatte sich festgebissen wie ein Terrier, der nicht losließ, auch wenn der Knochen längst abgenagt war. Am Ende hatte es sich ausgezahlt: Der Täter war gefunden worden. Der Vater der Toten hatte ihm damals die Hand gedrückt und gesagt: „Danke, dass Sie das durchgezogen haben. Für uns bedeutet das mehr, als Sie sich vorstellen können, auch wenn der Verlust unendlich schmerzt. Ich weiß, es hat Sie viel gekostet.“ Damals hatte Erik gelächelt. Heute dachte er: Ja, es hat mich etwas gekostet. Mehr, als ich verstanden habe.

Denn er hatte vieles aufgegeben. Beziehungen, die scheiterten, weil er zu oft zu spät kam, weil sein Blick auch beim Frühstück irgendwo an einer imaginären Fallakte hing. Freundschaften, die sich bis auf wenige verflüchtigten, weil seine Geschichten zu düster waren, seine Gedanken zu weit weg von den Einfachheiten des Alltags – am Ende blieben oft nur jene Freunde von der Arbeit. Eine Beziehung, die fast zu einer Ehe geworden wäre, bevor sie in sich zusammenbrach – nicht aus Drama, sondern aus gemeinsamer Leere. Er sei nicht mehr für sie erreichbar gewesen, hatte sie damals gesagt. Nicht für andere. Nicht mal für sich selbst – das war die schlimmste Erkenntnis.

Manchmal war es ihm vorgekommen, als wäre sein Leben ein endloser Ausnahmezustand gewesen, ein Einsatz, der nie aufhörte. Er hatte Urlaube gebucht und war nicht gefahren. War bei Hochzeiten eingeladen gewesen und hatte abgesagt. Bei Geburtstagen das Geschenk gekauft, aber nie oder später übergeben. Er konnte sich damals nicht erinnern, wann er zuletzt einfach nur in einem Café gesessen hatte, mit einem Buch und dem Geräusch von Tassen um sich herum. Selbst beim Fußball mit den Jungs war er oft gedanklich weg – bei einem Fall, einem Verdacht, einem Bericht, den er noch schreiben musste. Das hätte beinahe zum Zusammenbruch geführt und er hatte einen Kollegen erlebt, der in den Burnout abdriftete und als Mahnmal für ihn wirkte, zeitig genug für ihn selbst.

Danach hatte er mehr auf sich geachtet, hatte Urlaube geplant und sich darauf gefreut, Konzerte und Fußballspiele besucht, um auf andere Gedanken zu kommen, und es hatte gewirkt.

Er fuhr durch ein kleines Dorf, das kaum mehr als eine Bushaltestelle und einen verlassenen Getränkemarkt zu bieten hatte. Am Straßenrand stand ein alter Mann mit einem Jutebeutel und hob die Hand als Anhalter. Erik hielt nicht an. Nicht, weil er herzlos war, sondern weil er nicht mehr wusste, wie man einfach nur jemandem hilft, ohne in allem ein Motiv zu vermuten.

Als er endlich sein Haus erreichte, war es später Nachmittag. Der Briefkasten quoll über, ein Paket lehnte an der Tür. Der Alltag hat mich wieder, dachte er, dieser verdammte Alltag, den andere so mögen und ihn so abtörnte. Er schloss auf, trat ein, stellte die Tasche in den Flur – und blieb stehen. Es war still in seinem Haus. Sehr still. Kein Fall war zu klären, keine Rückmeldung notwendig, kein Einsatz drohte mitten in der Nacht. Er war suspendiert. Ein Wort wie ein Schlag in die Magengrube.

Wenig später rief Oliver an. Erik nahm ab, obwohl er es eigentlich nicht wollte.

„Erik? Ich... ich hab's gerade erfahren. Es tut mir leid, wirklich.“

„Du wusstest nichts davon?“

„Nein, wirklich nicht. Das wurde an mir vorbei entschieden. Ich hab die Vorwürfe nicht gesehen, ich... ich war selbst geschockt. Ist da was dran?“

Erik schwieg einen Moment. Dann sagte er: „Ich darf dazu nichts sagen. Aber wie du dir denken kannst – einiges stimmt sicher nicht.“

„Ich hoffe, das klärt sich. Ehrlich.“

„Danke, Oliver.“

Nach dem Gespräch saß Erik minutenlang auf dem Sofa, das Handy auf dem Oberschenkel. Dann griff er erneut zum Telefon. Diesmal wählte er Angelas Nummer. Die Leitung stand nach wenigen Sekunden.

„Erik? Was soll das?“

„Ich wollte nur kurz...“

„Nein. Das darfst du nicht. Ich weiß nicht, was da passiert ist, aber du darfst keinen Kontakt mehr zu uns aufnehmen. Wir übernehmen den Fall. Jessy und ich.“

„Ich weiß. Ich wollte nur sagen... ich hoffe, du weißt, dass da nichts dran ist. An den Anschuldigungen, meine ich.“

Ein Zögern am anderen Ende. Dann sagte Angela leiser: „Ich hoffe es auch. Ganz ehrlich. Aber du weißt, wie das jetzt läuft.“

„Ich weiß.“

„Pass auf dich auf, Erik. Wir klären den Fall für dich auf und bestenfalls hauen wir dich raus.“

Er legte auf und blieb lange stillsitzen. Dann ging er in die Küche, öffnete eine Flasche Wein und schenkte sich ein Glas ein, dann noch eines. Irgendwann lief der Fernseher, irgendeine dümmliche Spielshow flimmerte über den Bildschirm, bunte Farben, grelle Lacher und viel zu schrille Stimmen, die nichts mit seiner Welt zu tun hatten und die er sich im Normalfall nicht anschaute.

Er trank weiter. Whisky nach dem Wein. Dann Bier. Am Ende wusste er nicht mehr, wie viele Sorten Alkohol er durcheinander getrunken hatte. Nur, dass es raus musste. Er wollte es wegspülen, all das: das Zittern, das Brodeln in seinem Inneren und die massive Unsicherheit, die Frage, ob er je zurückkommen würde.

Zwischendurch schaltete er auf einen alten Krimi um, einen dieser Filme, in denen der Ermittler alles verliert, aber trotzdem den Fall löst. Erik lachte kurz auf – wie billig. Wie fern das doch wirkte. Und doch hatte er früher geglaubt, dass es so funktionierte: Wer Gutes tut, dem wird Gutes widerfahren, immer und immer wieder – man muss nur dranbleiben, hartnäckig sein. Eine naive Vorstellung. Die Welt, die er kannte, war ein komplexes Geflecht aus Loyalitäten, Schweigen und gelegentlichen Lichtblicken, die selten anhielten.

Irgendwann schlief er ein – nicht friedlich, nicht leicht, sondern wie jemand, der ins Wasser fällt und keinen Grund findet.

Die Träume kamen sofort. Er rannte durch Holzweiler, doch es war nicht das echte Holzweiler, es war eine hässliche Fratze davon. Die Straßen flackerten wie unter einer grellen Neonsonne, die Fenster waren schwarz, hinter jeder Tür lauerte jemand. Sarina stand auf einem Balkon und warf ihm Aktenordner hinterher. Peter hatte Reißnägel im Mund und spuckte sie ihm entgegen. Annie war überall – auf der Straße, hinter einem Baum, in einem Fenster, mit einem verschwörerischen Lächeln auf den Lippen, das sich drehte wie eine Schraube in sein Fleisch.

Dann war da der Wirt vom Hotel. Doch er war nicht mehr der freundliche, etwas schusselige Mann von früher. Seine Haut war grau, seine Augen leuchteten leer. Er murmelte immer wieder: „Du bist nicht mehr der, der du warst...“ Und jedes Mal, wenn Erik von diesem Ort wegrannte, schien er schon wieder vor ihm zu stehen.

Er wachte um 5:30 Uhr auf, der Kopf brüllte in Stufen, die er noch nie kennengelernt hatte, nicht mal im Studium, als es noch ehrenhaft war, den Morgen mit allen möglichen Katerkontermethoden zu begrüßen, dazu rebellierte der Magen. Er taumelte ins Bad und übergab sich heftig. Einmal, zweimal, dann noch ein drittes Mal. Alles in ihm schrie nach Ruhe – doch es wollte keine kommen.

Er legte sich auf die Couch und starrte die Decke an. Nichts. Keine Klarheit, keine Lösung, nur das Dröhnen in seinem Schädel und ein Gefühl, als hätte man ihm das Herz gegen einen Stein ausgetauscht.

„Und jetzt?“ fragte er tonlos in den Raum. Es kam – wie erwartet – keine Antwort, von wem auch. Nur das Ticken der Uhr. Und der dumpfe Nachhall eines Lebens, das vielleicht nie ganz seines gewesen war – und das ihm jetzt wie ein abgelaufener Ausweis entrissen wurde, mit einem kühlen Lächeln und einer Signatur am Ende.

Aber noch war er da und spürte anhand der Schmerzen, dass er noch lebte. Noch hatte er Fragen. Und irgendwann, da war er sich sicher, würde er auch wieder die Kraft haben, sie zu stellen. Nur heute nicht. Heute war nur Leere in seinem Kopf, hervorgerufen von der drohenden Leere seines Lebens.

## Ende 1: Offizieller Weg, Kapitel 34

Er war nach dem ersten wachen Moment wieder eingeschlafen, als die Schmerzmittel zu wirken begannen, und er wachte mit einem schmerzenden Schädel und einem pelzigen Gefühl im Mund auf, das ihn an billige Hotelzimmer in fremden Städten und durchzechte Wochenenden erinnerte. Das Licht, das durch die Lamellen der Jalousie drang, war gnadenlos weiß, kein freundliches Morgenlicht, sondern ein Licht, das fragte: Was hast du dir angetan? Ist das wirklich dein voller Ernst? Noch bevor er richtig die Augen aufbekam, tastete seine Hand nach der Wasserflasche, fand sie leer, warf sie frustriert zur Seite und kämpfte sich aus dem Bett. Alles in ihm schrie nach Klarheit – nach einer Form von Reinigung, die nicht im Denken lag, sondern im Körper.

Er stellte sich unter die Dusche, das Wasser heiß, dann kalt, dann wieder heiß. Minutenlang ließ er es einfach laufen. Er lehnte die Stirn an die kühlen Fliesen, zählte Atemzüge, versuchte, das Tosen in seinem Kopf zu verdrängen, die Bilder der letzten Tage zu glätten wie zerknitterte Blätter. Er nahm zwei weitere Schmerztabletten, die er im Schrank seines Badezimmers noch von der letzten Operation fand, ließ sie mit viel Wasser hinuntergleiten, trocknete sich nur halbherzig ab, stand dann nackt im Schlafzimmer und fragte sich, ob er sich heute überhaupt ankleiden sollte.

Er zog sich dann doch etwas an, einfache Kleidung und nichts, das an das alte Leben als Polizist erinnerte. Als er mit einem Kaffee in seiner Küche saß und in sich horchte, ob der Kaffee auch im Körper bleiben mochte, schaute er sich um und sah an einigen Wänden Erinnerungen an bessere Polizeizeiten, Kumpels, Weggefährten in der Ausbildung und später im Dienst – Zeugnisse von etwas, das jetzt im Risiko stand, verloren zu gehen.

Da die Erinnerungen aufgrund der Fotos ihn zu erdrücken schienen, wollte er raus, einfach raus aus der Wohnung, raus aus dem Lärm seines Kopfes. Er zog sich die Schuhe an und lief los, ohne konkretes Ziel. Die Stadt war samstags noch verschlafen, die Läden hatten gerade erst geöffnet, und er ging einfach weiter, bis er den Fluss erreichte, der sich träge durch Mühlstadt schob, wie ein uraltes Gestein, das niemand mehr beachtete, weil es schon immer da gewesen war und auch niemals verschwinden würde.

Er setzte sich auf eine Bank am Ufer, zog die Schultern hoch, sog die frische Morgenluft ein. Der Fluss floss, als wäre nichts geschehen, als hätte es nie etwas gegeben, das zu untersuchen wäre. Erik saß da, betrachtete das Wasser, wie es in sich gekehrt an allem Menschlichen vorbeiglitt, und zum ersten Mal seit Langem fühlte er sich wie ein Mensch ohne Funktion. Er war aktuell kein Ermittler und kein Kommissar mehr, sondern vor allem ein Spielball einer Behörde, die sich selbst schützte. Nur ein Mann auf einer Bank, dessen Leben gerade eine neue Richtung suchte, wenn die

Anschuldigungen gegen ihn nicht vom Tisch gewischt wurden – doch von wem und mit welcher Motivation?

Sollte er vielleicht selbst alles hinwerfen? Den Polizeidienst beenden, seine alten Erinnerungen vernichten, nie wieder an einem Tatort stehen, nie wieder der sein, der den Raum betritt und Antworten verlangt, bevor er überhaupt die Fragen kennt, die am Ende zu stellen sind? Sollte er anfangen zu leben, wirklich – oder anders – zu leben, ein anderes Leben, mit weniger Dunkelheit, weniger Schuld und weniger um sich greifendem Zynismus?

Er lehnte sich zurück, spürte das harte Holz der Bank, legte die Hände in den Schoß und betrachtete ein Schiff, das langsam vorüberzog – ein Frachter mit Kies oder Holz, unscheinbar und bedeutungslos, aber eben in Bewegung, immer unterwegs und zielgerichtet. Er beneidete diesen Kahn in diesem Moment der persönlichen Unsicherheit um seine Klarheit. Der Fluss kümmerte sich nicht um Gerüchte, nicht um Suspendierungen und erst recht nicht um Lügen in Protokollen. Er floss weiter, immer weiter. Das Wasser kannte keine Rückblicke, keine Gremien, die sich um Dinge kümmerten, die nun mal passierten, und kannte eben auch keine Dienstaufsichtsbeschwerden. Es war. Das Wasser war, und es wurde. Blieb. Es blieb. Vielleicht war es noch nicht zu spät, um auch so zu leben, sich treiben zu lassen, in einem tiefen Sein. Nicht mehr als Reaktion auf die Welt und deren Abgründe, die er in seinem Job zu sehen bekam – sondern als Bewegung aus sich selbst heraus.

Er hatte schon oft überlegt, wie es wäre, mit der Polizeiarbeit aufzuhören. Zwangsläufig kommen solche Gedanken, wenn die vielfältigen Beziehungen schlecht laufen oder man bei einer Observation irgendwo sitzt und die Langeweile könnte nicht zähflüssiger im eigenen Kopf wirken. Aber noch nie so ernsthaft wie an diesem Tag am Wasser. Jetzt stand diese Möglichkeit nicht nur als Idee im Raum, sondern als reale Konsequenz – und sie schmeckte nicht nur bitter – sie war zugleich auch verlockend. Mitunter, weil sie das Ende einer Fessel versprach. Oder weil er endlich anfangen könnte, etwas anderes zu sein. Jemand anderes, oder einfach: nur er selbst.

Da vibrierte das Handy, Angela wurde im Display angezeigt. Er sah den Namen, ließ es klingeln. Doch dann, nach dem vierten Ton, folgte er seinem Instinkt und ging ran. Aus alter Verbundenheit. Sie hatten einmal einen schwachen Moment geteilt, damals, als sie auf Observation waren und Angela sich gerade frisch von ihrem Mann getrennt hatte. Wochenlang hatten sie gemeinsam an einem harten Fall gearbeitet und saßen in einem tristen weißen Lieferwagen, von dem aus sie einen mutmaßlichen Waffenhändler überwachten. Es war Winter gewesen, schmutziges Wetter draußen, und die Heizung des Wagens funktionierte nur, wenn man den Motor laufen ließ. Die Fensterscheiben waren von innen beschlagen, die Zeit zäh wie Teer, und außer der gelegentlichen Bewegung hinter einem Fenster des Zielobjekts tat sich nichts. Stundenlang hatten sie geschwiegen, dann geredet, dann geschwiegen, dann wieder geredet – über ihre Einsätze, über Enttäuschungen und viel über gescheiterte Beziehungen. Angela hatte damals viel erzählt – von ihrem Exmann, von seinem Verrat, als er ausnutzte, dass sie oft weg war, und von der Nachbarin, die er dauernd zum Stelldichein traf, von der Entfremdung und den letzten Nächten in getrennten Betten. Erik hatte zugehört, ehrlich, aufmerksam, vielleicht zu aufmerksam. Als sie sich einander zuneigten, geschah es fast beiläufig – ein vorsichtiger Kuss, ein Streicheln über die Wange, seine Hand, die sich an ihre Brust legte, während draußen jemand auf dem Gehweg hustete. Doch sie hatte es gestoppt, sanft, aber bestimmt. Es sei nicht richtig, hatte sie gesagt, nicht jetzt, nicht in diesem Auto, nicht unter diesen Umständen.

„Angela“, sagte Erik, als die Leitung stand.

„Erik. Ich hoffe, ich störe nicht.“

„Nein. Ich sitze am Fluss und beobachte die echte Welt. Mache mir meine Gedanken, was ich von dem Ganzen halten soll.“

„Gut. Ich wollte dir sagen, dass wir gestern Abend und heute früh alles gesichtet haben, was wir finden konnten. Ich glaube, Ännie wird einknicken. Sie hält das nicht durch. Sie ist keine, die so etwas durchzieht, wenn Druck gemacht wird und sie es immer wieder erzählen muss.“

Er sagte nichts, spürte trotz der positiven Nachrichten aus Angelas Mund wenig. Sie fuhr fort.

„Ich musste gestern die Harte spielen. Jessy war dabei, als du mich angerufen hast. Ich konnte nicht anders.“

„Ich verstehe.“

„Ich weiß, dass du einen Blick für hübsche Frauen hast. Aber du bist nicht dumm. Du würdest nicht so unprofessionell sein. Nicht so plump und machst in einem solchen Einsatz eine bisher unbekannte Kollegin an. Ich kenn dich.“

„Danke, dass du das sagst. Das bedeutet mir viel. Wirklich.“

Sie schwieg kurz. Dann fragte sie: „Was war denn da wirklich?“

Er erzählte es ihr. Von den Rückfahrten vom Steinbruch, den Schneiders, dem Imbiss. Dann von den vielen unterschiedlichen Gesprächen. Der Moment, in dem sich alles drehte. Dass er niemals Ännie berührt hatte, schon gar nicht in irgendeiner Weise, die man missverstehen könnte. Dass er ihr vertraut hatte – zeitweise und wie er gehofft hatte, dass sie auf seiner Seite stand. Und wie sehr es ihn getroffen hatte, als sie gegen ihn scheinbar etwas aussagte, wozu sie instrumentalisiert worden war.

Angela hörte zu und fragte an manchen Stellen nach. Unterbrach ihn zuweilen, wenn er sich in Details verlor. Er sprach rastlos, als müsste er all das loswerden, was in ihm kochte. Doch sie hielt ihn an, verlangsamte ihn, ließ ihn präzisieren.

Am Ende sagte sie nur: „Nach allem, was ich gehört habe, und wie ich dich kenne: Ich glaube dir. Und ich werde tun, was ich kann, um das wieder ins Lot zu bringen. Aber du weißt, dass wir sehr genau hinschauen müssen.“

„Ich weiß. Ich will nicht, dass ihr euch auch noch die Finger verbrennt. Noch was: In meinem Notizbuch sind Dinge, die in den Akten fehlen. Die ich nicht aufschreiben konnte, weil ich nicht wusste, wer mit uns spielt und wer vielleicht noch etwas anderes im Blick hat. Ich schicke sie dir nachher, wenn ich wieder zu Hause bin.“

„Mach das. Ich melde mich, wenn ich etwas finde, das dich entlastet oder das Ganze in ein anderes Licht rückt.“

„Danke, Angela.“

„Ruh dich aus, Erik. Du brauchst jetzt Ruhe, damit dein Verstand richtig reagieren kann, wenn es darauf ankommt!“

Er beendete das Gespräch, blieb noch einen Moment auf der Bank sitzen, ließ das Handy sinken und blickte einem Frachter nach, der am Horizont verschwand. Dann ging ein Ruck durch seinen Körper, er stand auf und machte sich auf den Heimweg. Zum ersten Mal seit seinem Exzess fühlte es sich an, als gäbe es wieder so etwas wie konkrete, greifbare Hoffnung.

## Ende 1: Offizieller Weg, Kapitel 35

Erik lief langsam, Schritt für Schritt, die Hände in den Taschen vergraben, als könnte er dort die Fragen festhalten, die ihm durch den Kopf gingen wie aufgescheuchte Vögel, die erst einmal sicherstellen mussten, dass sie fliehen konnten, bevor sie sich sammeln und orientieren konnten. Der Weg vom Fluss zu seiner Wohnung war nicht allzu lang, aber er dehnte ihn aus, bog absichtlich

falsch ab, ging einige Umwege, blieb an Straßenecken stehen und betrachtete Häuser, deren Fenster ihm fremd vorkamen, obwohl sie schon immer dort gewesen waren. Die Worte von Angela hallten in seinem Kopf nach, als wäre das Gehirn ein riesiger Resonanzkörper – ihr Vertrauen, aber auch ihre Mahnung, dass er sich zurückhalten solle. Doch er spürte es wieder, dieses alte, verlässliche Ziehen im Bauch, das sich meldete, wenn er genau wusste: Es gibt mehr zu sehen – und mehr zu wissen.

Zu Hause angekommen, schloss er die Tür hinter sich, drehte den Schlüssel um, obwohl noch nie bei ihm eingebrochen worden war, streifte die Jacke ab und schaltete seinen privaten PC ein. Noch bevor er saß, hatte er sein Notizbuch aufgeschlagen, einzelne Seiten im Stehen mit seinem Handy fotografiert und mit knappen, aber klaren Kommentaren an Angela geschickt. Dann las er ihre Notizen, die sie ihm zuvor geschickt hatte – nicht viele, aber genug, um die nächste Spur zu wittern. Fred. Immer wieder drehte sich alles um Fred.

Also musste er nach diesem Fred im Internet suchen, ob es Spuren gab, die unterhalb der öffentlichen Kommunikation zu entdecken waren. Er tippte langsam, bedächtig, als würde er ein Kartenhaus bauen, das beim falschen Buchstaben in sich zusammenfallen könnte: „Fred Schmitz Baufirma Holzweiler“, später: „Bürgermeister Fred Schmitz Rücktritt“, „Bauaufsicht Holzweiler Skandal“. Und plötzlich war da ein Artikel aus dem Archiv der Lokalzeitungen. Drei Jahre Bürgermeister, dann Rücktritt wegen „Unregelmäßigkeiten bei der Auftragsvergabe“. Keine Anklage, keine Verurteilung, nur der Hinweis auf eine einvernehmliche Lösung, um die Gemeinde „nicht weiter zu belasten“. Erik spürte, wie sich seine Nackenhaare aufstellten. Er kannte diese nachrichtliche Sprache. Sie war weich, verschleiern – eine Sprache, die Schuld nicht benannte, sondern in Andeutungen ertränkte.

Er klickte weiter und weiter. Noch ein Artikel – ein Kommentar eines Lokaljournalisten, der andeutete, dass Fred sich über Jahre hinweg ein Netzwerk an Kontakten und Abhängigkeiten aufgebaut hatte, das ihm dienlich waren. Wieder kein direkter Vorwurf, aber zwischen den Zeilen schimmerte genug, um bei Erik den alten Instinkt aufleuchten zu lassen. Wenn jemand oft genug davonkommt, beginnt er zu glauben, dass er unantastbar ist – wie die Spinne im Spinnennetz, solange dieses nicht sichtbar für alle Außenstehenden ist.

Er fand weitere Artikel, Leserbriefe, einige Foreneinträge von damals – alles nicht belastbar, aber genug, um den Verdacht zu nähren, dass Fred schon länger wusste, wie man Dinge unter den Teppich kehrt. Es war wie ein Puzzlespiel, von dem ihm jemand die Hälfte der Teile geklaut hatte, und dennoch erkannte er in den Umrissen ein Bild, das nicht stimmig war, wenn man den Maßstab der Gesetzgebung anlegte. Besonders ein Leserbrief ließ ihn aufhorchen – von einem ehemaligen Gemeinderatsmitglied, das von „seltsamen Unregelmäßigkeiten und fehlenden Akten“ schrieb, von einem „Kern aus Beton und Schweigen“. Es hatte damals niemand weiterverfolgt, zumindest fand Erik keine weiteren Kommentare oder nachfolgende Aktionen, die im Netz dokumentiert waren. Ohne sein Diensthandy konnte er sich auch nicht mit dem Server der Polizei verbinden, da er dafür eine Authentifizierung benötigte – vielleicht hätte er dort mehr gefunden, wahrscheinlich aber nicht, wenn Fred es verstand, gründlich seine Spuren zu verwischen.

Dann stieß er auf einen alten Bericht in der Wochenendausgabe einer überregionalen Zeitung: Ein Bauvorhaben in der Nähe von Landbürgen war durch massive Proteste gestoppt worden, nachdem Anwohner mutmaßliche Umweltverstöße gemeldet hatten – es hieß, die Baufirma habe wissentlich ein Biotop zerstört. In dem Artikel wurde Fred Schmitz zwar nicht namentlich genannt, doch die Projektbeschreibung und die beteiligten Subunternehmer – alles deutete auf seine Firma hin. Und wieder: keine rechtlichen Folgen.

Ein weiterer Artikel, fast vergessen, sprach von einer plötzlichen Fördermittelzusage für ein Schulgebäude, das Freds Firma dann in Rekordzeit gebaut hatte – mit massiven Mängeln, die Jahre später zu einer Teilspernung führten. Der Verdacht: Man habe Billigmaterialien verwendet, doch niemand hatte sich je an die Ursprungsvergabe gewagt.

Noch ein Bericht tauchte auf, diesmal aus einem kleinen Branchenmagazin für das Baugewerbe. Darin wurde Freds Firma als „besonders effizient“ und „flexibel in der Umsetzung öffentlicher Bauprojekte“ gelobt – und zwischen den Zeilen wieder: das Spiel mit Zeitvorteilen, mit Einsparungen, mit Grauzonen. Erik runzelte die Stirn. Solche Berichte entstehen selten ohne Absprache. PR als Tarnung für systematische Täuschung?

In einem Interview aus der Zeit seines Rücktritts äußerte sich Fred ausweichend, sprach von einer „Phase der Neuorientierung“ und einer „emotionalen Überlastung durch das Bürgermeisteramt“ – kein Wort zu den Vorwürfen. Erik erkannte darin den Versuch, Geschichte umzuschreiben, ehe sie geschrieben worden war.

Erik lehnte sich zurück und ließ die gesammelten Informationen auf sich wirken. Er hatte sich ein Muster notiert, immer ein wiederkehrendes Muster. Kleine Verstöße, meist mit einer großen Wirkung. Kaum Konsequenzen für Fred oder seine Firma, bis auf den Rücktritt, der sich sicherlich nicht verhindern ließ – sonst wäre auch das geschehen. Und immer dieses Schweigen danach.

Er wechselte zu einer Satellitenansicht des Geländes des Bauhofs. Zoomte hinein, wechselte in die 3-D-Ansicht, drehte die Perspektive. Die Einfahrt war gesichert, klar – Kameras, Tore, Bewegungssensoren vermutlich. Er konnte sich auch daran erinnern, Kameras gesehen zu haben, die im Eingangsbereich starr angebracht waren. Sie hatten ihn zumindest nicht verfolgt, als er über den Hof gegangen war, auf der Suche nach Fred oder einem Mitarbeiter, der ihm helfen konnte. Aber am hinteren Ende? Dort zog sich ein Bach entlang, halb verwachsen, kaum befestigt. Kein Zaun, nur ein natürlicher Bewuchs, so wirkte es zumindest auf den Bildern und Karten. Erik startete auf den Verlauf, verfolgte ihn zurück bis zu einem kleinen Wanderparkplatz. Ein idealer Punkt für einen unbemerkten Zugang – und für einen unbemerkten Abgang.

Er öffnete parallel mehrere Fenster, loggte sich mit seinem Dienstpasswort in den städtischen Server ein, was zum Glück noch funktionierte, sichtete alte Pläne aus dem Bebauungsplan-Archiv, las Ausschreibungen, klickte sich durch Bauausschussprotokolle – alles, was er zu dieser Liegenschaft finden konnte. In einem Bericht von vor vier Jahren wurde das Gelände modernisiert – neue Lagerhallen, aber keine Hinweise auf umfassende Sicherheitsmaßnahmen. Es war irgendwie seltsam. Gerade weil dort Material von erheblichem Wert gelagert wurde, wenn man die Baumaschinen neuerer Art in ihrem Wert zusammenzählte. Erik vermutete: Fred war so berühmt und berüchtigt, dass niemand es wagte, ihn zu bestehlen.

Er rieb sich die Augen und schaltete in eine Kartenansicht. Maß die Entfernung auf der Karte: sechs Minuten Fußweg vom Parkplatz bis zum Bach, dann sechshundert Meter durchs Unterholz. Er dachte an die Kameras – an mögliche Winkel, an tote Bereiche, an Nachtzeiten, in denen vielleicht auch Flutlichtmasten angeschaltet waren. Es war nicht sicher, ob es möglich war, denn er konnte den Bach und die Vegetation nicht abschätzen. Aber es schien machbar. Und es war mehr als nur ein theoretischer Gedanke in seinem Kopf.

Doch dann war da noch etwas. Er öffnete die Karte von OpenStreetMap. Ein Hobby-Mapper hatte dort einen Pfad eingetragen, der direkt vom Parkplatz zum Bach führte – ein Trampelpfad, der nur bei trockenem Wetter begehbar war. Erik legte ihn digital über das Luftbild, dann verglich er die Geländehöhen. Es gab sogar eine Senke – tief genug, um selbst bei Tageslicht halbwegs unentdeckt voranzukommen.

Er wollte sich beruhigen. Ging in die Küche, trank ein Glas Wasser. Warf eine Scheibe Brot in den Toaster, ließ sie in Gedanken versunken anbrennen. Der Sog war zu stark. Er konnte nicht einfach warten, nicht zusehen, wie Angela und Jessy zum Spielball der Leute vor Ort wurden. Die Bruderschaft war da draußen, das wusste er – er war zwar kein Polizist mehr, aber er war noch Ermittler.

Er öffnete den Schrank mit seinen Outdoor-Sachen und fand die alte Jacke, die er in den Bergen getragen hatte – grün, wetterfest, unauffällig. Er zog sie an und suchte die Hose mit den vielen Taschen, fand den Feldstecher und steckte ihn ein. Er packte sein Portemonnaie in einen wasserdichten Beutel und steckte den Schlüssel und das Handy dazu. Er durfte keine Waffe führen und wollte es auch nicht, denn dann hätte er noch ganz andere Konsequenzen zu erwarten gehabt. Nein, er wollte nur seine Augen und Ohren nutzen, Bilder machen, wenn es möglich war.

Noch im Flur hielt er inne. Er atmete tief durch und spürte die Zweifel, die immer wieder aufplopten wie Popcorn, das heiß genug wurde. War das ein Rückfall in den Kontrollverlust? Oder genau das, was ihn rettete – sein Instinkt, der sich nicht beruhigen ließ? Er entschied sich nicht fürs Warten, sondern er handelte. So wie früher.

Als er ins Auto stieg, spürte er, wie sein Herz schneller schlug. Nicht aus Angst – noch nicht. Sondern aus Konzentration. Jede Ampel, jedes Auto hinter ihm, jeder Seitenblick im Rückspiegel wurde Teil seines inneren Radars. Er fuhr einen Bogen, wechselte die Route, fuhr in einem Kreisverkehr eineinhalb Mal rund, bevor er zum Wanderparkplatz fuhr. Niemand schien ihm zu folgen.

Doch immer wieder kamen die Zweifel: Was, wenn sie ihn beobachteten? Was, wenn das alles rund um die Bruderschaft nur in seinem Kopf war? Sollte er wirklich diesen Schritt gehen? Wäre Umkehren nicht richtiger? Eine Stunde durch die Stadt fahren und zurückkommen, ohne am Bauhof auszusteigen? Sich einfach ergeben, alles für den Moment abgeben, sich dem Prozess der Gerechtigkeit fügen? Aber da war keine Ruhe in diesen Gedanken, kein Gefühl von Richtigkeit – nur ein schaler Nachgeschmack von Kapitulation.

Irgendwann sah er das Schild, das auf den Parkplatz in 200 Meter Entfernung hinwies. Der Wanderparkplatz lag ruhig, drei Autos standen schon da – typische Spaziergänger, vermutete er. Erik parkte am hinteren Rand des Parkplatzes, ließ den Wagen ausrollen und blickte durch die Scheiben. Ein Mann mit Hund stieg aus einem alten Kombi, trat an sein Auto heran, nickte ihm zu, ging dann aber in entgegengesetzter Richtung und mit einem kurzen Pfiff vorbei. Erik atmete tief durch, einfach nur ein aufmerksamer Mann im Wald mit Hund.

Er griff nach dem Rucksack, den er gepackt und auf der Rückbank abgelegt hatte, und stieg aus. Die Autotür fiel leise ins Schloss. Ab jetzt gab es für ihn kein Zurück mehr, nur noch Schritte vorwärts.

## Ende 1, Offizieller Weg, Kapitel 36

Erik stand lange vor dem Auto, spürte den feuchten Wind, der vom Waldrand herüberwehte, und lauschte in die Stille, die ihn auf ihre eigene Art und Weise beeindruckte. Sie war nicht vollkommen – irgendwo weiter hinten schlugen Vögel an, ein Hund bellte kurz, vielleicht war es derselbe Mann, den er vorhin auf dem Parkplatz gesehen hatte. Doch für ihn war es die Stille vor dem Aufbruch. Die Stille vor dem Grenzübertritt, den er gleich vollziehen würde – nicht nur einen physischen, sondern einen, der ihn vollends aus dem Raum des Erlaubten heraustrug. Es gab keine Rückkehr mehr in eine offizielle Rolle. Kein Nachspiel, das er selbst kontrollieren konnte. Nur den nächsten Schritt. Während die Anschuldigungen, die in der Dienstaufsichtsbeschwerde gegen ihn

vorgebracht wurden worden waren und Bestand hätten, aus seiner Sicht eher kleinere Verstöße – wenn überhaupt – waren, war das hier ein anderes Kaliber, denn er überschritt die Grenze ganz bewusst, auch wenn er das Faktum als unumstößlich empfand.

Er schulterte seinen kleinen Rucksack, prüfte noch einmal seine Ausrüstung, dann marschierte er mit festen, aber vorsichtigen Schritten los – hinein in den Wald, der am Rande des Bauhofs aufhörte. Der Trampelpfad war zu Beginn gut sichtbar, wenn auch rutschig, doch schon bald verlor sich der Weg im Gewirr aus Unterholz, querliegenden Ästen und Brennesseln, die sich wie schlafende Tiere gegen sein Schienbein legten – und plötzlich aufwachten. Der Schmerz kam verzögert, heiß, schneidend, stechend – doch er durfte nicht laut fluchen. Er hätte sich eine festere Hose anziehen sollen, eine Jeans und keine Funktionshose, die er zum Wandern genutzt hatte. Also biss er die Zähne zusammen, verfluchte stumm das Unterholz, das seine Hose durchschlug, und leerte sein Geduldskonto mit jedem unbedachten Schritt weiter.

Ein Ast schlug ihm ins Gesicht, als er eine dichte Sträucherreihe durchdrang – er blinzelte kurz, rieb sich über das Auge, das zu tränen begann. Er hätte zurückgehen und aufgeben können. Es war auch an diesem Punkt immer noch möglich. Einfach kehrtmachen, das Auto starten, nach Hause fahren. Alles vergessen, das Ganze als dämliche Idee eines Verzweifelten abstempeln können und niemand hätte je erfahren, dass er kurz davor war, eine gesamte Ermittlung zu korrumpieren. Einfach Angela vertrauen, dass sie das schon hinkriegen und regeln würde. Jessy ebenso. Aber dann hörte er in seinem Inneren eine Stimme: Du willst doch wissen, was wirklich los ist! Du weißt, dass es ohne dich keiner erfahren wird!

Eine Ranke – fest, voller Dornen – klammerte sich an seinen Ärmel wie eine abgewiesene Liebe. Er riss sich los, hörte das leise Reißen von Stoff, fühlte den schmalen Schnitt am Arm. Dann wieder Wasser – eiskalt, plötzlich, wie ein Faustschlag ins Fußgelenk. Er war abgerutscht, stand bis zum Knöchel in einem Bachabschnitt, der tiefer war als gedacht. Die Kälte schoss ihm ins Bein wie eine Nadel und er keuchte leise. Den ersten Impuls, den nassen Fuß aus dem Wasserlauf zu ziehen, unterdrückte er, denn damit wäre nicht gesichert gewesen, dass er stabil gestanden hätte – was wäre passiert, wenn er mit seinem gesamten Körper in den Bach gefallen wäre?

„Verdammt“, murmelte er tonlos, während er den Fuß wieder befreite, seine Balance neu fand und sich weiter vorantastete. Der Bachlauf war schmal, aber voller Hindernisse – glitschige Steine, verrottetes Laub, das sich wie Seife unter seinen Stiefeln verhielt, scharfkantige Äste, die unter Wasser verborgen lagen. Jeder Schritt musste gesetzt werden wie auf einem Minenfeld. Die wenigen hundert Meter, die es auf der gezoomten Landkarte gewesen waren, entpuppten sich als extrem schwieriges Terrain.

Zweimal rutschte er beinahe aus, fing sich im letzten Moment. Seine Hände waren schlammverschmiert, die Socken durchweicht. Einmal verlor er kurz das Gleichgewicht und landete mit der Hand auf einer Brennessel. Die Stiche pulsierten noch Minuten später, selbst das alte Kinder-Allheilmittel Spucke half da nicht mehr. Doch am schlimmsten war das Schweigen in ihm. Kein Gespräch, kein Funkkontakt, niemand, der die Entscheidung teilte oder ihm sagte, was richtig oder falsch war. Nur sein pochendes Herz und die Frage, die mit jedem Schritt lauter wurde: Ist das noch dein Weg? Oder ist das schon die Grenze zum Wahnsinn, die du mit jedem Schritt weiter überschreitest?

Er blieb stehen, sog die feuchte Luft ein und blickte auf das murmelnde Wasser, das durch ein kleines Beet aus Huflattich und Schilf floss, zwischen moosbedeckten Steinen hindurch, in Schlaufen und Kehren, als hätte es alle Zeit der Welt. Das unterschied sie beide voneinander

elementar. Das Wasser kümmerte sich nicht um Lügen und Verschwörungen. Es floss. Immer stetig bergab, mal schneller, mal langsamer.

Ein Reiher stieg träge vom Ufer auf, fast beleidigt von seiner Anwesenheit, die das Gleichmaß gestört hatte. Erik hielt inne – ein Teil von ihm wollte umkehren. Der Teil, der müde war, der genug gesehen hatte und sich nach Schlaf sehnte, nach neuer Klarheit, nach der Rechtmäßigkeit, die ihm nach so vielen Jahren der Polizeiarbeit zustand. Aber der andere Teil – der unnachgiebige Ermittler – hatte längst das Kommando übernommen. Der Teil, der nie schlafen ging, wenn es brenzlig im Fall wurde, der sich an Widersprüchen festbiss und dann nicht mehr losließ.

Er kämpfte sich weiter, kletterte über einen umgestürzten Baum, duckte sich unter herabhängenden Ästen, die feucht und schwer an seinem Nacken vorbeistrichen. Das Moos saugte an seinen Schuhen, der Boden war stellenweise so weich, dass er das Gefühl hatte, er sinke in eine Welt ein, die ihn zurückhalten wollte. Zweimal stieß er sich das Knie, einmal schlug er mit dem Ellenbogen an einen Stein. Ein Dorn kitzelte sein Ohr, ein Käfer krabbelte seinen Hals hinunter – das war fast noch das Schlimmste von allen. Hoffentlich war es nur ein Käfer und keine Spinne! Es war, als hätte sich die Natur gegen ihn verschworen.

Dann – zwischen den Zweigen hindurch – die erste Kontur eines Gebäudes und damit neu aufflammende Hoffnung. Flach, rechteckig, mit Wellblech verkleidet, eine Rückseite, die wenig einladend wirkte, aber genau das war es, was er suchte. Doch da war auch ein Zaun. Natürlich war da ein Zaun, was hatte er sich denn gedacht?! Er zog sich über die gesamte Breite des Geländes, und das Gebäude lehnte sich nahezu daran, fast schamlos, als hätte man den Zaun eigens gesetzt, um Beobachter wie ihn draußen zu halten.

Er kroch weiter, suchte mit Blicken die Struktur des Zauns ab, der zu seinem Glück nur hoch, aber ohne Stacheldraht ausgerüstet war, und entdeckte einen schmalen Hang an der Seite, offen einsehbar von oben, aber scheinbar unbeachtet. Er kroch, rutschte, schlich sich entlang. Mehrmals rutschte ihm das Herz in die Hose, weil er das Gefühl hatte, gesehen zu werden – doch nichts geschah. Und immer wieder stellte sich ihm die Frage: Ist das jetzt der Punkt, an dem du dich verlierst?

Dann sah er ihn: einen aufgeschütteten Komposthügel, direkt an den Zaun gedrückt und auf seiner Seite. Und auf der anderen Seite: gestapelte Paletten, Holzrahmen, Wellplatten – ein unerwartetes Geschenk des Zufalls. Er tastete sich heran, ließ sich auf den Bauch sinken, robbte hoch, kontrollierte den Blickwinkel, dann – mit einem entschlossenen Atemzug – kletterte er in einer Bewegung über den Kompost, stemmte sich an den Zaun, zog sich hoch, balancierte auf der Kante, sprang auf die andere Seite und landete unsanft, aber sicher, auf einer Palette. Doch das Krachen war nicht zu überhören.

Er blieb regungslos und hörte in die Umgebung. Kein Alarm wurde ausgelöst. Kein Bellen war zu hören, denn das wäre sicherlich sein größter Feind gewesen. Kein Licht war zu sehen, das in das Dunkel der Rückwand leuchtete. Nur sein Atem und das leise Knacken eines Holzbalkens unter seinem Schuh. Eine Minute. Zwei. Nichts.

Dann hörte er plötzlich Stimmen von der Vorderseite des Hauses – oder durch ein offenes Fenster, das konnte Erik nicht genau bestimmen. Dann hörte er das Knarren einer Tür, Schritte auf Kies, es schien nach draußen zu gehen. Wieder diese Stimmen. Es waren zwei Männer, die sich scharf unterhielten, nicht wirklich streitend, aber mit jedem Satz eine klare Position beziehend.

„Der Bulle ist raus. Punkt“, sagte die eine Stimme – scharf und atemlos: Fred. Eindeutig Fred.

„Ich weiß“, antwortete der andere, der sich nach Gerhard anhörte, „aber wir müssen aufpassen, dass die Thusneldas nicht anfangen zu graben. Es muss ein Unfall sein, kein Mord.“

„Was, wenn sie's doch tun?“

„Dann ist's halt ein tragischer Selbstmord. Mein Sohn... du weißt, wie das ist. Sarina ist am Ende. Aber besser so, als wenn das alles auffliegt. Ich hab so viel in Tom investiert“, knurrte Gerhard. „Und was war? Nichts. Der Junge war nicht bereit. Immer nur angefangene Sachen. Und dann die Drogen...“

Fred sagte leise: „War ja euer Sohn! Kein Wunder, dass es euch fertig macht! Hör mir zu, Gerry! Wir müssen das beenden! Die zwei Tanten müssen verstehen, dass es ein Unfall war! Damit sind wir alle am besten raus! Weiß ja eh keiner, was passiert ist!“

„Nicht mal wir!“

„Nicht mal wir!“, wiederholte Fred, doch es klang alles andere als abschließend, fand Erik in seinem Versteck.

Einen Moment lang legte sich die Stille über die Szenerie. Dann hörte Erik Schritte im Kies, die sich entfernten.

Erik wagte kaum zu atmen. Er war schockiert. Wütend und beinahe – beinahe aber nur – bewegungslos, bis ihm das rechte Bein kribbelte, das in der ungewohnten Hocke taub geworden war. Er versuchte, sich zu verlagern, leise, ganz langsam. Doch dann trat er auf einen Balken, der sich löste – kippte, rutschte und laut anschlug. Ein Geräusch, unüberhörbar.

„Hast du das gehört?“, fragte Fred etwas entfernt.

„Ja. Ich glaube, da ist irgendwer hinter der Halle! Komm! Du von links, ich von rechts! Den schnappen wir uns!“

## Ende 1, Offizieller Weg, Kapitel 37

Erik wollte aufspringen, aber sein Bein war wie aus Gummi, taub und schwankend zugleich. Die Panik pochte wie ein entfesselter Hammer durch seinen Brustkorb, jeder Atemzug war pumpend, zittrig und zäh wie Leim. Er wusste, dass er jetzt handeln musste, sofort – wenn die Männer ihn entdeckten, war alles vorbei. Aber der Körper gehorchte nur schleppend, ein mechanischer Apparat, dessen Antriebssystem im entscheidenden Moment versagte.

Er zwang sich dennoch in Bewegung, krabbelte und robbte, zog sich an einer Palette hoch, stützte sich auf zitternde Beine, die nur halb den Dienst verrichteten, den er von ihnen verlangte. Geräusche hallten durch das Gelände, Kies knirschte unter Schuhen, Atemgeräusche, undeutlich, aber näherkommend – er wusste, von wem sie waren und dass sie sicherlich nicht in freudiger Absicht unterwegs waren. Erik stemmte sich erneut hoch, ein Fuß rutschte auf dem feuchten Holz weg, die Palette ächzte unter dem Gewicht, das er versuchte, mittels seiner Oberarme nach oben zu wuchten. Er richtete sich auf, drehte den Kopf, wollte sich vergewissern, woher die Stimmen kamen – doch bevor sein Blick etwas fassen konnte, schlug etwas von der Seite auf ihn nieder.

Es war kein dumpfer Schlag. Es war ein kurzes, scharfes Aufleuchten in seinem Schädel, als würde jemand von innen gegen seine Augenlider treten. Dann kam nichts mehr. Kein Gedanke schien mehr zu fließen. Keine Angst drang durch seinen Körper. Nur allumfassendes Schwarz.

Als er wieder zu sich kam, war der Tag fast vergangen. Das Licht war blass und am Horizont gelblich, die Konturen verwaschen, wobei das eher an seinem Zustand lag als an der echten Welt, und sein erster Gedanke galt nicht der Frage, wo er war – sondern der Frage, welcher Tag wohl war. Sein Schädel fühlte sich an wie ein Splitterhaufen, den man in einem Mahlwerk zertrümmert hatte, und das Sitzen kostete ihn mehr Kraft, als er erwartet hatte. Jeder Muskel in seinem Körper protestierte gegen die Befehle aus seinem schmerzenden Kopf, als hätte er gegen Betonwände gekämpft.

Er rieb sich über den seitlichen Hinterkopf, spürte eine Beule, aber keine offene Wunde. Immerhin kein Blut, kein Bruch des Kopfes. Nur stechender Schmerz, mal dumpf, aber immer unnachgiebig. Er tastete nach seinen Wertsachen – den Rucksack musste er verloren haben: Portemonnaie – noch da. Handy – noch da, sogar heil, in dem wassergeschützten Fach in der Innenseite seiner Funktionsjacke, die er sich irgendwann einmal gekauft hatte, weil sie in einem Prospekt für Einsatzkräfte empfohlen worden war. Jetzt war es sein Geld absolut wert. Nur: Der Akku zeigte nur noch 7 Prozent Ladezustand.

Er öffnete schnell eine Karten-App. Sein Standort wurde angezeigt, knapp zwei Kilometer vom Parkplatz entfernt. Normalerweise für ihn, der vor dem Kampf in einem guten körperlichen Zustand war, nicht viel, aber bei seinem Zustand würde er eine Ewigkeit brauchen. Er prägte sich die Richtung ein – westlich, einem Waldpfad folgen, der bald in einen Forstweg mündete – und begann zu laufen. Oder besser: zu torkeln. Jeder Schritt war ein Kompromiss zwischen Wollen und Können, ein zäher Tanz auf rissigem Boden. Aber er wusste, dass er das Auto erreichen musste, denn in diesen Wäldern konnte es dauern, bis ihn jemand fand. Das Erreichen des Autos erhöhte seine Optionen um ein Vielfaches, sodass er sich sagte, dass das jetzt das Allerwichtigste war, das er erreichen musste.

Nach knapp dreihundert Metern gab das Handy den Geist auf. Der Bildschirm wurde schwarz, als hätte man ihm die letzte Verbindung zur Welt genommen. Er fluchte leise, vorsichtig, denn sein Schädel vibrierte bei jedem zu lauten Gedanken – und erst recht beim ruckartigen Ausatmen.

Einmal rutschte er auf nassem Laub aus und konnte sich gerade noch an einem Baum festhalten. Ein anderes Mal musste er sich setzen, weil ihm schwindelig wurde. Er lehnte sich an eine bemooste Eiche, schloss kurz die Augen – und sah Freds Gesicht vor sich, wie er es sich erinnerte: den Zug der Selbstgerechtigkeit, der sich immer über seine Lippen schob, wenn er glaubte, gewonnen zu haben.

„Ihr habt mich fast umgebracht“, murmelte Erik in die Dämmerung. „Aber nicht ganz.“

Er ging weiter, schleppte sich über einen leichten Hügelkamm, dann hinab in eine Talsenke, wobei die Schritte umso schwerer waren, als es bergab ging, dann bog er in einen Weg ein, der sich im Halbdunkel als Feldweg entpuppte. Dort kam ihm eine Frau entgegen, mit einem Hund, vielleicht ein Retriever, vielleicht ein Mischling, hell auf jeden Fall. Der Hund hob den Kopf und schnüffelte in seine Richtung. Erik war sich sicher, dass er erbärmlich aussah: verschmutzt, zerrissene Kleidung, blutig vielleicht, unrasiert, mit glasigem Blick. Die Frau machte einen Bogen, sagte nichts. Erik nickte ihr kaum sichtbar zu, aus einer Mischung aus Dankbarkeit und Scham.

Die letzten fünfhundert Meter zog er sich wie durch Sirup voran. Der Weg hatte sich in eine steile Rampe verwandelt, zumindest fühlte es sich so an. Seine Beine brannten, seine Lunge auch, sein Kopf drohte nicht das erste Mal am Tag zu explodieren. Und dann, endlich, endlich, sah er sein Auto. Es stand unversehrt da, fremd fast in dieser Szenerie, ein Stück zivilisierte Welt, das ihn wieder aufnahm, als er die Tür öffnete und sich auf den Fahrersitz fallen ließ. Er atmete tief durch, dann ein zweites Mal. Erst dann fiel ihm auf, wie sehr sein ganzer Körper vibrierte und am Ende seiner Leidensfähigkeit war.

Er schloss die Tür, legte den Kopf ans Lenkrad, schloss die Augen, bis das Piepen des Bordcomputers ihn aufmerksam machte, dass die Zündung wieder automatisch ausgeschaltet wurde. Er drückte erneut den Startknopf, schloss sein Handy an, wartete. Er erinnerte sich daran, dass er im Handschuhfach einen Riegel Schokolade hatte, von den Observationen, und versuchte, ihn zu essen, doch die Schmerzen waren beim Kauen so stark, dass er ihn die meiste Zeit lutschte.

Der Zucker half ihm, etwas Energie zu bekommen, wie auch das Handy, das nach und nach lud. 2 Prozent. 3 Prozent. Er lehnte sich zurück, atmete flach und startete das Handy neu.

Im Rückspiegel sah er sein Gesicht. Blutunterlaufenes Auge, zerkratzte Stirn, Schmutz, der sich in den Falten gesammelt hatte. Er sah nicht aus wie ein Ermittler. Nicht mal wie ein Mensch, der noch ein Ziel hat.

„Was mach ich hier eigentlich?“, sagte er tonlos zu sich selbst und beobachtete seine müden Augen im Spiegel. „Was soll das bringen?“

Aber die Antwort kam mit dem Bild von Gerhard und Fred, wie sie über Tom sprachen – wie sie davon sprachen, ihn als Unfall darzustellen. Und plötzlich war alles wieder da. Die Wut. Der Schmerz. Die Angst. Aber auch das Gefühl, dass er noch nicht fertig war. Über allem stand jedoch die Frage, was Fred und Gerhard mit seinem Eindringen auf das Gelände machen würden – denn dass die Bruderschaft das nicht ausnutzen würde, war ein Traum, der nicht Realität werden würde, das wusste Erik.

Er startete den Motor, fuhr langsam an, die Kurven durch den Wald ließen den Schmerz den Rücken hochkrabbeln, dann die Landstraße entlang. Niemand folgte ihm, niemand stellte sich ihm in den Weg. Als er auf die Autobahn auffuhr, schaltete er den Tempomat auf 100 km/h und ließ sich gleiten. Kilometer um Kilometer, als wäre er auf einem Fluss, der ihn trug – müde, aber am Leben.

In Mühlstadt war es inzwischen dunkel. Die Straßenlaternen warfen matte Kreise auf den Asphalt, Menschen gingen mit Einkaufstaschen nach Hause, als sei nichts gewesen. Erik parkte vor dem Haus auf der Straße, zum Glück sah ihn niemand. Vielleicht war er wirklich unsichtbar geworden. Im Haus zog er sich aus, jedes Kleidungsstück war ein Akt der Selbstüberwindung. Die Dusche lief lange, war heiß und dampfend. Die Schnitte, die Prellungen und die anderen Verletzungen – alles brannte unter dem Wasser, aber es war ein gutes Brennen. Ein Zeichen, dass er noch heilen konnte. Dass sein Körper – und vielleicht auch sein Wille – noch nicht am Ende und gebrochen war.

Erik wickelte sich in ein Handtuch, setzte sich mit einem Glas Wasser an den Küchentisch und starrte aus dem Fenster. Draußen, am Ende der Straße, in der er wohnte, wechselte eine Ampel auf Rot. Dann wieder Grün. Der Rhythmus der Welt ging weiter, unbeeindruckt von seiner Situation. An dem heutigen Tag hatte er für wenige wichtige Informationen einen hohen Preis gezahlt und er würde sich über die Nacht entscheiden müssen, was er mit den neuen Infos anfangen wollte oder musste – doch für den Abend reichte es aus, den Takt der Welt zu spüren und froh zu sein, dass er eine große Distanz zwischen sich und Holzweiler gebracht hatte.

## Ende 1, Offizieller Weg, Kapitel 38

Er wachte auf, weil ein einzelner Sonnenstrahl seinen Weg durch die Jalousien fand und sich wie ein feiner Brand auf seiner Stirn anfühlte, als wollte die Welt ihn mit einem scharfen Lichtstrahl in die Realität zurückholen, der präziser nicht hätte gesetzt sein können – eine Art kosmischer Fingerzeig, dass der Schlaf keine Zuflucht mehr vor der Realität bot. Alles tat ihm weh. Vom Nacken bis zu den Zehenspitzen schien jeder Muskel gegen ihn und seine inneren Befehle zu rebellieren, als habe er in einem Kampf auf Leben und Tod mit seinem eigenen Körper verloren. Erik stöhnte leise, wälzte sich zur Seite, aber die Couch war zu eng und zu tief, dazu ein Ort mit zu geringer Erholung, und jeder Versuch, sich aufzurichten, ließ ein hässliches Ziehen durch seinen Rücken schießen, das sich bis in seine Schläfen schraubte, um dort in einer Art Schmerzfeuerwerk zu explodieren.

Er schleppte sich ins Bad, wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser, das in diesem Moment wie tausend kleine Nadeln auf seiner Haut brannte, doch der Spiegel zeigte keine wohlwollende Besserung – bloß ein geschwollenes Gesicht, blass, gezeichnet, mit verquollenen Augen, als würde der Mann hinter dem Glas langsam verschwinden und ein Abziehbild von ihm zurücklassen. Zurück auf der Couch ließ er sich wieder fallen, machte den Fernseher an, irgendeinen Kanal, mit einer belanglosen Geschichte, wenn es denn eine gab, aber Hauptsache etwas, das seine Gedanken übertönte. Er starrte, ohne zu sehen, hörte, ohne zu verstehen. Sein Kopf war eine Schleife, eine unaufhörliche Wiederholung der Ereignisse der letzten Stunden. Immer und immer wieder hörte er ihre Stimmen: Freds zischende Wut, Gerhards bitteres Resümee – dabei war es sein Sohn gewesen, der nun tot war! Der Satz mit dem Aus-dem-Weg-Räumen – er war aus dem Weg geräumt worden, wie man einen Steinblock aus dem Weg räumt, wenn dort eine Straße langlaufen soll. Und immer wieder das Wort „Unfall“.

Waren das Beweise? Nein, ganz sicher nicht. Es war nichts, das man vor irgendeinem Richter oder auch nur vor seiner Chefin verwerten konnte – es gab keine Aufnahme, keine Zeugen, und selbst dann wäre es eine Abhörung ohne richterlichen Beschluss gewesen. Nur seine Erinnerung, und die war ohnehin diskreditiert durch das, was man ihm vorwarf. Vielleicht war es Wahnsinn, in diesem Fall weiterzumachen. Vielleicht würde das alles mit einem Rauswurf aus dem Polizeidienst enden, was ihm gehörig Angst machte, wenn er daran dachte und es ihm nicht gelang, den Gedanken schnell genug wegzuschieben. Aber dennoch: Da war dieses Brennen in ihm, diese Flamme, die sich nicht löschen ließ, obwohl der Wind von außen unaufhörlich dagegenblies – und er eigentlich nicht in der Verfassung war, diese Flamme zu beschützen.

Erik starrte an die Decke und ließ seine Gedanken zurückwandern. War es wirklich erst sieben Tage her, dass er aus Marokko zurückgekommen war? Der Sonntag vor einer Woche – ein lauwarmer Morgen, an dem die Sonne noch einmal wie zum Abschied über den wolkenlosen Himmel gezogen war. Er hatte sich nach dem Urlaub leicht gefühlt, aufgetankt, beinahe so etwas wie hoffnungsvoll. In Marrakesch hatte er in einem kleinen Café Tee getrunken, während ein Straßenmusiker eine Oud zupfte. Er und sein Kumpel hatten in den Gassen verloren gewirkt, aber auf eine gute Art – verloren wie Menschen, die die Kontrolle über ihr sonst so geordnetes Leben gerne für eine Weile abgegeben hatten. Und was war nun? Keine sieben Tage später war alles zerbrochen, woran er bisher geglaubt hatte. Was war nur passiert? Wie konnte das nur so rapide geschehen?

Gegen Mittag riss ihn ein schrilles Geräusch, das von außen eindrang, aus seiner Starre – der Fernseher hatte auf eine quietschende Werbepause umgeschaltet. Erik richtete sich auf, tastete nach seinem Handy und wählte, seinem Instinkt folgend, Angelas Nummer. Sie ging schnell ran.

„Ja?“ Ihre Stimme war wachsam und er konnte sich sicher sein, dass sie sehr genau zuhören würde, was er sagte.

„Ich... ich muss dir was sagen“, begann Erik. „Ich war gestern nochmal vor Ort. Am Bauhof. Ich musste einfach. Ich bin durch den Bach zum hinteren Teil des Grundstücks, dann über den Zaun. Ich musste wissen, was da läuft.“

Angela schwieg kurz und Erik vermutete, dass sie explodieren würde, doch dann drang aus dem Hörer: „Was ist passiert?“

„Ich habe gehört, wie sie miteinander über mich und den Fall geredet haben. Fred und Gerhard Schneider. Sie haben über mich gesprochen, Angela! Davon, dass ich weg muss, dass ihr weg müsst, dass der Tod von Tom ein Unfall bleiben soll. Dass niemand wissen darf, was wirklich passiert ist.“

„Ich komme bei dir vorbei! Du bleibst genau da, wo du jetzt bist! Verdammt, Erik! Wenn ich gleich bei dir bin und du bist nicht da...“, sagte sie nur und legte auf.

Er legte das Handy weg, doch die Erleichterung blieb aus. Etwas in ihrem Ton hatte ihm gesagt: Das wird kein Gespräch unter alten Kollegen.

Als Angela eine halbe Stunde später an der Haustür klingelte, schien die Luft in seinem Wohnzimmer bereits gespannt wie eine Drahtsaite. Sie trat ein, sah sich um, musterte ihn – er war unrasiert, unrhythmisch atmend und mit flehenden Augen nach einer Führung in diesem Fall, der ihm sichtlich über den Kopf gewachsen war.

„Setz dich bitte“, sagte er, aber sie blieb stehen.

„Was hast du dir dabei gedacht?“

„Dass ich helfen kann. Dass ich noch nicht fertig bin.“

„Du bist suspendiert, Erik! Geht das nicht in deinen Schädel?! Das ist kein Spiel mehr für dich, bei dem man nur gewinnt oder verliert. Du bist auf ein Gelände eingebrochen! So einfach stellt es sich dar!“

„Ich hab sie reden hören, Angela. Sie haben es bestätigt. Zwischen den Zeilen, ja – aber es war eindeutig, was passiert ist!“

„Zwischen den Zeilen“, wiederholte Angela bitter. „Weißt du, was das bedeutet? Dass du es niemals belegen kannst. Dass es ein Wort gegen zwei andere ist. Zwei Männer, die dich aus dem Spiel nehmen wollten – und du hast ihnen noch den Gefallen getan, freiwillig in ihre Falle zu laufen.“

Er stand auf, taumelte leicht. „Aber sie haben sich verraten. Ich weiß, was ich gehört habe.“

„Und wer außer dir weiß das noch?“, fragte sie. „Hast du’s wenigstens aufgenommen?“

„Nein, ich... Ich hatte nicht damit gerechnet, sie dort zu treffen.“

„Dann haben wir nichts. Rein gar nichts! Außer deinem Wort, das seit deiner Suspendierung so gar nichts mehr wert ist.“

„Aber du kennst mich. Du weißt, wie ich arbeite.“

„Ich kannte dich und ich wusste, was du konntest. Aber das da draußen, Erik, das war ein Alleingang, ein lebensgefährlicher dazu! Die hätten dich auch totschiessen können! Und du bringst mich in eine Lage, in der ich zwischen Pflicht und Loyalität entscheiden muss.“

„Dann entscheide dich für das, was richtig ist.“

„Das tue ich, indem ich es an Julia melde.“

Er sah sie an, fassungslos, wie vor einem Gericht, das kein Plädoyer mehr zulässt.

„Angela, bitte! Ich hab das nicht aus Eigennutz getan, sondern für den Fall! Für Tom habe ich das getan!“

„Aber du bist jetzt nicht mehr objektiv, Erik. Du bist verletzt, du fühlst dich verraten, und du willst Gerechtigkeit – aber das ist ein anderes Wort für Rache, wenn man nicht aufpasst.“

„Ich weiß, was Rache ist! Und das hier ist keine!“

„Dann ist es zumindest ein riskanter Akt der Verzweiflung. Und den kann ich nicht decken. Es tut mir leid. Wirklich! Wenn du diese Aktion nicht durchgeführt hättest, hätte ich dich rausgeboxt! Ganz sicher! Du hast alles riskiert und verlierst!“

Er wollte etwas sagen, aber seine Stimme versagte. Angela drehte sich zur Tür, zögerte, blickte ein letztes Mal zurück.

„Du warst mein bester Partner, da bin ich mir sehr sicher! Und ich hoffe, du findest deinen Weg. Aber dieser hier ist nicht meiner. Entschuldige bitte!“

Dann war sie fort.

Erik stand noch einen Moment da, fühlte sich leer und atemlos. Dann sackte er zu Boden, ließ sich an der Wand entlanggleiten wie ein erschöpfter Boxer, der endlich aufgehört hatte, gegen die Seile zu kämpfen.

Und plötzlich, auf dem kalten Laminat, mit brennenden Schultern und geschlossenen Augen, weinte er, wahrscheinlich zum ersten Mal seit mehr als einem Jahrzehnt. Nicht laut, nicht wild – aber mit dieser Art von Traurigkeit, die keinen Trost sucht, sondern nur einen Beweis, dass da noch etwas ist in ihm, das nicht vollkommen abgestorben war.

So fand ihn der Schlaf. Dort auf dem Boden und vor allem: völlig allein. Niemand fragte, ob er je wieder aufstehen würde.

Als er am späten Nachmittag langsam wieder zu sich kam, lag sein ganzer Körper wie in Beton gegossen, doch viel schwerer wog, was sich in seinem Inneren zusammenbraute: eine bodenlose Mischung aus Angst, Einsamkeit und der fahlen Ahnung, dass es von hier aus keinen Rückweg mehr geben würde. Kein Kommissariat, das ihn auffing, kein Kollegium, in dem er einfach wieder Platz nehmen durfte – seine Reputation war beschädigt, sein Umfeld bröckelte, sein moralischer Kompass war außer Kraft gesetzt – und alles, was er sich in zwei Jahrzehnten aufgebaut hatte, schien mit einem einzigen, unbedachten Schritt ins Dunkel implodiert zu sein.

Was, wenn sie ihn nie wieder ernst nahmen? Was, wenn Angela tatsächlich meldete, was er getan hatte, und damit nicht nur seine Karriere endgültig beendete, sondern auch das letzte Band zwischen ihnen durchschnitt? Was, wenn niemand glaubte, was er gehört hatte – und die Täter mit erhobenem Haupt weitermachten? Was, wenn seine ganze Suche nach Wahrheit nichts anderes war als eine spätzündende Form des Kontrollverlustes, ein Erzittern unter der eigenen Bedeutungslosigkeit?

Er starrte zur Decke. Hätte er nicht einfach still sein können? Den Rückzug antreten, Gras über die Sache wachsen lassen? Es wäre leichter gewesen und vor allem: bequemer. Aber er war nicht bequem. War es noch nie gewesen. Er war einer, der nicht wegsah. Nicht einmal dann, wenn alles dafürsprach, wenn es opportunistisch war.

Doch nun war er allein mit dieser Überzeugung, und das fühlte sich an wie Ertrinken in einem Raum voller Sauerstoff – es gab Luft, aber diese reichte nicht mehr zum Leben.

Dabei war es gerade mal eine Woche her, dass er durch die Straßen von Marrakesch geschlendert war, die staubige Wärme auf der Haut, ein Glas Minztee in der Hand und das leise, lebendige Gefühl, dass da noch vieles kommen könnte in diesem Leben. Heute aber saß er in seinem Wohnzimmer wie ein Abbild des Scheiterns – verletzt, verlassen und mit nichts als seinem verzweifelten Willen, dass wenigstens die Wahrheit nicht sterben möge.

## Ende 1, Offizieller Weg, Kapitel 39

Der Sonntagnachmittag hatte nichts Sanftes oder Einladendes, keine Spur von jener stillen Versöhnung, die sich manchmal zwischen grauen Wolken und flachem Licht ausbreitete wie ein dünnes Tuch der Erholung. Stattdessen hing ein nieseliges Zwielficht über der Straße, das dem Tag jede Richtung nahm, ihn in einer unentschlossenen Art und Weise schwebend machte, schlaff, ziellos – als sei selbst die Zeit zu müde, sich vorwärts zu schleppen. Erik stand am Fenster, den einen Arm stützend auf dem Fensterrahmen, während der andere krampfhaft an seiner Seite zuckte, als müsse er sich zusammenreißen, nicht gegen die Wand zu schlagen.

Die Straße vor ihm war fast leer, nur vereinzelte Passanten, meist mit Hunden, huschten unter Regenschirmen entlang, ohne Profil und Bedeutung, wie Schemen aus einer Welt, zu der er längst keinen Zugang mehr hatte. Sein Blick schweifte hinab, tiefer, bis er auf das Auto traf. Ein dunkler

Kombi, zwei Männer vorn. Und plötzlich ein Zucken durch seine Brust – dieses Auto kannte er. Nicht sicher, nicht benennbar, aber mit diesem Gefühl, das unter der Haut zu krabbeln beginnt wie ein verräterisches Insekt, das den Verstand befallen will. Ohne auch nur eine Jacke überzuwerfen, trat er hinaus, ignorierte den Schmerz in seinem Rücken, das schneidende Ziehen in der Schulter, das sich über die Rippen zog, als würde ihm der Körper selbst verbieten wollen, sich weiter zu exponieren.

Der Regen war kalt und fühlte sich wie kleine Nadelstiche auf seiner Haut an, der Asphalt war glitschig, und doch stapfte Erik die drei Stufen hinab, trat auf den Bürgersteig, ging so unauffällig wie möglich die Straße hinab und stand plötzlich vor dem Wagen. Zwei Männer starrten ihn an, die Scheiben waren beschlagen, die Wischer, die der Fahrer in Gang setzte, bewegten sich träge wie das letzte Zucken eines widerstrebenden Gehorsams. Erik schlug einmal fest auf die Motorhaube. „Na, genießt ihr die Show?“, rief er und spuckte die Worte wie Glassplitter in den Nieselregen.

„Erik, beruhig dich“, sagte der Fahrer, der sein Fenster heruntergefahren hatte, ein bulliger Typ mit fleckiger Stirn; der andere griff bereits zum Funkgerät.

„Ich beruhige mich kein Stück! Ich werde hier wie ein Krimineller observiert, während die wahren Schweine weiter durch die Gegend spazieren! Wisst ihr überhaupt, was ihr da tut? Wessen Auftrag ihr hier erfüllt?“

„Wir handeln auf Anweisung. Das ist Routine! Du kennst das, Erik! Du hast es selbst viel zu oft gemacht!“, kam die Antwort, flach und weichgespült, als wolle man eine Bombe mit Watte einhüllen.

„Routine soll das hier sein, was ihr macht? Das ist Verrat! Ich nenne das Verrat! An mir! Ihr bewacht das Opfer, damit es sich nicht gegen die Täter wehrt. Ihr seid Statisten im Spiel der Feigheit! Ich sage es euch nur einmal: Verpisst euch, so schnell ihr könnt!“

Inzwischen waren einige Fenster und Türen der umstehenden Häuser aufgegangen. Eriks Nachbarn, erst neugierig, dann misstrauisch, glotzten zu ihm herüber, erstaunt, ein bekanntes Gesicht aus der Nachbarschaft zu sehen. Eine Frau im Bademantel stand mit verschränkten Armen auf der Terrasse gegenüber, ein älterer Mann schüttelte nur den Kopf. „Erik, beruhige dich, sonst müssen wir dich vor aller Augen in dein Haus zurückführen!“

„Ja? Dann tut das! Zeigt allen hier, dass ihr lieber das Opfer klein haltet, als die Täter hinter Gitter zu bringen!“

Er drehte sich nach seiner lautstarken Ankündigung abrupt um, stapfte zurück ins Haus, ein Hecheln in der Kehle, das sich mit dem Klopfen seines Herzens zu einem wilden Rhythmus verband, als rufe sein Innerstes: Achtung, Grenze erreicht. Doch es war noch nicht vorbei.

Er wählte Angelas Nummer. Es hob keiner ab, es gab keine Antwort. Julia. Er versuchte es bei seiner Chefin. Sie blieb auch stumm. Er schrie in den Hörer, nur um von der Stille zurückgebissen zu werden. Dann sah er in seiner Wut wieder hinaus – und da war er. Ein blauer Kleinwagen schlich die Straße entlang, als hätte er sich verirrt, und doch war er da. Erik glaubte, ihn zu erkennen, riss die Tür auf, rannte ohne Schuhe auf den nassen Bürgersteig, stolperte fast, brüllte: „Stehenbleiben!“ Der Wagen fuhr weiter. Langsam, dann schneller, als er den Verfolger zu erkennen schien. „Oliver!“, schrie er. „Ich weiß, dass du’s bist! Ich weiß es, verdammt!“

Die Kollegen stiegen wieder aus, ungläubig, halb alarmiert, halb resigniert. Erik fuhr herum, stürmte auf sie zu, nass bis auf die Knochen. „Was braucht ihr noch? Eine Einladung zu einer Verfolgungsjagd? Oder den nächsten Mord? Ihr bewacht den Falschen! Ihr müsst dem blauen Kleinwagen hinterher! Da sitzt einer von der Bruderschaft drin und kontrolliert mein Leben!“

„Erik! Hör auf. Komm raus aus deinem Wahn! Du bist krank!“

„Krank ist hier nur das System! Und ihr seid ihm hörig! Kapiert ihr es nicht? Seid ihr schon so verbogen, dass ihr nicht mehr versteht, was hier passiert?!“

Dann, plötzlich, brach es ab. Der blaue Wagen war am Ende der Straße längst verschwunden. Die Straße still. Erik stand keuchend in der Mitte des Asphalts, ein Mann, der aus seinem eigenen Leben gefallen war.

Er taumelte, zog sich in seine Wohnung zurück wie ein Soldat in den letzten Graben, riss seinen Laptop auf, begann wie ein Wahnsinniger zu tippen. Seine Hände zitterten, seine Gedanken explodierten, es fühlte sich an, als ob sein gesamter Organismus in eine extreme Wallung geriet. Schwitzend saß er vor dem Monitor und arbeitete in seinem Fiebertraum gegen das aufkommende Gefühl des Vergessens. Er konnte kaum folgen, doch die Finger flogen. 20 Seiten, 30. Jedes Detail, jeder Verdacht, jeder einzelne Blick, der zu viel oder zu wenig sagte, jede Andeutung in einem Gespräch, jede verpasste Antwort.

„Sie alle sind Teil davon“, murmelte er, während der Bildschirm flackerte. „Oliver, Gerhard, Fred – vielleicht sogar Annie. Sie sehen mich nicht mehr als Kollegen. Sie sehen mich als Störung ihres Systems, das sich wie ein Geschwür vom restlichen System abgekapselt hat.“

Er schrieb ohne Punkt und Komma. Eine Kaskade aus Wut und Wahnsinn, ein Strudel, in dem er sich selbst kaum noch zu erkennen vermochte.

„Sie wollten, dass ich falle. Vielleicht hat es schon in Marokko begonnen. Damals, vor zwei Wochen, die Reise, die so friedlich schien. Die Hitze, die Farben, die fremden Stimmen – und jetzt? Jetzt ist alles grau, alles kalt, alles tot. Letzten Sonntag war ich zurück, hatte noch Sand in den Schuhen und das Gefühl, dass sich Dinge richten lassen. Eine Woche. Nur eine Woche hat es gedauert. Und ich bin nichts mehr.“

Tränen liefen ihm über die Wangen, ohne dass er es bemerkte. Der Druck auf seiner Brust wurde drängender, als würde sein Herz gegen eine innere Wand schlagen, die sich nicht öffnen ließ.

„Wenn ich sterbe, wird man sagen: tragisch. Wird man hinter vorgehaltener Hand flüstern: Ein Unfall, wie bei Tom. Oder sagen: Burnout. Oder Selbstmord. Sie sind gut darin, Erzählungen zu erfinden und bestehende zu glätten. Die Bruderschaft glättet das, was andere erleben dürfen! Aber ich glätte nichts! Ich schreie, ich kratze, ich beiße, wenn es sein muss – bis sie mich hören.“

Er hackte die letzten Zeilen wie einen Schrei ins Dokument, speicherte alles und schickte es beinahe unkommentiert an Angela. Dann an Julia. Fügte keine Erklärung bei. Nur die nackten Worte.

Dann brach er in sich zusammen, implodierte in sich selbst. Nicht in der Mitte des Raums, nicht spektakulär, sondern ganz leise, ganz still – zwischen den Stapeln aus Erinnerungen, auf dem Teppich, das Gesicht zur Wand, die Beine krummgezogen wie ein Kind, das vor der Welt Schutz sucht.

Während draußen der Regen leise gegen die Fensterscheiben wie ein Gedächtnis aus Wasser klopfte, schlief Erik in dieser Position ein. In seinem Wahn. In seiner tiefen Erschöpfung. In einem Schweigen, das niemand mehr zu hören schien.

## Ende 1, Offizieller Weg, Kapitel 40

Die Wochen nach dem Zusammenbruch waren träge wie heißer Teer, zäh, langsam, widerständig gegen jeden Versuch, wieder einen Takt in sein Leben zu bringen. Erik hatte sich selbst in die Psychiatrie eingeliefert, nicht freiwillig im eigentlichen Sinne, aber in einem Anflug von Selbsterkenntnis, der wohl gerade noch rechtzeitig gekommen war, bevor eine Offizialität ihn dazu gezwungen hätte. Die Psychologin, die ihm zugeteilt wurde – Dr. Yvonne Schrader –, hatte ein

ruhiges Wesen, das ihn an seine erste Mentorin im Polizeidienst erinnerte, eine, die immer wusste, wie man jemanden mit sanfter Stimme auf den Boden der Tatsachen zurückholt, ohne ihn zu beschämen, denn das hatte er trotz aller Grenzüberschreitungen aufgrund seiner früheren Verdienste nicht verdient.

In den langen Sitzungen, oft wortkarg, manchmal explosiv, wurde langsam Schicht um Schicht dessen freigelegt, was sich in Erik über Jahre hinweg angesammelt hatte, ohne jemals ein Ventil fürs Ablassen gefunden zu haben. Ein Berg aus in der Tätigkeit angelegtem Frust, ein Fundament aus zum einen eigens verursachter und zum anderen nur aufgrund seines Wesens getragener Schuld, dazwischen Sedimente aus Einsamkeit, tiefer Einsamkeit und dem Verbot, darüber reden zu dürfen, wie man redet, wenn man Dampf bei seinem Lebenspartner ablässt, Zweifel und der ständige Balanceakt zwischen Pflicht und innerem Drang. Mehr als einmal fragte sie ihn: „Wen wollten Sie retten, Herr Eisle? Die Wahrheit – oder sich selbst?“

Die Antwort kam nie klar. Vielleicht war es beides gewesen. Aber die Tendenz, dass es ihm stets mehr um die Wahrheit – welche Wahrheit auch immer die richtige sein mochte – als um sich selbst ging.

Die Vorwürfe wegen sexueller Nötigung, die Lügen gegenüber Zeugen, die Bedrohungen – all das fiel letztlich in sich zusammen wie eine mühsam aufgerichtete Fassade aus morschem Holz. Die Aussagen widersprachen sich, Indizien fehlten, und unter juristischer Betrachtung ließ sich nichts von den massiven Anschuldigungen halten. Annie revidierte ihre Aussage unter Tränen, Peter wurde zunächst versetzt, ging in eine lange Krankheit und was aus ihm wird, ist unbekannt. Es hieß, man wolle den Vorfall intern klären, inoffiziell sprach man von einer politisch motivierten Aktion, doch keiner sagte es laut.

Und doch blieb etwas zurück – ein Geruch, ein Hauch von Schmutz, der sich nicht abwaschen ließ. Das Vertrauen, das Erik einmal genossen hatte, war zunächst in viele kleine Teile zerbröckelt, dann zerstreut worden, bis es nicht mehr wirklich existierte. Er spürte es in jedem Gespräch, in jedem höflich zurückhaltenden Tonfall, der früher von echtem Respekt getragen gewesen war, während heute hinter der Fassade Unsicherheit und Misstrauen zu spüren waren.

Der Fall Tom Schneider wurde derweil und trotz der Übernahme durch die zwei Kolleginnen zu den Akten gelegt. Am Ende galt sein Tod als Unfall. Kein Suizid, kein Fremdverschulden und kein erhärteter Verdacht, den man weiterverfolgen wollte. Erik wusste, dass das Ergebnis falsch war – nicht in seiner Gesamtheit, aber in seiner Essenz. Und er war überzeugt, dass genau das das Ziel gewesen war. Die Entscheidung, den Fall abzuschließen, war gefallen, als man begriff, dass ein Weiterermitteln Fragen aufwerfen würde, die niemand in der Polizeihierarchie und der Landespolitik hören wollte. Die Verbindungen von Fred, die alte Bürgermeistergeschichte, der Druck von Investoren auf Bauprojekte – es war ein Risiko gewesen, dass Erik den Finger in eine offene Wunde gelegt hatte, und man hatte das Pflaster so schnell wie möglich wieder draufgeklebt. Man sagte ihm, als er sich traute, wieder fallbezogene Fragen zu stellen, es sei vorbei. Dass es gut sei, dass er sich nun um sich kümmern könne. Doch in ihm rumorte es. Wenn er nachts wachlag, wenn der Regen an die Fenster schlug wie Mahnungen aus der Tiefe, dann dachte er an Tom. An sein eigenes, neues, aber leeres Leben. An Freds Stimme, wie er auf dem Bauhof seine Sicht der Dinge festlegte. An Gerhards Bitterkeit. Er versuchte, sich nicht schlecht zu fühlen, weil er nicht mehr kämpfen durfte.

Was blieb, war ein langer, langsamer Abschied, der ihm bevorstand. Von der Dienstmarke, die ihn in mehr als den letzten zwanzig Jahren identifiziert hatte, vom Kommissariat, in das er sich hineingearbeitet hatte, weil er einer der besten war. Von der alten Welt, die ihn geprägt hatte. Julia

hatte ihn einmal besucht, nicht lange, nicht herzlich, eher aus Pflichtgefühl. Sie hatte ihm gewünscht, dass er zur Ruhe kommen möge. Doch der Blick in ihren Augen sagte: Du bist einer, der zu weit ging und nun die Konsequenzen tragen muss, denn am Ende konnte das System nicht alles decken.

Angela hatte ihm ein neutrales Schreiben geschickt, das zusammenfasste, wie seine Entlastung bewertet wurde. Keine Entschuldigung, kein Schuldeingeständnis – nur Worte, die der Administration Genüge tun sollten. Es war wie ein Abspann eines Films, den man nie wirklich gesehen hatte und der nur für eine kleine Gruppe an Fachinteressierten wirklich wichtig erschien. Der Staat hatte ihm in seiner pragmatischen Fürsorge ein Umschulungsprogramm angeboten. Psychologisch empfohlen, juristisch gedeckt. „Tun Sie etwas anderes, Herr Eisle. Etwas, das Ihnen Struktur gibt, aber keine Verantwortung mehr über Leben und Tod in sich trägt.“

Er schrieb sich ein. Er wählte Soziologie. Ein Wunsch, den er einmal ganz am Anfang gehabt hatte, bevor ihn der Vater zur Polizei drängte, weil es neben seiner Sportlichkeit ein Beruf mit Ansehen war. Damals hatte er geträumt, die Gesellschaftsstrukturen zu verstehen. Jetzt würde er sie studieren – aus einer ganz anderen Perspektive. Vielleicht, so sagte er sich, könne er dadurch verstehen, was in Holzweiler wirklich passiert war. Warum Menschen so funktionierten, wie sie es taten.

Und ja, manchmal fühlte es sich an wie Kapitulation, wenn er darüber nachdachte, was und vor allem wie es passiert war. Wie ein Eingeständnis der Niederlage, die vermeidbar gewesen wäre, wenn man nüchtern und objektiv darauf geblickt hätte. Die Bruderschaft hatte ihn gebrochen – nicht mit Gewalt, sondern mit seiner Hilfe, mit einem gezielten Spiel auf seine Schwächen, die er auch bereitwillig anbot. Aber auch wenn sie gewonnen hatten, hatte er nicht vergessen, was geschehen war – und er würde es wohl nie vergessen können. Das Wissen in ihm blieb wie eine Glut unter der Asche, die still und oftmals ungesehen weiterglimmte. Und wenn er in Zukunft anderen half, andere Meinungen las, andere Lebenswege analysierte – vielleicht würde er wieder einen Fall in seinem Fall sehen. Einen Hinweis verknüpfen, etwas verstehen. Eine Wahrheit, die sich nicht mehr unterdrücken ließ. Das war das schwelende Risiko mit glimmender Asche – dass es immer sein konnte, dass sich daraus erneut ein großer Brand entfachte.

Aber nicht heute – heute war der Tag des Abschieds. Er packte auf der Dienststelle die wenigen Gegenstände zusammen, die noch von seiner Zeit als Ermittler zeugten und die er gefahrlos mitnehmen konnte – Urkunden, ein altes Foto vom Team, seinen ersten Fall, den er wiederfand und aus Datenschutzgründen im Präsidium lassen musste. Und dann, mit einer letzten Bewegung, löschte er alle dienstlichen Kontakte aus seinem Telefon und resettete damit nicht nur sein Arbeitsgerät, sondern auch sein Arbeitsleben.

Er stand am Fenster, draußen nieselte es, der Fluss zog träge durch Mühlstadt wie ein Band, das sich um das Gedächtnis der Stadt legte. Es war derselbe Fluss, an dem er vor Wochen gesessen hatte, als er mit Angela telefonierte. Damals hatte er noch auf eine Lösung gehofft. Jetzt hoffte er auf nichts mehr, wenn er über die Polizeiarbeit nachdachte. Nur auf Stille, die in seine Erinnerungen einkehren sollte – und auf einen zweiten Anfang.

Erik drehte sich um, nahm seinen Mantel vom Haken, den er schon länger suchte, und ging. Er warf keinen Blick zurück, denn unabhängig von seinen Erinnerungen wollte er den wertenden Blicken seiner Kolleginnen und Kollegen nicht begegnen. Denn was hinter ihm lag, war nicht mehr zu ändern. Aber was vor ihm lag – das würde er sich, so schwer es fiel, neu erschaffen. Das war sein neuester Fall, aber keiner, den er aufklären musste, sondern einer, den er niemals auflösen würde, wenn er sich auf ihn als neue Antwort auf sein weiteres Leben einließe.

## Ende 2, Der Weg allein, Kapitel 31

Erik schlief unruhig; sein ganzer Körper schien sich in einem fiebrigen Zustand zwischen Traum und Wachen zu befinden, als würde sein Unterbewusstsein gegen das Schweigen der Wirklichkeit anrennen, eine verzweifelte Suche nach Antworten, die sein Geist längst aus der Wirklichkeit verbannt hatte. Die Bilder kamen im Stakkato: eine nächtliche Verfolgungsjagd durch die engen Straßen von Holzweiler, blendendes Licht von Autoscheinwerfern, das grelle Aufheulen von Motoren, Männer mit Kapuzen, die sich wortlos absprechen, als hätten sie ihn schon längst gefangen, ehe er losgerannt war. Irgendwann stolperte er, fiel in eine dunkle Grube, aus der es kein Entrinnen zu geben schien, nur Stimmen, die flüsterten, urteilten und am Ende wie ein Richter verurteilten. Er verstand nach einer Weile mit dem wissenden Gefühl des Ermittlers, dass er den Fall geknackt hatte, dass diese Grube eine seiner Erinnerungen war und er sich daher nur an den Weg raus erinnern musste, und alles war gut. Doch dann – wie aus dem Nichts – existierte nur noch Stille um ihn herum.

Als Erik aufwachte, war sein T-Shirt am Rücken durchgeschwitzt, seine Haare klebten an der Stirn, und das Erste, was er registrierte, war das viel zu grelle Tageslicht, das durch das Fenster fiel. Panik schoss durch ihn hindurch, er tastete blind nach dem Handy auf dem Nachttisch: 9:01 Uhr – er musste den Wecker zwischendurch mehrfach nach hinten geschoben haben, bis auch dieser endlich entnervt aufgegeben hatte. Ännie und er hatten sich für acht Uhr auf der Wache verabredet.

„Scheiße“, entfuhr es ihm, während er schon halb aus dem Bett gesprungen war, mit schmerzenden Gelenken und schwerem Schädel. In der Dusche ließ er kaltes Wasser über sich prasseln, aber es half wenig gegen die innere Unruhe, wobei ihn seine Unzuverlässigkeit mehr ärgerte als der Fall, bei dem es irgendwie nicht voranging. Als er aus der Dusche trat, wäre er beinahe ausgerutscht und maßregelte sich zur Ruhe, denn ein Unfall half niemandem weiter. Wie immer, wenn er wenig Zeit hatte, trocknete er sich nur unzureichend ab und ärgerte sich darüber, als er seine Kleidung anzog, dass diese auf dem Rücken und an den Oberarmen von der Restfeuchtigkeit festklebte.

Mit hoher Geschwindigkeit jagte er die Treppe nach unten, warf dem verdutzt dreinblickenden Hotelbesitzer ein kurzes Nicken zum morgendlichen Gruß zu, und als er im Auto saß und den Motor startete, atmete er tief durch und sagte sich, dass bei so einer massiven Verspätung auch nicht mehr zählte, ob da die eine oder andere Minute noch hinzukam.

Um 09:32 Uhr betrat er schließlich die Wache, atemlos, mit wirrem, noch nassem Haar und dem Gefühl, zu spät für etwas zu sein, das sich ohnehin schon verselbstständigt hatte.

Ännie saß am Schreibtisch und schaute von ihrem Bildschirm auf. Kein Vorwurf lag in ihrem Blick, aber eine gewisse Irritation war unübersehbar.

„Alles okay? Du siehst aus, als wärst du eben gerade aus dem Bett gefallen!“, bemerkte sie ruhig. Erik nickte knapp, strich sich mit einer fahrigen Bewegung über das Gesicht. „Es war einfach eine unruhige Nacht. Ich... träume zu viel.“

Sie sagte nichts, sondern drehte den Monitor leicht zu ihm. „Ich hab noch mal die Akten durchgeschaut, die es in den letzten Jahren zu größeren Verbrechen im weiteren Umkreis gegeben hat, aber da steckt nichts Verwertbares drin. Parallel habe ich einige Leute angeschrieben, die ich gefragt habe, ob sie die Bruderschaft kennen, aber auch da: Ich bekomme nicht viel zurück. Die Leute, die mir früher alles erzählt haben, sind plötzlich zurückhaltend bei dem Thema. Das ist schon ziemlich ungewöhnlich, wenn du mich fragst.“

„Du meinst, sie wissen etwas, wollen es aber nicht erzählen? Weil du eine Polizistin bist und mit mir am Fall arbeitest, oder weil man über das Thema generell nicht spricht?“, fragte Erik leise.

„Ich denke, sie haben vor irgendwas Angst. Oder jemand hat mit ihnen gesprochen. Jedenfalls – es ist merkwürdig, dass sie so gar nichts dazu sagen – selbst nicht mal verneinen. Das lässt mich nicht los. Es steckt mehr dahinter. Da bin ich mir ganz sicher.“

„Hmm...“, sagte Erik gedankenverloren. „Ich dachte, Oliver wollte heute wieder im Dienst sein?“

„Der hat sich eben abgemeldet – es geht ihm immer noch so beschissen, wie er sagte, dass er uns nicht anstecken will!“

„Hast du ihm alles erzählt, wo wir stehen?“

„Natürlich! Er ist mein Boss und ich informiere ihn über alles Wesentliche! Verdächtigst du jetzt etwa ihn? Erik?! Du kannst nicht alle Polizisten, nur weil sie hier auf der Wache arbeiten, verdächtigen!“

„Irgendwer steckt Informationen durch! Wenn du es nicht bist, bleiben nicht mehr viele. Peter wird nicht so dämlich sein, denn er weiß, dass ich das als Erstes herausfinden würde! Nein, es muss jemand anderes sein!“, schloss Erik und beide schwiegen für einen Moment.

Sie arbeiteten eine Weile gemeinsam, aber alle Fäden, denen sie nachgingen, verliefen im Sand. Die Gedankenstränge, die Erik in seinem Buch notiert hatte, erwiesen sich als lose Enden ohne Verknüpfung, Anfragen bei Kollegen blieben unbeantwortet oder führten zu nichts. Gegen Mittag wurde das Bürolicht trüber, die Bildschirme wirkten kälter, als hätte sich auch die Technik gegen ihre Recherche verschworen.

Erik stand schließlich auf, streckte sich und sah zu Ännie, die sich die Schläfen rieb. „Weißt du was? Du hast in der letzten Woche Überstunden ohne Ende gemacht. Wir kommen hier nicht weiter. Vielleicht ist es wirklich Zeit für ein Wochenende.“

Sie lächelte schwach und hatte ihren Computer mit zwei Handgriffen in den Stand-by-Modus gebracht. „Sag das nicht zweimal.“

Sie verabschiedeten sich etwas förmlich und steif, und Ännie half Erik, die professionelle Distanz zu wahren, indem sie ihre Tasche nahm und die Wache nach einer kurzen Verabschiedungsrunde verließ. Erik fuhr zurück ins Hotel. Dort packte er seine Sachen, faltete seine Hemden, legte die Notizen in eine Mappe, die er in den Koffer legen wollte, und blickte noch einmal durch das Zimmer, das ihm in den letzten Tagen fast vertraut geworden war, wie eine Ersatzwohnung.

Er verabschiedete sich für das Wochenende vom Hotelier und bekam zugesichert, dass er nächste Woche wieder dasselbe Zimmer haben könnte, ohne dass es am Wochenende belegt sein würde. Erik trat nach draußen, blickte einmal über die Szenerie, die in ihrem gemächlichen Wabern inzwischen normal erschien, öffnete die Türe, startete den Wagen, doch statt die Bundesstraße zu nehmen, die ihn zügig nach Hause bringen würde, lenkte er den Wagen in eine andere Richtung. Über die Dörfer, über alte Landstraßen, gesäumt von Feldern und Obstbäumen, verwaschene Ortsschilder, Höfe mit den verschiedensten Geräten, von denen er nur die wenigsten einer Funktion zuordnen konnte. Der Himmel war bleiern, wie seit Tagen, das Licht diffus, als hätte die Welt selbst keinen klaren Gedanken mehr.

Er fuhr langsam, nahm jede Kurve bewusst, hörte dabei kein Radio und sprach mit sich selbst kein Wort. Nur seine Gedanken begleiteten ihn. Und während die Kilometer verstrichen, wurde ihm klar, wohin er unterbewusst fuhr. Der Wagen bewegte sich wie von selbst in Richtung Steinbruch. „Nur um sicherzugehen“, sagte er leise zu sich selbst. „Nur, um zu sehen, ob ich verfolgt werde.“ Er erreichte den kleinen Parkplatz, auf dem sie Anfang der Woche bereits gestanden hatten, und diesmal war die Schranke offen. Vielleicht ein Zufall, vielleicht auch nicht. Er stellte den Wagen ab, stieg aus, zog sich die Kapuze seines Pullovers über und begann, den bekannten Weg zu gehen, der zu dem Ort führte, der alles beeinflusst hatte. Doch kurz bevor der Pfad sichtbar wurde, bog

er ab, quer durch das Unterholz, durch feuchtes Laub und über moosige Erde, bis er einen Hang hinaufstieg und sich so positionierte, dass er sein Auto von oben beobachten konnte.

Der Wald war still, kein Wind ging und nur wenige Vögel waren zu hören; das leise, beständige Tropfen von Feuchtigkeit auf Blätter trommelte einen eigenen Rhythmus. Erik ging in die Hocke, suchte Deckung hinter einem Baum, zog seinen Kragen hoch, wartete und beobachtete.

Die Minuten verstrichen. Dann gab es plötzlich eine Bewegung. Ein Wagen rollte langsam auf den Parkplatz, hielt einige Meter hinter seinem und zwei Gestalten stiegen aus. Dunkle Kleidung, an sich wenig auffällig, aber die Haltung, die Schritte – zu eindeutig. Sie schienen jünger zu sein, wenn man die Schuhe als Maßstab nahm.

„Verdammt“, murmelte Erik. „Sie verfolgen mich tatsächlich.“

Er verharrte weiter in der Deckung und das Adrenalin kribbelte in seinen Fingern. Die beiden Männer schauten sich um, sprachen kurz miteinander, gingen ein Stück am Rand entlang – aber zu seinem Auto gingen sie nicht. Er hätte lachen können. Sie dachten womöglich, er sei vielleicht wieder in den Steinbruch gegangen. Vielleicht suchte er Spuren oder er versuchte, sich selbst zu finden.

Nach einer Weile stiegen die beiden wieder ein und fuhren davon, nachdem sie anscheinend erkannt hatten, dass sie kaum ungesehen vorankamen. Erik blieb noch einige Minuten, bis er sicher war, dass niemand mehr zurückkommen würde. Dann stand er auf, klopfte sich die feuchte Erde von der Hose und murmelte: „Dann bin ich also tatsächlich ein Verfolgter in meinem eigenen Fall.“

Er ging zurück zu seinem Wagen, ließ sich auf den Sitz fallen, starrte durch die Windschutzscheibe – und wusste, dass das Wochenende noch lange nicht vorbei war.

## Ende 2, Der Weg allein, Kapitel 32

Er saß eine lange Zeit einfach nur da, der Motor blieb stumm, während das Tageslicht bereits begonnen hatte, in jenes fahle Grau überzugehen, das den Abend nicht mehr als Versprechen, sondern als letzte Zumutung erscheinen lässt, und während die Welt um ihn herum auf die gewohnte Weise stiller wurde, blieb in ihm alles laut: Stimmen, Fetzen, Wiederholungen, eine Art nächtliches Karussell aus Angst und Restwille, aus einer Form des Begreifens, die sich nicht mehr an Logik, sondern nur noch an Notwendigkeit klammerte.

Der Gedanke, jetzt nach Hause zu fahren, sich einfach in den schmalen Rest eines vertrauten Alltags zurückzuziehen, in dem das Kissen nach ihm roch und die Zahnbürste noch aufrecht stand, erschien ihm wie ein Verrat, wie ein Aufgeben gegen etwas, das keine Stimme, aber eine unbedingte Forderung war, und auch die Rückkehr ins Hotel, jener falschen Blase der Ermittlungssillusion, wurde zur Bedrohung, zur Möglichkeit einer Beobachtung, eines Zugriffs von Unbekannten oder sogar des gezielten letzten Schrittes, den andere für ihn vorbereiten würden, während er im Halbschlaf glaubte, noch selbst zu agieren.

Also fuhr er los, ohne Plan und ohne Navi, jedoch mit einem diffusen Ziel, das mehr war als eine fliehende Geste, und sein Wagen nahm die Wirtschaftswege wie ein Fremdkörper, stieß über hügelige Asphaltadern, bog dort ab, wo keine Beschilderung stand, und fuhr hinein in das Dickicht aus Blättern und verwaschenem Licht, das sich wie ein schützendes Tuch über die Landschaft legte, als wolle es sagen: Verirre dich, du wirst schon sehen, wer du wirklich bist.

In ihm selbst aber war es nicht weniger diffus, denn während die Kurven ihn durch die Einsamkeit trugen, begann er, sich selbst wie eine Silhouette zu empfinden, nicht mehr klar in seinen Konturen, nicht mehr fest in seinem Entschluss, sondern nur noch tastend, fliehend und vor allem tief

lauschend, und bei jeder Abbiegung stellte er sich unwillkürlich vor, dass da jemand war, der ihm folgte – nicht direkt sichtbar, aber unterschwellig spürbar, in einer Lücke in der Welt, die zu laut war, um ignoriert zu werden.

Schließlich, nach einer gefühlten Stunde, in der er mehr durch sich selbst als durch den Wald geirrt war, stieß er auf einen alten, kaum noch als solchen erkennbaren Wanderparkplatz, der sich wie zufällig zwischen dichten Büscheln von Brombeerranken und niedrigen Tannen auftat, flankiert von einem morschen Balken, auf dem einmal ein Wegweiser montiert gewesen sein musste, nun aber nur noch ein grüner, lebendiger Pilz wuchs, der selbst den Text überwucherte wie eine Natur, die beschlossen hatte, die Kultur endgültig zu vergessen, indem sie sie zurückeroberte.

Er lenkte das Auto vorsichtig um die Schlaglöcher herum und stellte den Wagen gut geschützt ab, kaum sichtbar von der Zufahrt aus, halb versunken in den Schatten der dünnen Gehölze, und als Erik den Motor ausschaltete und das Fenster einen Spalt öffnete, um das Knistern der Welt zu hören, war es, als wäre er zum ersten Mal seit Tagen in einem Raum angekommen, den niemand kontrollierte, als gäbe es hier keine nachvollziehbare Ordnung und kein Echo der Vergangenheit – nur dieses leise, stumme, fast zarte Rascheln des Waldes, das wie eine ungeübte Sprache an seinen Sinnen tastete.

Er blieb lange sitzen, rührte sich nicht, seine Hand am Schaltknopf, der schon längst auf „Parken“ stand, sein Blick auf die dunkle Einfahrt gerichtet, aus der vielleicht irgendwann etwas auftauchen würde, doch es kam nichts – kein Lichtkegel und kein Motorgeräusch, da waren zwar Schatten, aber keiner, der sich verdächtig bewegte, sondern nur der gleichmäßige Niedergang des Tages, der alles in ein Schweigen hüllte, das weder beruhigte noch beunruhigte, sondern einfach nur war.

Vielleicht war er wirklich allein. Mitunter war das hier der einzige Ort, an dem man noch nicht in ihn hineinhorchte. Er hatte den Gedanken, dass es ein seltsames Glück sei, dass niemand ihn für wichtig genug hielt, um ihn wirklich zu verfolgen. Oder aber: Vielleicht war genau das die Raffinesse seiner Gegner, ihn glauben zu lassen, sie seien fort, um ihn dort zu erwischen, wo er sich das erste Mal sicher fühlte.

Da er auf diese letzte Frage keine Antwort hatte, ließ er die Lehne nach hinten gleiten, zog seine Jacke enger um sich, legte das Handy stumm auf den Beifahrersitz und beschloss, diese Nacht genau hier zu verbringen, nicht aus Trotz, sondern aus Vorsicht, nicht aus Mut, sondern weil es schlicht keine bessere Option gab, und weil er wusste: Der wahre Angriff kommt oft dann, wenn man glaubt, dass man ihn schon überstanden hat.

Als er so im Auto dalag, fand ihn der Schlaf nicht wirklich in dieser feucht-kühlen Nacht, in der sich die Nebelschwaden wie vergessene Gespenster zwischen den Kiefern verfangen und das Dach seines Wagens klamm und schwer erscheinen ließen; er war in Intervallen weggetreten, immer wieder aufgeschreckt durch einen Windstoß, ein knackendes Geräusch im Unterholz oder den tiefen, kaum fassbaren Gedanken daran, was geschehen würde, wenn sie ihn doch noch gefunden hätten – diese Männer ohne Gesichter, ohne Regeln und vor allem ohne jede Reue.

Als es dann langsam graute, das erste fahle Licht durch das Geäst kroch und die Konturen seines Rückspiegels nicht mehr nur aus Schatten bestanden, sackte er gerade wieder in eine Art unruhigen Halbschlaf, aus dem ihn ein kräftiges Klopfen an der Fensterscheibe abrupt herausriss. Es dauerte einen Moment, ehe sein Herzschlag dem panischen Tempo seines Aufschreckens wieder entkam und er das von innen beschlagene Fenster herunterfahren ließ. Neben dem Auto stand ein großgewachsener Mann in grüner Forstkleidung, wettergegerbt, mit einem Gesicht, das von Erfahrung ebenso durchzogen war wie von einer gewissen, unaussprechlichen Härte.

„Guten Morgen“, sagte der Mann und trat einen halben Schritt zurück, offenbar um Erik nicht zu sehr zu bedrängen. „Alles in Ordnung bei Ihnen? Autos stehen hier sonst nicht über Nacht.“

Erik, noch immer benommen von der abrupten Trennung zwischen Traum und Wirklichkeit, rieb sich die Stirn. „Ja... tut mir leid. Ich hatte eine lange Fahrt. Bin gestern einfach nicht mehr sicher gewesen, ob ich's noch nach Hause schaffe.“

Der Förster nickte langsam, musterte ihn aber genauer. „Sie sind doch... Sie sind doch der Kommissar, der in dem Fall mit dem Jungen ermittelt hat, oder?“

Erik war sofort hellwach. Alle Kälte, die Nacht, die Müdigkeit, der Schmerz – alles wich einer schlagartigen Anspannung, die ihm fast den Atem nahm. „Wie kommen Sie denn darauf?“, fragte er so ruhig wie möglich.

„Mein Bruder ist... Gerhard Schneider. Tom war mein Neffe. Er hat mir von Ihnen erzählt. Oder besser gesagt: Er hat nicht viel erzählt. Aber wenn man mit sowas in Berührung kommt, hört man auch in diesen Wäldern Dinge.“

Erik stieg langsam aus, zwang sich, die Schultern gerade zu machen, obwohl jeder Muskel schrie. „Dann wissen Sie auch, dass Ihr Bruder eine gewisse Rolle in diesem Fall spielt?“

Der Förster zögerte einen Moment, dann trat er einen Schritt zurück, als wolle er sich aus der Schusslinie bringen. „Ich weiß, dass vieles unter der Oberfläche brodelt. Und dass mein Bruder nicht immer ein Kind von Traurigkeit war. Aber was genau vorgefallen ist – das weiß ich nicht. Und ich will auch nicht zwischen die Fronten geraten.“

„Das verstehe ich“, sagte Erik leise und sah dabei in das blasse Licht, das sich über die Hänge zog. „Aber wenn Sie etwas wissen, müssen Sie es mir sagen! Ich will wissen, wer hier mit wem spielt und wer zuschaut.“

Der Förster nickte, diesmal langsamer, verständiger. „Dann passen Sie auf sich auf. Die Leute da unten... das sind keine Freunde, selbst wenn sie so tun.“ Und mit einem Gruß, der mehr Warnung als Höflichkeit war, verschwand er den Pfad hinunter, den er gekommen war.

Erik saß noch eine ganze Weile reglos da, die feuchte Morgenluft auf der Haut, das Herz ein pochender Zeuge dessen, was nicht gesagt worden war. Dann schloss er das Fenster wieder, prüfte die Verriegelung der Tür und ließ die Scheiben langsam mit der leisen Lüftung aufklaren, während er seine nächsten Schritte sortierte – mit der Gewissheit, wie sehr ihm die Analyse der Verbindungen durch Oliver fehlte und dass er noch längst nicht alles gehört hatte, was in diesem Wald geflüstert wurde.

## Ende 2, Der Weg allein, Kapitel 33

Der Förster war längst im Nebel verschwunden, jener große, schweigsame Mann mit dem wettergegerbten Gesicht, das mehr aus Furchen als aus Ausdruck bestand, und dessen letzte Worte wie ein schief hängendes Hinweisschild in Eriks Gedanken nachzitterten, nicht klar lesbar, aber eindeutig in der Richtung: „Passen Sie auf sich auf. Die Leute da unten... das sind keine Freunde“ – es war keine Warnung gewesen, wie man sie in belehrender Besorgtheit aussprach, sondern eine Art gordische Verschlüsselung, durchdrungen von Misstrauen, familiärem Zwiespalt und dem leisen Wissen, dass man, wenn man erst einmal zu viele Wege gesehen hatte, irgendwann die Übersicht verlor, woher man kam und wohin man unterwegs war.

Erik saß wieder im Wagen, ließ den Motor ungestartet, die Heizung blieb aus, das Fenster einen Spalt offen für die feuchte, tastende Luft, die zwischen den Bäumen wie ein suchendes Tier umherstreifte; er starrte hinaus in das Dickicht, als könne er darin die Antwort finden, die ihm in der Stimme des Försters versagt geblieben war – eine Bestätigung oder ein Stück Wahrheit, das

sich nicht in Schweigen kleiden musste, weil es sich nicht schämte, ausgesprochen zu werden. Doch der Wald schwieg – und mit ihm die Welt.

Was meinte der Förster mit „die Leute da unten“? War es wirklich nur der übliche Kleinstadtpessimismus, dieses von Generation zu Generation weitergegebene Misstrauen gegen alles Organisierte, oder war es eine Form der kryptischen Aussage, wie man sie nur tätigt, wenn man längst selbst Teil des Spiels war, wenn auch unfreiwillig? Erik erinnerte sich an den Blick, den er bei seinem letzten Besuch in Gerhards Gesicht gesehen hatte – jenes kurze, entblöbte Zucken, das für einen Moment alles sagte, bevor die Maske wieder zugriff –, und jetzt, da er wusste, dass selbst der eigene Bruder sich nicht mehr ganz zu ihm bekannte, wurde ihm klar, dass Gerhard inmitten einer Struktur steckte, die größer war als sein Schmerz über den Tod seines Sohnes.

War es also nicht nur der tote Sohn gewesen? War es nicht nur der verlorene Zorn eines Vaters, der im System untergegangen war, sondern vielmehr ein Netzwerk, in das auch Fred, vielleicht auch Oliver, eingebunden waren, in dem Loyalität nicht mit Wahrheit, sondern mit Verschwiegenheit belohnt wurde? Wenn das stimmte – wenn die Bruderschaft tatsächlich Einfluss auf Personalien, Ermittlungen, vielleicht sogar auf Unfallberichte hatte –, dann war der Tod von Tom nicht nur eine Episode in einem kaputten Leben, sondern das Exempel einer Struktur, die er, Erik, zu verstehen begonnen hatte – und gerade deshalb bald aus dem Weg geräumt worden war. Er atmete lange aus, so als müsse er damit den Gedanken wieder loswerden, aber es half nicht; denn jeder Atemzug, den er in diesem kalten, stillen Wagen machte, schien mehr Fragen aufzuwirbeln als zu klären. Als der Blick auf das Lenkrad sank, auf die Finger, die sich mit leichtem Zittern darum krallten, wurde ihm klar: Er durfte jetzt keine Pause mehr einlegen. Nicht zurück ins Hotel, nicht zurück in die Rolle, die man ihm gegeben hatte. Er musste einen neuen Weg finden – heimlich, kontrolliert und vor allem mit Bedacht.

Also fuhr er los, diesmal nicht auf direktem Weg in die Stadt, sondern über Umleitungen, versteckte Pfade, die nur Waldarbeiter kannten oder Menschen, die dem Asphalt misstrauten; er prüfte im Rückspiegel jede Kurve, jede Lücke zwischen den Bäumen, lauschte auf Motorengeräusche, die nicht die seinen waren, und stellte sich bei jeder Biegung vor, wie es wäre, jetzt erwischt zu werden – nicht von einem offiziellen Zugriff, sondern von jenen, die nicht an Regeln glaubten, sondern an Konsequenz.

Er fand nach einer Stunde Fahrt – oder war es mehr? – einen kleinen Ort, abgeschieden, hinter einer alten Mauer, die längst von Moos überwachsen war und so aussah, als habe sie die letzten hundert Jahre nur deshalb überstanden, weil niemand wusste, dass sie existierte. Er parkte den Wagen so, dass er den Blick zur Einfahrt hatte, ließ die Scheiben geschlossen, startete den Motor nicht neu, sondern zog nur die Jacke enger um sich und begann nachzudenken – nicht in jenen klaren, abhakenden Kategorien, die Polizeiberichte verlangten, sondern in losen Schleifen, die sich um Namen, Taten, Blicke und Lücken rankten.

Wie viele wussten wirklich von Freds Beteiligung? Hatte Ännie etwas geahnt? Oder sogar Julia? Warum sonst war ihr Ton am Telefon zuletzt so vorsichtig geworden, so fremd, als wüsste sie längst mehr, als sie sagen durfte? Und warum war Oliver zuletzt so still gewesen, so unbeteiligt, als habe er sich von etwas gelöst, das ihn längst überstieg? War er wirklich krank und war das alles nur Zufall? Oder eine dieser orchestrierten Entfremdungen, wie sie Strukturen benutzten, um Zeugen zu isolieren?

Erik öffnete sein Notizbuch, das er seit Tagen befüllte, weil es genug, wenn nicht zu viele Gedanken gab, die sonst vergessen worden wären. Jetzt schrieb er weiter – mit zittriger Hand, aber festem Willen – und füllte Seite um Seite mit Gedankenketten, Thesen, Namen und

Querverbindungen: Gerhard – Fred – Tom – der Bauhof – der Wald – das Schweigen – die Struktur – die Freunde, die keine waren – der Tod als Unfall getarnt – die Akte, die zu früh geschlossen werden sollte.

Kurz vor neun war das Buch zur Hälfte voll, und Erik wusste: Es war nicht nur eine Notizsammlung, sondern der einzige Faden, den er selbst noch in der Hand hielt. Wenn jemand seine Spur verwischte, wenn sein Handy ausging, wenn sein Wagen eine Panne hatte – dann bliebe dieses Buch, versteckt unter dem Beifahrersitz, als letzter Beweis dafür, dass einer versucht hatte, die Wahrheit zu finden.

Er blickte auf die Uhr, spürte, wie der Hunger ihn zu mahnen begann, aber nicht in dieser lauten, körperlichen Weise, sondern als dumpfen Hinweis, dass er sich noch bewegte, dass er noch nicht ganz verschwunden war. Die Welt draußen war heller geworden, das Licht stand steiler auf den Ästen, und irgendwo in der Ferne hörte man das Echo eines Motors – zu leise, um gefährlich zu sein, aber laut genug, um ihn daran zu erinnern, dass auch diese Ruhe bald ein Ende finden konnte. Somit saß er da, das Notizbuch in der Hand, den Kugelschreiber zwischen den Lippen, als wolle er die Worte mit dem Atem kontrollieren, die er später nicht mehr würde aussprechen dürfen – und wartete auf den nächsten Schritt, der ihn entweder retten oder endgültig aus dem Spiel nehmen würde.

Erik saß noch immer im Wagen, als die Sonne, die sich heute schwertat, mehr zu sein als eine matte Erzählung von Licht, vorsichtig zwischen die feuchten Tannenspitzen kroch und die Nebelreste, die sich wie Gespinste über den Boden gelegt hatten, zu durchlöchern begann; er hatte nicht geschlafen, nicht wirklich, sondern nur gewartet, geschwiegen, nachgedacht – ein Zustand, der mehr mit innerer Erstarrung als mit Reflexion zu tun hatte, aber dennoch einen Raum öffnete, in dem sich die Fragen wie Schatten an die Wand warfen: Was, wenn der Förster nicht nur aus Sorge gesprochen hatte? Was, wenn die Sätze – „Das sind keine Freunde“ – mehr waren als bloße Warnung?

Er verstaute das Notizbuch in seinem Versteck, ließ den Wagen langsam an und fuhr mit gemächlicher Geschwindigkeit durch das verschlungene Wegenetz, das sich wie eine dünn gezeichnete Ader durch die Hänge zog, dabei immer darauf bedacht, keine Spuren zu hinterlassen, nichts zu übersehen – denn das Gefühl, dass ihn jemand beobachten konnte, hatte sich zwar abgeschwächt, war aber nicht gänzlich verschwunden, vielmehr hatte es die Gestalt eines geduckten Unbehagens angenommen, das sich in die Wirbelsäule setzte wie ein Restfrost, der nicht weichen wollte, selbst wenn die Sonne längst kräftig schien.

Die Gedanken kehrten immer wieder zurück zu Gerhard Schneider – nicht nur, weil dieser Mann eine Geschichte hatte, die sich wie ein Netz durch das Dorf, den Bauhof und das alte Vereinsleben zog, sondern weil Erik spürte, dass die Linien in diesem Fall nicht von Punkt A nach Punkt B verliefen, sondern in Spiralen, in verschleierte Bewegungen, in nicht kartierten Wegen, die manchmal ins Nichts führten und manchmal in eine labyrinthartige Nähe, die so unangenehm brannte, dass man sie fast lieber ignorierte.

Was, wenn der Tod des Jungen, dieses scheinbar isolierte Ereignis, nur ein Auslöser war, ein Impuls, der ein viel größeres Räderwerk in Bewegung gesetzt hatte – oder schlimmer: dessen letzter sichtbarer Ausschlag war, ehe das System wieder in seinen stummen Zustand zurückfiel, den niemand hinterfragte, weil es das Ziel hatte, unterhalb der Oberfläche zu bleiben?

Er hatte den Wagen auf eine Anhöhe gefahren und fühlte sich sicher, hatte ihn an einer Stelle geparkt, von der aus man das Tal unter sich liegen sah – kein offizieller Aussichtspunkt, eher ein halb zugewachsener Wirtschaftsweg, der endete, bevor er richtig begann –, und während er durch

das Frontfenster sah, das sich nun in der zunehmenden Helligkeit langsam von der nächtlichen Feuchte befreite.

Er erinnerte sich an ein Gespräch mit einer Kollegin vor einigen Wochen, als sie gemeinsam vor dem Polizeipräsidium saßen und über moralische Grenzen sprachen, über das, was Recht ist, und das, was durchkommt – und wie sie damals sagte: „Manchmal ist das Schweigen der Akt, mit dem sich ein ganzes System selbst erhält.“

Vielleicht war genau das geschehen – ein Schweigen, das die Bruderschaft absicherte, ein Schweigen, das aus Loyalität, aus Angst und ganz zentral: aus Schuld genährt wurde – und in der Mitte stand Gerhard Schneider, ebenfalls stoisch schweigend, zögernd, aber nicht ahnungslos. Die Frage, die Erik nun bewegte, war nicht nur, ob Gerhard etwas wusste – sondern ob er etwas Unerlaubtes getan hatte, ob Tom, der viel zu unbedarft gewesen sein mochte, vielleicht aus Unwissenheit oder Trotz etwas losgetreten hatte, das nicht mehr rückholbar war. Etwas, das eine Reaktion nach sich zog, die tödlich endete. Im Auftrag? Aus Angst? Oder war es bloß ein Unfall – wie alle es nun sagen wollten?

Erik trank einen Schluck vom abgestandenen Wasser aus der Flasche, die noch im Fußraum lag, und stieg schließlich aus dem Wagen, um sich die Beine zu vertreten. Die Sonne stand inzwischen deutlich über den Hängen, doch die Luft war kühl geblieben und das Licht hatte etwas Unentschlossenes, als wolle es den Tag nicht ganz freigeben – ein Zwischenzustand, der zu seiner inneren Lage passte, als gäbe es auch in ihm selbst keinen festen Boden, nur Übergänge, Ungewissheiten, Möglichkeiten.

Er blickte auf die Uhr. Halb elf. Noch war Zeit. Noch war alles offen und er wusste: Er konnte nicht zurück. Nicht jetzt und nicht so. Denn selbst wenn er aufhörte, zu ermitteln, würde das Tickern in ihm nicht aufhören. Der Gedanke, dass Gerhard seinen Sohn aus dem Weg hatte räumen lassen oder es sogar selbst erledigt hatte, war kein fixierter Verdacht – aber eine der viel zu vielen theoretischen Möglichkeiten. Wenn dem so war, dann würde der nächste Schritt nicht über Akten laufen, sondern über Eriks Entscheidungen, den Fall vorwärtszutreiben oder auch nicht – das, was seine Chefin immer damit meinte, dass er sauber bleiben sollte, was er in diesem Fall längst als Handlungsoption sicher ausschloss.

Vielleicht war es an der Zeit, jemanden aufzusuchen, der nichts zu gewinnen, aber auch nichts mehr zu verlieren hatte. Er stieg wieder ein, lehnte seine Stirn ans Lenkrad, startete dann den Motor und fuhr langsam zurück auf die Hauptstraße.

## Ende 2, Der Weg allein, Kapitel 34

Er hatte sich zwar etwas vorgenommen, doch war es sein Magen, der an diesem Samstag den Ton angab – nicht laut, nicht trotzig, eher wie ein fernes Grollen, das nicht so recht in seine gedankliche Landschaft passen wollte, aber sich dennoch, mit einer gewissen Beharrlichkeit, in den Vordergrund drängte, so als wolle sein Körper damit ein Zeichen setzen, dass das Denken, das Grübeln, das Wägen und Vermuten allein noch keine Welt formt, in der man überlebt, geschweige denn einen klaren Gedanken fasst, wenn man nichts isst.

Er saß schon eine Weile im Auto, war erneut an eine andere Stelle gefahren – bloß nicht zu lange an einem Ort verweilen –, vor sich die zugewachsene Böschung, hinter sich das fahle, sich entleerende Licht des Morgenhimmels, und irgendwo dazwischen die Frage, was nun – und während sich seine Gedanken weiter in immer denselben Kreisen drehten, während er versuchte, aus der Begegnung mit dem Förster mehr herauszuziehen als bloße Andeutung, wurde ihm klar, dass er in Wahrheit kaum weiter war als am Abend zuvor.

Und doch war da dieses Knurren, dieses Ziehen, das ihm sagte, dass er nicht einfach weitermachen konnte, ohne seinen Körper mitzunehmen. Also schaltete er die Zündung an, drehte die Lüftung auf, fuhr langsam an, bog nicht in Richtung Stadt, wo jeder Laden, jede Tankstelle und jedes Café mit Gesichtern gefüllt sein könnten, die ihn erkennen könnten oder über ihn sprachen oder gar Bericht erstatteten – sondern fuhr in die entgegengesetzte Richtung, dorthin, wo ihn niemand erwartete, sondern nur die nächste, etwas größere Ortschaft, in der man ihn nicht kannte und nicht bei jedem Schritt musterte.

Der Supermarkt dort war unspektakulär, ein Kasten aus Beton und Glas, funktional und seelenlos, mit einem Parkplatz, auf dem niemand lange stehenblieb, und mit diesen Einkaufswagen, die sich immer verkeilt anfühlten, auch wenn sie frisch entriegelt waren. Erik parkte am Rand, nicht aus Vorsicht, sondern aus Gewohnheit, stieg aus, streckte sich im kalten Licht des Spätvormittags und versuchte, sich zu erinnern, wann er zuletzt bewusst etwas eingekauft hatte.

Es fühlte sich an wie ein anderer Mensch, der etwas an diesem Tag erledigt hatte. Einer mit festen Arbeitszeiten, mit Vorratslisten, mit Vorstellungen von Ordnung. Jetzt aber ging er hinein wie in ein feindliches Gebiet, nicht weil ihm jemand drohte – sondern weil sein eigener Kopf inzwischen in jedem Blick ein Urteil witterte, in jeder unscheinbaren Geste ein Zeichen las, als sei er der Einzige, der noch nicht aufgegeben hatte, während alle anderen längst entschieden hatten, wer zu welcher Seite gehörte.

Er nahm sich einen Korb, ließ ihn gegen die Oberschenkel schlagen, nur um irgendetwas zu spüren, etwas anderes als die fiebrige Beklemmung, die ihn begleitete, seit er vom Förster auf sein eigenes Scheitern zurückgeworfen worden war. Die Regale kamen ihm seltsam vor – zu voll, zu farbig und zu ordentlich. Wie Requisiten in einem dieser vollgepackten Räume im Theater, aus einem Stück, dessen Handlung längst vergessen war.

Er kaufte Brot, ein wenig Käse, Trockenfrüchte, eine Flasche Wasser, ein paar Riegel – keine warme Mahlzeit, nichts, das man hätte kochen oder zubereiten müssen. Nur Treibstoff für den nächsten Gedanken und für die nächste Fahrt ins Ungewisse. Als er an der Kasse stand und die Kassiererin ihn fragte, ob er Punkte sammeln wolle, lachte er leise, wie ein Mann, der weiß, dass es keine Punkte mehr in dieser Geschichte zu gewinnen gab. Sie musterte ihn kurz, sagte dann nichts weiter und kassierte ihn mittels elektronischer Karte ab.

Er trat durch die automatische Tür, als wäre sie eine Schwelle in eine andere Welt – und da war sie wieder, die Kälte, das fahle Licht, das sich auf seine Lider legte wie bleierner Staub. Aber der erste Hunger war mit einem herzhaften Bissen in einen der Riegel gedämpft – nun konnte die Jagd durch den Gedankenirrgarten wieder von vorne beginnen.

Er saß wieder im Auto, ließ die Tüte mit dem gekauften Proviant auf den Beifahrersitz gleiten, wo sie umfiel, ein Apfel herausrollte und in den Fußraum fiel, als hätte auch er keine Lust mehr, stillzuhalten. Erik starrte durch die Windschutzscheibe, ohne zu sehen und ohne zu denken. Er wusste nicht, was der nächste Schritt sein könnte – und doch lag eine Ahnung in seinem Inneren, eine Bewegung unterhalb der Gedanken, die wie ein unterirdischer Strom an ihm zog.

Dann, in diesem Schwebезustand und wie aus dem Nichts, kam die Erinnerung – nicht scharf, nicht vollständig, eher wie ein Echo, das sich mit einem Mal verdichtete: Annie, in einem der ersten Gespräche, damals noch im Glauben, dass dieser Fall ein gewöhnlicher sei, ein Mord mit Motiv und Täter, mit Spuren und Zeugen, mit Aussagen und Lücken – Annie hatte gesagt, dass sie manchmal nicht alles erfahre, dass Informationen bei gewissen Kollegen einfach „versickerten“, als gäbe es eine geheime Schicht unter dem Betrieb, in der entschieden wurde, was gesagt und was verschwiegen blieb.

Damals hatte er es für die übliche Betriebsblindheit gehalten, für Frust über verkrustete Hierarchien oder männliche Seilschaften, für die Art struktureller Trägheit, wie sie in jedem Revier zu finden war, insbesondere hier draußen, fernab von modernen Großstädten, in der es zwar Strukturen gab, die jedoch unter dem Wust an Zerfaserung freigelegt werden mussten. Doch heute, in diesem Auto und an diesem fremden Ort, mit einer Einkaufsstüte voll bedeutungsloser Dinge und dem Satz des Försters im Kopf – dass das dort keine Freunde seien –, wurde ihm klar, dass sie Recht gehabt hatte, dass sie etwas gespürt hatte, was er selbst damals übersehen hatte.

Diese Bruderschaft, wie er diese Struktur stellvertretend nun nannte – in Gedanken erst, dann im Flüstern –, war nicht nur ein loses Netzwerk aus Verabredungen, sondern eine immanente Struktur, ein sich selbst schützendes Geflecht aus Schweigen, aus Nicht-Wissen-Wollen, aus aktiver Unkenntnis, in dem es nicht nur darum ging, wer etwas wusste, sondern vor allem: wer etwas nicht wissen durfte.

Ännie war nie Teil davon gewesen, da war er sich sicher. Vielleicht war sie gerade deshalb so wertvoll für ihn. Aber damit war sie ebenso wie er gefährdet – wie alle, die nicht Teil des Kreises waren und sich dennoch zu weit hineinlehnten.

Er ballte die Hand um die Flasche Wasser, drehte sie langsam auf, nahm einen tiefen Schluck, als könne er damit das Denken abspülen. Aber es blieb der Gedanke, dass es nicht nur um Fred ging, nicht nur um Tom, nicht nur um einen alten Mann mit zu viel Macht in einem kleinen Dorf, sondern um ein System, das längst wusste, wie man Wahrheit zur Privatsache erklärte.

Er wusste nun: Wenn er weiterging, wenn er wirklich weiterging, dann konnte er niemandem mehr trauen, nicht den Menschen auf der Wache, nicht der Behörde, auch vor allem nicht der Struktur, die ihn für sein Schweigen auszahlen wollte. Vielleicht – so sagte er sich – musste er ein Spiel beginnen, das nicht mehr auf Sieg abzielte, sondern auf Sichtbarkeit, um den scheinbar unsichtbaren Feind ins grelle Licht zu zerren.

Es war nicht mehr als ein Flackern, ein kurzes Aufflackern in jenem neuralen Dickicht, das ihm in den letzten Tagen mehr Schatten als Licht gespendet hatte, und doch war es in diesem Moment, als würde jemand von innen gegen die Scheibe seines Bewusstseins klopfen – nicht laut, nicht fordernd, sondern mit jener eindringlichen Bestimmtheit, mit der ein längst vergessener Name sich in einem Traum zurückmeldet.

„Kling“, dachte er wirklich – so absurd das klang –, als sei sein Hirn selbst zum Glockenspiel geworden, und kaum war dieser Gedanke gedacht, saß er schon aufrecht, sah den halb gegessenen Riegel in seiner Hand, den er achtlos auf den Beifahrersitz schleuderte, als sei es der letzte Beweis seiner geistigen Umtriebigkeit, und drückte fast gleichzeitig den Startknopf, um den Motor wieder zum Leben zu erwecken.

Er wusste jetzt, was zu tun war: Es war kein Plan, keine vollständige Linie, aber es war ein Ziel, eine Richtung, vor allem ein Gedanke, der sich fester anfühlte als all das flackernde Misstrauen, das ihn in den letzten Nächten umfängen hatte wie ein schlecht gestrickter Mantel gegen den Regen.

Die Straße unter ihm war plötzlich nicht mehr bloß ein Gewebe aus Asphalt und Erinnerung, sondern eine Linie, eine Art Schneidspur durchs Dickicht des Unverstandenen, und mit jedem Kilometer, den er zurücklegte, verfestigte sich der Gedanke: zur Wache. Er musste zur Wache zurück. Dort, wo alles begann und alles zerronnen war.

Als er das alte Gebäude erreichte, das sich wie ein müder Koloss in das Wochenende duckte, war es so still, dass er unwillkürlich das Fenster öffnete, um sich zu vergewissern, dass es nicht seine eigene Einsamkeit war, die ihm das Schweigen vorspielte. Aber nein – die Wache war leer. Kein Dienstbetrieb. Kein Licht hinter den Fenstern. Kein Schatten, der sich bewegte.

Er versuchte es an der Tür, rüttelte daran wie ein Kind, das an die geschlossene Bäckerei klopft, weil es hofft, der Geruch eines frisch gebackenen Brots allein könne sie öffnen. Doch es war sinnlos. Die Wochenendbesetzung war ausgelagert – wie so vieles in dieser Geschichte, in der niemand dort zu sein schien, wo man ihn brauchte.

Er trat einen Schritt zurück, atmete die kühle Luft, die nach Laub und Dämmerung roch, und griff zum Handy. Die Nummer von Marie war unter einem anderen Namen gespeichert, als sei sie ein bloßer Kontakt, keine Mitwisserin, keine Wandlerin zwischen den Linien. Er zögerte. Dann tippte er.

„Marie? Ich weiß, es ist Wochenende! Aber ich brauche Ihre Hilfe in der Wache. Könnten Sie bitte kurz kommen? Danke!“

Es dauerte, bis sie antwortete, und in der Zwischenzeit fragte er sich, ob sie es überhaupt tun würde. Doch als ihre Nachricht kam – erst fragend, dann nachgebend –, wusste er, dass sie es tun würde. Trotz allem. Trotz der Gefahr oder vielleicht gerade deswegen.

Es war eine seltsame Szene, fast wie aus einer schlechten Serie: die Tür der Wache, die sich auf Maries Generalschlüssel hin öffnete, das kalte, nackte Licht, das aus den LED-Platten in der Odenwälder Decke leuchtete, der Geruch von kaltem Kaffee und Aktenstaub, der wie ein Echo aller unausgesprochenen Geschichten im Raum hing. Erik ging langsam, fast ehrfürchtig, durch den Flur, als beträte er einen Tatort, obwohl er wusste, dass hier keine Leiche lag – zumindest keine, die man anfassen konnte.

Marie hatte die Arme verschränkt, wirkte nicht abweisend, aber auch nicht völlig bei der Sache. „Was genau wollen Sie hier eigentlich?“, fragte sie leise, ohne Vorwurf, aber mit einem Ton, der nach Rechtfertigung verlangte.

Erik blieb stehen, drehte sich zu ihr um, versuchte ein Lächeln, das mehr Trost war als Antwort. „Ich brauch die Adresse von Peter.“

„Sie meinen... Peter, der bei uns im Revier arbeitet?“ Marie hob die Augenbrauen. „Erik, das ist ein Kollege von uns!“

„Genau deshalb“, sagte Erik, und seine Stimme klang härter, als er wollte. „Wenn ich ihn befrage, dann nicht als Verdächtigen. Sondern als jemand, der vielleicht mehr weiß, als er denkt. Oder mehr verschweigt, als er sollte.“

Marie sah ihn lange an, und in diesem Blick lagen tausend kleine Fragen, die sie nicht laut stellte.

„Die Adresse hätte ich Ihnen auch am Telefon geben können.“

„Tut mir leid! Darüber habe ich nicht nachgedacht! Ich kenne nur sehr wenige Privatadressen meiner Kollegen in der Stadt!“

Marie schaute ihn lange musternd an, ehe sie zu ihrem Schreibtisch ging und ein Post-it besorgte, auf dem sie die Adresse schrieb. Erik folgte ihr. Seine Gedanken rasten. Was, wenn Peter der Verbindungsmann war? Wenn er in die Strukturen eingebunden war, von denen der Förster gesprochen hatte? War es denkbar, dass auch innerhalb der Polizei längst jene Linien verliefen, die nicht zwischen Recht und Unrecht unterschieden, sondern zwischen Wissen und Verschweigen?

Marie reichte ihm das Post-it ohne Blickkontakt. „Ich hoffe, Sie wissen, was Sie tun!“

„Ich auch“, sagte Erik leise. „Aber Hoffnung ist momentan alles, was ich habe.“

Draußen war es immer noch hell. Die Mittagssonne kämpfte sich durch das Wolkengrau und ließ die Straßen glänzen, als wären sie frisch gestrichen. Erik steckte die Adresse ein, trat hinaus, und für einen Moment glaubte er, den Hauch einer Ahnung zu spüren – nicht, wo es enden würde, aber wo es weiterging.

## Ende 2, Der Weg allein, Kapitel 35

Erik hatte nun also die Adresse von Peter auf einem Post-it – Maries penible Handschrift war gut zu lesen. Es war keine besondere Adresse, dachte er, als er sie in sein Navi eintippte. Peter wohnte am Rand eines Nachbarorts, fast schon außerhalb, direkt am Ende der Siedlung. Das Navi berechnete den Weg, und Erik spürte ein merkwürdiges Ziehen in seiner Brust, als er den Wagen auf dem angezeigten Weg lenkte. Der Ort war nicht weit weg von Holzweiler, aber die Stille, die ihn umgab, der leere Raum, den er plötzlich fühlte, ließ ihn langsamer fahren, fast schon zögerlich. Als würde er sich gleich von allem, was er kannte, abwenden. Der letzte Moment des Überlegens, bevor er sich endgültig in die Ungewissheit stürzte.

Er fuhr langsamer als nötig, die Gedanken kreisten – was würde er zu Peter sagen? Was wollte er hören? Er konnte sich nur schwer eine konkrete Formulierung ausdenken, die die Situation rechtfertigte. Sollte er sich als Kollege vorstellen, als jemand, der einfach wissen wollte, was vorgefallen war? Oder sollte er klarstellen, dass er selbst noch tief in der Sache steckte und Peter vielleicht der Schlüssel war, um das Geheimnis zu lüften? Doch was, wenn Peter ihn abwies? Was, wenn er sich als jemand entpuppte, der nicht nur in der Bruderschaft drinsteckte, sondern auch die richtigen Leute kannte, die ihn deckten?

Als er ankam, stieg er aus dem Wagen, öffnete den Kofferraum und nahm sich eine Tasche, um nicht wie ein Eindringling zu wirken. Er wollte sicherstellen, dass er nicht in einem Moment der Panik wie ein Wahnsinniger wirken würde. Auf den ersten Blick war das Grundstück, auf dem Peter wohnte, ziemlich unscheinbar – ein eineinhalbstöckiges, unspektakuläres Haus am Ende einer Straße. Der kleine Sportplatz, der sich dahinter ausbreitete, wirkte verwahrlost und verlassen, der Rasen gelb und braun. Das Bild, das sich ihm bot, war von einer seltsamen Art der Tristesse geprägt. „Ein Ort, an dem man nicht lange verweilen wollte“, dachte Erik, während er sich näher an das Haus heranbeugte.

Bevor er jedoch näher gehen konnte, veränderte sich die Situation. Peter trat aus der Tür des Hauses, seinen Blick auf Erik gerichtet. Erik bemerkte ein kurzes, auffälliges Zögern in Peters Handlung. Dann, wie durch einen unsichtbaren Befehl, blieb Peter in der Mitte des Gartens stehen und starrte ihn aus der Ferne an. Es war, als hätte er jeden Schritt, den Erik gemacht hatte, erwartet. In diesem Moment hatte Erik das Gefühl, dass Peter wusste, was er hier wollte, dass er wusste, was ihm bevorstand.

„Erik“, rief Peter schließlich, sein Blick fest, und es war ein Moment des Zögerns in seiner Stimme, als würde er einen Schritt zurückmachen. „Was führt Sie hierher, zu mir nach Hause? An einem Samstag?!“

Es war kein Vorwurf, keine Wut. Es war einfach eine Feststellung, ein beiläufig wirkender Kommentar, der den Raum zwischen ihnen dehnte und mit einem unsichtbaren, aber unausgesprochenen Druck füllte. Erik zögerte, dann trat er einen Schritt näher und stellte sich vor Peter auf, dabei tief in dessen Gesicht blickend, um herauszufinden, ob er etwas erkennen konnte. Etwas, das ihn weiterführte.

„Ich wollte mit Ihnen sprechen“, sagte Erik schließlich, seine Stimme überraschend ruhig. „Über Dinge, die Sie wahrscheinlich wissen, aber vielleicht noch nicht ausgesprochen haben.“

Peter verschränkte die Arme und trat einen Schritt zurück, als ob er den Abstand vergrößern wollte. Der Körper sprach eine eigene Sprache, dachte Erik. Er hatte genug Erfahrung, um zu wissen, dass das, was er jetzt sah, eine Reaktion auf etwas war – eine Barriere, die gerade aufgebaut wurde.

„Und was wollen Sie hören, Erik?“, fragte Peter scharf. „Die Sache mit Tom? Oder sind Sie immer noch auf der Jagd nach etwas, das Sie nicht finden werden?“

Erik spürte, wie sich etwas in ihm zusammenzog. Der Gedanke, dass Peter die Worte so wählte, als wollte er sich zurückziehen, als wollte er verhindern, dass der richtige Moment überhaupt eintrat, ließ ihn kurz durchatmen. Aber Erik wusste, was er wollte – und was er brauchte.

„Ich will nur wissen, was Sie wissen“, sagte er. „Sie sind Polizist, also sind Sie zuallererst ein Kollege. Warum sollte das ein Problem sein, wenn Sie mir alles sagen, was Sie wissen?“

Peter blickte auf den Boden, dann wieder zu Erik. „Weil Sie es mit Leuten zu tun haben, die Sie nicht verstehen, Erik“, sagte er, und seine Stimme wurde härter. „Und Sie sind nicht der Einzige, der in einem Netz aus Lügen und Manipulationen gefangen ist. Der Unterschied ist, dass ich gelernt habe, mich da rauszuhalten.“

Erik schluckte. Peter wusste also mehr. „Warum reden Sie dann nicht einfach und lassen es hinter sich?“, fragte Erik scharf.

Peter legte die Hände in die Hüften und fuhr fort: „Weil es keine Rolle spielt, was Sie hören, Erik. Sie sind auf der falschen Spur, glauben Sie mir. Sie haben nichts, das Sie gegen uns verwenden können. Und Sie werden auch nichts finden.“

„Glauben Sie, ich habe nur auf Sie und Ihre Antwort gewartet?“, fragte Erik. „Glauben Sie wirklich, dass ich nichts in der Hand habe?“

Peter trat noch einen Schritt zurück, und in diesem Moment wusste Erik, dass er am Ende war. Da war kein Weg zurück, keine Möglichkeit, etwas zu ändern. „Sie sind zu spät, Erik“, sagte Peter schließlich leise. „Und Sie sind nicht der, der das ändern wird. Also verschwinden Sie! Jetzt!“

Erik zögerte nicht lange. Er stieg in sein Auto, ohne ein weiteres Wort zu verlieren. Doch der Moment der Entscheidung hatte sich in ihm festgesetzt, wie ein Keil, der nicht zu entfernen war. Etwas war anders. Etwas, das noch nicht ausgesprochen worden war, aber das er spüren konnte.

Als er sich dem Auto näherte, drehten sich seine Gedanken schneller und sein Herz pochte laut in seiner Brust. Er hatte die Bruderschaft aufgescheucht, und das war das Einzige, was er mit Sicherheit wusste. Aber er hatte auch noch Fragen, die keine Antworten fanden – noch nicht, zumindest war das seine Hoffnung. Manchmal muss man schlafende Hunde wecken, damit sie wieder bellen.

Dann startete er den Motor, fuhr los, nicht schnell, aber auch nicht zögerlich, als wäre der Entschluss, jetzt weiterzumachen, das Einzige, das ihn noch aufrechthält. Die Straße schlang sich durch Felder und Hügel, und während der Fahrt schossen Gedanken durch seinen Kopf, wild, ungeordnet, wie aufgescheuchte Vögel: Was, wenn Peter wirklich Teil der Bruderschaft war? Was, wenn seine Konfrontation mit ihm Erik nur tiefer in den Fokus gerückt hatte? Was, wenn sie jetzt wussten, dass er nicht mehr nur fragte, sondern ernsthaft nach der Bruderschaft suchte?

Es war wie ein Reiz, wie ein brennender Punkt im Rücken, als spürte er Blicke, die nicht da waren, Räume, die ihn beobachteten, ohne dass er sie betreten hatte. Obwohl die Landschaft harmlos wirkte, ein Nachmittagsidyll aus Bauernhäusern und Grillrauch, wusste er, dass sich hinter jeder Fassade, hinter jedem freundlichen Gesicht etwas verbergen konnte. Die Bruderschaft war nicht mehr nur ein Verdacht. Sie war für ihn eine messbare Struktur geworden. Unsichtbar, aber gegenwärtig im Leben hier vor Ort – und er hatte sie jetzt provoziert.

Als er den Ort verließ, drehte er sich noch einmal um, ein Reflex, sozusagen eine letzte Prüfung. Nichts. Kein Auto war hinter ihm, kein Schatten verfolgte ihn. Nur seine eigenen Zweifel, die mit ihm mitfahren, dichter als je zuvor.

## Ende 2, Der Weg allein, Kapitel 36

Er fuhr zurück zur Wache, nicht weil es der logischste oder taktisch sinnvollste Ort war, an dem man sich nach einer drohenden Eskalation oder einem aufgewühlten Gespräch mit einem möglicherweise tief verstrickten Kollegen sammeln sollte, sondern weil der Ort – mit all seiner spärlichen Möblierung, den LED-kalten Gängen, dem vertrauten Geruch von Kaffee und dem Knarzen des Funkgeräts – ihm noch der verlässlichste unter den Optionen schien, die ihm geblieben waren; eine letzte Bastion des Bekannten in einer Welt, die längst damit begonnen hatte, ihre Oberfläche abzustreifen und etwas Dunkleres, Ursprünglicheres darunter sichtbar werden zu lassen.

Schon als er in die Straße zum Polizeigebäude einbog – diese schmale, etwas abgeschabte Asphaltzunge, die an der Rückseite des langgezogenen Zweckbaus entlangführte –, spürte er, dass der Ort verändert war: nicht durch offensichtliche Zeichen wie Blaulicht oder versperrte Eingänge, sondern durch das feine, nicht benennbare Gefühl, dass etwas fehlte, als sei ein Organ aus dem Körper entfernt worden, ohne dass die Haut es schon bemerkt hätte. Der Eingang war geschlossen, die Tür verriegelt, kein Wagen auf dem offiziellen Parkplatz vor dem Haus, kein Kollege im Sichtfeld – nicht einmal das vertraute Brummen des alten Getränkeautomaten, das sonst im Flur zu hören war, wenn jemand die Tür öffnete. Erik hatte schlichtweg vergessen, dass Marie, nachdem sie ihm Zugang verschafft hatte, wieder nach Hause gefahren war, um sich dort ihrem Leben zu widmen, und daher niemand am Samstag vor Ort war.

Er stellte seinen Wagen abseits, auf der Rückseite, halb verdeckt unter einer verkrüppelten Eiche, die dort schon seit Jahren stand und nie wusste, ob sie nun zur Natur oder zur Anlage gehörte, und als er ausstieg und sich umsah, erfasste ihn jener Blick in die Zwischenräume, in denen nichts war und doch etwas lauerte: die dunkle Lücke zwischen zwei Schuppen, das Fenster im oberen Stock, das leicht offenstand, obwohl niemand da zu sein schien, die Spiegelung seines eigenen Gesichts in der Heckscheibe, das so fremd und gezeichnet wirkte, als hätte es einer der Toten aus dem Steinbruch gemalt.

Er ging nicht gleich zur Tür. Stattdessen umrundete er langsam das Gebäude, blieb an der Ecke stehen, lehnte sich kurz gegen das kühle Mauerwerk, schloss die Augen und ließ das dumpfe Echo seiner Gedanken wie einen morschen Gong durch sich hallen: Was, wenn sie schon wussten, wo er war? Was, wenn sie ihn nicht nur beobachteten, sondern längst entschieden hatten, dass seine Zeit hier vorbei war? Was, wenn es gar keine Bruderschaft gab, sondern nur seine eigene, fiebrige Projektion auf eine Welt, die sich in den letzten Wochen einfach nur zu schnell gedreht hatte?

In genau diesem Moment, als er versuchte, das Karussell zu stoppen, trat Bewegung in die Szenerie – ein dunkler Wagen fuhr in die kleine Gasse ein, und dieser wirkte, als würde er nicht hierhergehören. Er erstarrte, richtete sich auf, sein Blick gespannt wie ein Drahtseil, doch als das Auto bremste, scharf auf den Parkplatz einlenkte und mit quietschenden Reifen neben ihm zum Stehen kam, erkannte er sie sofort: Annie.

Sie sprang aus dem Wagen, noch bevor der Motor ganz verstummt war, knallte die Autotür mit jener Mischung aus Wut und Entschlossenheit zu, die Erik nur allzu gut kannte, und in ihrem Blick lag mehr als bloße Irritation – es war eine Mischung aus Sorge, Zorn, Verletztheit und einem Trotz, der all das gleichzeitig zu verbergen versuchte.

„Sag mal, geht’s noch?!“, rief sie, kaum dass sie zwei Schritte auf ihn zugemacht hatte. „Ich suche dich seit einer Stunde! Was glaubst du eigentlich, was du da machst? Du spielst hier Alleingang à la Hollywood und reißt alles mit, was wir noch halbwegs an Struktur hatten!“

Er öffnete den Mund, wollte etwas sagen, doch sie ließ ihn nicht. „Du denkst wirklich, du kannst das hier alleine stemmen? Ohne Absprache? Ohne Netz, das dich absichert? Ich habe dich gedeckt, Erik! Immer und immer wieder. Ich hab mich mit Marie gestritten, mit Oliver, mit der halben Dienststelle – und wofür? Damit du wie ein Verrückter irgendwelche Dorfbullen anschreist und bei Bruderschaftsvermutungen um dich schlägst?“

„Ännie...“, begann er, doch seine Stimme klang belegt, weit von allem weg, fast wie die eines Schauspielers, der sich selbst zuschaut.

„Nein, Erik, wirklich, hör auf! Das ist keine Ein-Mann-Show hier, das ist die Realität! Und die Realität heißt: Wir haben keine Beweise, keine Rückendeckung und eben kein Mandat, so vorzugehen! Wir stehen mit einem Bein in der Verschwörungstheorie und mit dem anderen im Disziplinarverfahren!“

Er blickte sie an: ihre Stirn, die gerunzelte Wut darin, das Zittern ihrer Hände, das sie unterdrückte, den Schmerz in ihrer Stimme, der aus etwas Tieferem kam als nur Frust – und plötzlich war es, als würde alles brechen: die Masken, das Spiel und die von Vermutungen angemalten Fassaden.

„Tom ist ermordet worden“, sagte er leise, kaum hörbar, und doch so klar, dass es nicht mehr zurückzunehmen war. „Er wusste etwas. Er wollte was sagen. Und sie – sie haben ihn kaltgestellt. Einfach kaltgestellt, ohne Rücksicht! Einfach so!“

Ännie wich einen halben Schritt zurück, als hätte sie jemand gestoßen. Ihr Gesicht erstarrte.

„Was hast du gesagt?“

„Du hast mich gehört, Ännie.“

„Erik“, flüsterte sie, aber ihre Stimme war nicht mehr zornig, sondern plötzlich ganz still, ganz fokussiert, wie ein Laserstrahl. „Hast du... Hast du Beweise für diese Behauptung? Irgendetwas?“

Er schüttelte langsam den Kopf. „Nein. Ich habe keinen Beweis – noch nicht! Nur dieses Gefühl. Dieses verdammte, nagende Gefühl, das mich nicht mehr loslässt.“

Für einen Moment war es still. Nur das ferne Ticken ihres Motors, das leise Knacken des Hecks, das sich abkühlte. Dann trat Ännie einen Schritt zurück, drehte sich ohne ein weiteres Wort um, stieg in ihr Auto und schlug die Tür zu. Ihr Blick – durch das Seitenfenster, kühl, kontrolliert – sagte mehr als tausend Worte.

Ännie atmete schwer, als er die Beifahrertür aufriss, schnaubte fast, ohne Erik auch nur einen ihrer typischen erklärenden Blicke zu schenken; stattdessen starrte sie stur gradeaus, die Lippen zusammengepresst, den Rücken steil, während ihre Finger nervös am Gurt zerrten, als wollte sie sich nicht sichern, sondern fesseln, um nicht explodieren zu müssen – und Erik, der sich nur mit einem halb verlegenen, halb abwehrenden Blick auf den Beifahrersitz gleiten ließ, wusste im selben Moment, dass dieses Gespräch sie beide bis an ihre Grenzen bringen würde.

„Was zum Teufel glaubst du eigentlich, was du da machst?“, platzte es aus ihr heraus, kaum dass die Tür sich mit einem dumpfen Ton geschlossen hatte und die Außenwelt von ihrem Zorn ausgesperrt war. „Du wühlst in einem Sumpf, ohne Netz, ohne Rückendeckung, ohne dass irgendjemand weiß, was du tust! Weißt du, wie viele Vorschriften du in den letzten drei Tagen gebrochen hast? Weißt du, wie viele Leute gerade aus dem Takt geraten, weil du dich benimmst wie ein... wie ein... wie ein Geisteskranker?“

Erik antwortete nicht sofort, sondern fuhr sich nur mit der Hand übers Gesicht, als müsse er erst Schweiß, Müdigkeit und Resignation entfernen, bevor Worte wieder möglich seien. „Was soll ich denn machen, Ännie? Die Augen verschließen? So tun, als sei das hier irgendein normaler Fall mit einem bedauerlichen Opfer und einem Täter, den wir über ein Alibi entlarven können? Tom ist

gestorben, weil er zu viel wusste. Und weil er zu wenig geschützt wurde. Und ich schwöre dir: Wenn ich's nicht herausfinde, tut's niemand.“

„Ach ja?“, fauchte Ännie. „Und du meinst, du bist jetzt der Einzige, der noch klar sieht? Du sprichst von einer Bruderschaft, als gäbe es sie wirklich, als wäre sie ein klar umrissenes Konstrukt, ein Geheimbund mit Statuten und Verschwörungen und Blutopfern. Was, wenn du dich irrst? Was, wenn du alles nur schlimmer machst?“

Er schlug mit der Faust gegen das Plastik des Handschuhfachs, nicht hart, aber bestimmt, als wolle er den Zweifel vertreiben, der aus ihr sprach. „Ich irre mich nicht, Ännie! Ich hab's gesehen. Ich hab die Bruderschaft gespürt. Und ich weiß, dass ich recht habe, auch wenn mir niemand glaubt.“ Dann war es plötzlich still. Für einen Moment nur, aber es war jene gefährliche Stille, die nicht Erschöpfung bedeutete, sondern Konzentration. Ännie drehte sich langsam zu ihm, sah ihn lange an, zu lange, um noch Empörung zu zeigen – und in ihren Augen lag jetzt etwas anderes, etwas Kühles, Prüfendes, als hätte sie ihn gerade neu kennengelernt.

„Sag das nochmal“, sagte sie leise.

„Was?“, murmelte Erik.

„Das eben, draußen. Sag es nochmal: dass Tom umgebracht wurde. Von der Bruderschaft.“

Er sah sie an, und sein Blick war kein Trotz, kein Rückzug, sondern die blanke, abgeklärte Konsequenz eines Menschen, der den Punkt überschritten hatte, an dem Zweifel noch hilfreich gewesen wären. „Ja“, sagte er. „Ich glaube, dass sie ihn umgebracht haben. Weil er ihnen im Weg war. Weil er zu viel wusste.“

Ännie blinzelte, als hätte sie etwas Staub in den Augen, dann lachte sie einmal, kurz und trocken, ohne jede Freude. „Und du hast irgendetwas? Vielleicht keine Beweise, aber irgendwas, was nicht dein Gefühl ist?“

Er schüttelte den Kopf.

„Indizien?“

Ein erneutes Kopfschütteln, langsamer diesmal.

„Dann bist du...“, setzte sie an, brach aber ab. „Weißt du was, Erik? Ich will dir glauben. Ich will wirklich. Aber das hier, das ist viel zu gefährlich. Für dich, für mich, für jeden, der irgendwie involviert ist. Und wenn du mir noch einmal so eine Behauptung ohne jeden Beweis vor den Latz knallst, dann bin ich raus. Dann geh ich zur Chefin, und dann kannst du deine Theorie jemand anderem erzählen. Ist das einigermaßen klar angekommen?“

Erik merkte, dass das Gespräch zu einem Ende gekommen war, und ohne sie noch einmal anzusehen, schlug er die Tür zu und ging mit schnellen, entschlossenen Schritten zu seinem Wagen, ließ sie zurück im Auto, das plötzlich wendete und fortfuhr – außer dem bleiernen Gewicht seiner eigenen Gedanken, die nun zwischen ihm und der Windschutzscheibe hingen wie Nebel, der nicht weichen wollte, war er wieder allein. Ganz allein, wie es ihm schien.

## Ende 2, Der Weg allein, Kapitel 37

Alles Zaudern und Zausen half nicht – er musste los und von diesem Ort weg, denn hier befand er sich wie auf dem Präsentierteller, und als ob ihn ein Scharfschütze im Visier hätte, fühlte es sich für Erik an: ein Kreuz auf seinem Rücken, oder noch besser auf der Stirn, Freiwild, ungeschützt durch die Strukturen, die es an diesem Ort nicht mehr zu geben schien, wenn man einmal unter die schimmernde Oberfläche geblickt hatte.

Er stieg in seinen Wagen und fuhr los – hinaus aus der Stadt, hinaus aus dem offiziellen Ermittlungsfeld, hinein in das Ungewisse, das ihn in immer dichteren Schleifen umkreiste.

Seine Hände lagen ruhig auf dem Lenkrad, aber sein Blick war wachsam, fast zu wachsam, als könnte hinter jedem Scheunentor, hinter jedem Verkehrsspiegel oder den Astgabelungen der Weiden ein Beobachter lauern, einer, der ihn nur deshalb noch nicht angehalten hatte, weil er selbst zu schnell für den Zugriff war. Die Straßen waren erstaunlich leer, nur das gelegentliche Entgegenkommen eines normalen, unauffälligen Wagens durchbrach die Stille, und als er den Wagen aus der Stadt lenkte und die ersten Wälder zu sehen bekam, schaltete Erik die Scheinwerfer ein – nicht, weil er sie brauchte, sondern weil es ihm half, sich sichtbar zu machen, als wollte er sagen: „Ich verstecke mich nicht mehr.“

Doch in Wahrheit war sein Ziel genau das Gegenteil: nicht gesehen zu werden. Er nahm wieder die Nebenstraßen, die vernarbten Feldwege, die jene Zeit nicht ganz überstanden hatten, in der man sie noch gepflegt hatte, weil man glaubte, dass sich Menschen hier bewegen würden, die nicht nur durch Zufall oder Flucht hierherfanden. Er wich aus, machte Umwege, hielt einmal auf einem Parkplatz, ließ ein Fahrzeug vorbeiziehen, das ihm verdächtig erschien, nur um dann, nachdem er es hinter der nächsten Kurve hatte verschwinden sehen, langsam wieder anzufahren, so, als wolle er die Welt mit der Zögerlichkeit seines Motors prüfen. Er war nicht auf der Flucht, sagte er sich, aber wenn er es wäre, würde es genau so aussehen.

Irgendwann erreichte er eine Abzweigung, die zum alten Steinbruch hinaufführte, jener Wunde in der Landschaft, die sich, je öfter man sie sah, desto tiefer ins eigene Denken grub, als hätte sie sich nie mit Gestein gefüllt, sondern mit Fragen, mit Lücken, mit allem, was man dort niemals hatte finden wollen. Der Schrankenarm stand wie so oft offen, bewegungslos, halb morsch und resigniert, und Erik fuhr daran vorbei, als würde er eine unsichtbare Linie überschreiten, die nicht mehr zurückließ als einen vagen Schatten.

Er stellte den Wagen an derselben Stelle wie beim ersten Mal ab, öffnete die Tür, ließ die frische Luft hinein – und zugleich alles, was damit hereinkam: Erinnerungen, Bilder, das Bild des Jungen, der hier gelegen hatte, mit verdrehten Gliedern und leerem Blick, die Szene, die sich eingebrannt hatte, wie ein bleiches Echo im Gedächtnis der Erde. Er stieg aus, schloss den Wagen ab und ging, langsam und sehr vorsichtig, hinein, nicht aus Angst, sondern aus einer neu entdeckten Achtung vor dem Ort, in dem zu viele Dinge aufeinandergedrallt waren, ohne dass man je die wirklichen Stoßrichtungen verstanden hätte.

Die Schritte führten ihn nicht direkt zur Kante des Steinbruchs, sondern auf einem schmalen Pfad dorthin, der sich wie ein Nachsatz zwischen den Bäumen hindurchschlängelte, halb zugewachsen, halb von Wildspuren zerfurcht, als ob auch andere diesen Weg nähmen – andere, die nicht gesehen werden wollten, jene, die kamen, um zu prüfen, ob das Schweigen noch hält. Erik hörte das leise Knacken unter seinen Schuhen, das entfernte Rufen eines Greifvogels und das Rascheln von kleinen Tieren im Unterholz. Es war eine lebendige Stille, eine, die nicht leer war, sondern aufgeladen, als würde der Wald selbst zuhören.

Am Rand des Steinbruchs blieb er stehen. Die Sonne hatte gerade begonnen, sich in Richtung der Wipfel zu tasten, ihr Licht brach sich in den schroffen Kanten der Felswände, und ein leichter Wind fuhr über die Fläche wie eine tastende Hand. Erik setzte sich auf einen der großen, moosüberwachsenen Steine, die wie vergessene Stufen aus einer anderen Zeit wirkten, schlug sein Notizbuch auf und blätterte durch die Seiten – durch seine Skizzen, seine Fragen, seine spontanen Einfälle, die manchmal zu Spuren geworden waren, meistens aber nur zu Irrwegen.

Er nahm einen Stift, machte einen neuen Eintrag. Nur ein Wort: „Peter“.

Nach einer Weile des Denkens schrieb er: „Verneint nichts direkt. Spricht nur vage über die Themen. Reagiert unterschwellig aggressiv. Fühlt er sich in der Defensive = Schuld? Oder ist es

nur Angst?“ – Er ließ den Stift sinken, sah hinunter in die Tiefe des Bruchs, in der sich Schatten sammelten. „Ist er in der Bruderschaft aktiv?“ – Pause – „Wie viele gibt es? Wer schützt wen? Und wie ist das Netz gespannt?“

Er strich über die Seite, als könne er die Antworten ertasten.

Dann legte er das Buch beiseite, faltete die Hände, schloss die Augen – und spürte, wie sich alles in ihm zusammenzog. Da war keine Angst mehr, zumindest nicht die Art, die einen lähmt und von der Aktion abhält. Nur ein zunehmend brennender Wille, ein trotziger Kern in der Brust, der sich nicht mehr beruhigen ließ. Wenn dies ein Spiel war, dann war es an der Zeit, nicht mehr mitzuspielen – sondern das Brett hin- und herzuschütteln, um herauszufinden, wer noch alles seine Finger dran hat.

Er stand auf, trat einen Schritt nach vorne – und wusste, dass er gleich mehr tun würde, als sich nur zu zeigen.

Er ging nicht zurück zum Wagen, fuhr nicht zurück zur Wache oder sonstwohin, nicht zu irgendeinem Ort, an dem Wärme, Schutz oder Verständnis zu erwarten gewesen wären – nein, er ging weiter, tiefer, mit langsamen, fast feierlichen Schritten, als trüge ihn ein letzter Schwur dorthin, wo alles begonnen hatte: in den leeren, ausgeweideten Schlund des alten Steinbruchs, der ihm mit jeder neuen Schicht aus Leere zu sagen schien, dass die Wahrheit immer dort liege, wo niemand mehr bereit ist, hinzuschauen.

In diesem Spannungsfeld saß er nun, auf einem jener flachen Felsvorsprünge, von denen aus man den Grund der Grube wie ein gespenstisches Amphitheater überblicken konnte – ein Ort, an dem früher vielleicht Lastwagen gewendet hatten oder Bagger ruhten, nun aber nur noch Windzüge durch die Schatten streiften, als probten sie für einen Auftritt, der nicht mehr kommen würde.

Er schlug sein Notizbuch erneut auf, das alte, zerfledderte, das er manchmal hasste und doch nicht wegwerfen konnte, da er schon immer das Gefühl hatte, dass das Lesen derselben Notizen an einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit zu anderen Gedanken führte, und daher las er die Namen, die Orte und die bisher erarbeiteten Zusammenhänge – las sie nicht, um sie zu verstehen, sondern um sie zu beschwören, als wäre das gesprochene Wort die letzte Waffe gegen das Schweigen.

Tom. Gerhard. Peter. Marie. Der Förster. Ännie. Die Bruderschaft.

Jeder Name ein Knoten, jede Spur ein ungewisser Weg in ein System, das sich aus dem Sichtbaren zurückgezogen hatte, nicht verschwunden, nur getarnt, vergraben wie eine dunkle Mine unter der schillernden Oberfläche des Alltags.

„Verdammt noch mal!“, schrie er plötzlich auf, ohne dass er ihn vorher gespürt hätte, ein Satz, der durch die Stille brach wie ein Stein durch Glas.

Er stand auf und stellte sich breitbeinig in den Wind, der von Westen kam, und trug seine Stimme in Richtung des Waldstücks, in dem sich die Pfade der Bruderschaft verloren.

„Ich bin hier!“, rief er, deutlich lauter, mit einer Stimme, die vor Wut zitterte und seine Orientierungslosigkeit in diesem kulminierenden Augenblick aufzeigte. „Kommt mich holen, wenn ihr glaubt, ihr habt noch irgendetwas zu verteidigen! Ich weiß, was ihr seid, und ich weiß, was ihr getan habt! Ich werde euch aufspüren, euch in euren Verstecken finden und ans Tageslicht ziehen, damit alle sehen können, was ihr seid und was ihr getan habt!“

Die Worte hallten an den Felswänden zurück, wurden gebrochen, zerstreut und in den Steilhängen verdoppelt – wie widerhallende Zeugen, die nichts mehr zu verlieren haben.

„Ihr habt ihn getötet!“, rief er, und nun bebte seine Stimme – nicht mehr aus Angst, sondern aus der bitteren Klarheit, dass alles, was er zu verlieren hatte, bereits im Sog dieser Ermittlungen ins Wanken geraten war. „Tom war ein Junge, und ihr habt beschlossen, dass er zu viel wusste!“

Er machte eine kurze Pause, schnappte nach Luft und ließ die Hände sinken.

„Ihr wollt, dass ich verschwinde? Dass ich schweige? Kommt doch! Ich weiß, dass ihr auch da seid! Hier bin ich! Allein und ohne Schutz! Ich warte auf euch!“

Für einen Moment war es still, so still, dass sogar das Rascheln der letzten Blätter klang, als würde die Natur selbst den Atem anhalten und es kaum schaffen.

Und dann – nur für den Bruchteil einer Sekunde – glaubte Erik, eine Bewegung gesehen zu haben. Es war ganz sicher kein Tier, auch nicht der Wind und nicht der Schatten eines fallenden Blattes. Es war etwas anderes. Etwas, das sich auf ihn zubewegte.

Erik hielt den Atem an und blickte in die Richtung, aus der er den Schatten wahrgenommen hatte, doch da war nichts mehr. Aber das Gefühl, nicht allein zu sein, war zurück – nicht als Paranoia, sondern als Verdichtung, als eine spürbare Präsenz, als unterschwellige Gewissheit, dass jemand seine Worte gehört hatte, die er an die Bruderschaft und ihre Mitglieder adressiert hatte.

Er schloss sein Notizbuch, langsam, und strich über den Einband, als wäre es ein beschwörendes Ritual. Dann drehte er sich um und bewegte sich langsam, wie ein lauerndes Tier – einem kreisenden Löwen um seine Beute gleich – durch den Steinbruch – und wartete auf eine Reaktion.

## Ende 2, Der Weg allein, Kapitel 38

Die Sonne stand bereits über dem nachmittäglichen Horizont, doch ihr Licht wirkte stumpf, beinahe matt, wie durch einen Schleier aus Staub und Misstrauen gebrochen, während Erik zwischen den schroffen Felswänden des alten Steinbruchs stand, dort, wo er vor Tagen zum ersten Mal gemeinsam mit Oliver den Ort des Todes betreten hatte – den Ort, der seither nicht nur als Tatort, sondern als neuralgisches Zentrum seiner verfransten Ermittlungen in Erscheinung getreten war; als Symptom einer Geschichte, deren Struktur sich ihm mehr und mehr entzog, je weiter er sich ihr zu nähern glaubte.

Und nun war er hier – nicht als Ermittler mit offizieller Legitimation, nicht als Repräsentant einer Ordnung, die längst selbst ins Wanken geraten war, sondern als einzelner Mann mit einem Notizbuch in der Hand und dem dumpfen Gefühl im Magen, dass alles, was er noch wissen musste, sich in genau diesem Moment auf ihn zubewegte.

Es begann mit dem leisen Knirschen von Schuhen oder Stiefeln auf dem kiesdurchsetzten Untergrund, einem rhythmischen, fast beiläufigen Geräusch, das sich durch das wellenartige Echo der steinernen Wände vervielfachte, sodass Erik nicht wusste, ob es sich um einen oder mehrere Schritte handelte. Er drehte sich nicht sofort um – es hätte keinen Unterschied gemacht. Stattdessen schloss er seine Hände fester um das Notizbuch, fast feierlich, als müsste er ein Kapitel in einem liturgischen Buch abschließen, von dem er wusste, dass es nur durch Gewalt überblendet werden würde.

Die Schritte kamen näher.

Dann tauchte aus dem Schatten einer der halb eingestürzten Seitenwände Maik auf – der Bekannte von Annie, den sie im Imbiss scheinbar zufällig getroffen hatten –, mit einem abgewetzten Baseballschläger in der rechten Hand, der in diesem Licht eher wie ein Werkzeug als wie eine Waffe wirkte und doch keinerlei Zweifel an seiner Funktion ließ. Sein Gesicht war versteinert, nicht einmal eine Andeutung von Unsicherheit oder Zögern, keine Spur von Ironie oder gar Bedauern.

Kaum hatte Erik das Geräusch verarbeitet, trat auch Benny ins Sichtfeld – mit einem Stemmeisen über der Schulter, lässig wie ein Bauarbeiter, doch seine Miene war auf eine seltsame Weise aufgeladen, als spiele sich in ihm etwas ab, das weder eindeutig feindlich noch restlos loyal wirkte. Er sah Erik kurz an, dann blickte er zu Maik, dann zurück – ein flüchtiger Zirkelschluss aus Blicken, die nicht wirklich entschieden waren.

Doch bevor Erik reagieren konnte, klatschte es. Es war kein Schlag – sondern Applaus.

Langsam, genüsslich, von einer dritten Person dargebracht, die aus dem hinteren Halbschatten des Plateaus trat. Es war Fred – der Mann, der im Zentrum all seiner Notizen stand, der Auslöser so vieler Ungereimtheiten, jener seltsam präsente und doch nie greifbare Fixpunkt, der sich durch alle Ebenen dieser Gegend gezogen hatte wie ein unsichtbarer Riss.

„Bravo“, sagte Fred, „wirklich beeindruckend. Die Show, Herr Kommissar, war ganz großes Kino. Was für ein Auftritt, was für ein Finale! Ein Polizist, der in einem leerstehenden Steinbruch ruft, als wäre er der letzte Kreuzritter der Wahrheit. Und wie Sie da standen, mit Ihrem Büchlein in der Hand, das war fast rührend.“

Erik antwortete nicht. Er sah ihn nur an – und er wusste, dass jedes Wort zu früh gewesen wäre.

Fred breitete die Arme aus, als würde er eine Versammlung eröffnen. „Maik? Benny? Ich hoffe, ihr habt euch gut unterhalten gefühlt. Unser Freund hier hat sich jedenfalls größte Mühe gegeben.“

Beide nickten, sagten aber keine Worte. Nur diese beunruhigende Stille zwischen drei Männern, die sich miteinander verschworen hatten.

Erik trat einen halben Schritt vor, nicht bedrohlich, eher abwägend.

„Was wollt ihr?“, fragte er ruhig. „Wollt ihr mich einschüchtern? Mich vertreiben? Oder einfach nur zuschauen, wie ich mich selbst ausspiele? Was soll das eigentlich, Benny? Warum verrätst du deinen besten Freund?“

Anstatt dass Benny antwortete, lachte Fred leise, ein Ton, der zugleich amüsiert und kehlig klang. „Ich glaube, Sie haben sich bereits längst ausgespielt! Aber was uns betrifft – wir sind hier, um Ihnen zu zeigen, dass Sie verloren haben. Nicht, weil Sie nicht klug genug waren, sondern weil Sie geglaubt haben, Sie könnten das System betreten, das gegen Sie ist. Die Regeln hier sind andere – es sind meine Regeln! Und die Jungs hier sind meine Jungs – immer gewesen! Es gibt hier keine Verhöre, keine wie auch immer gearteten Protokolle, keine Nachrichten, die es zu verbreiten gilt – es gibt hier nur Loyalität und bei Nichteinhaltung folgen Konsequenzen.“

Erik atmete langsam durch. „Sie meinen also, es gibt nur euch?“

„Ich meine, es gibt uns – und dann gibt es das, was Sie für Gerechtigkeit halten. Aber das ist hier, an diesem Ort, nicht vorgesehen.“

„Dann sagen Sie mir doch wenigstens, warum Tom sterben musste.“

Fred hielt inne und für einen Sekundenbruchteil glaubte Erik, einen Hauch von Bedauern zu sehen – oder war es nur eine gespiegelte Einbildung?

„Tom wusste zu viel“, sagte Fred schließlich, „und er wusste etwas zur falschen Zeit. Sie sollten aufhören, weiter zu graben. Es gibt Grenzen, auch für Leute wie Sie. Und Sie sind weit darüber hinausgegangen.“

Erik hob das Notizbuch noch einmal an, ohne es zu öffnen. „Ich weiß mehr, als Sie denken. Und ich bin noch nicht fertig.“

Fred schüttelte den Kopf. „Doch! Sie sind hier fertig. Jetzt.“

Es war ein Moment, wie ihn Erik in all den Jahren seines Dienstes gefürchtet, aber nie in dieser Form erlebt hatte; ein Moment, in dem das Polizistenleben zu kippen drohte – nicht, weil man selbst einen Fehler gemacht hatte oder die Ermittlungen ins Leere liefen, sondern weil sich alles

gegen einen wandte: das Licht, der Wind, die eigenen Gedanken, das Echo der Schritte auf Kies und Gestein und am Ende selbst der eigene Körper, der begann, mit sich selbst zu verhandeln: Laufen oder stehenbleiben, kämpfen oder ducken, fliehen oder hoffen.

Fred hatte sich nur kurz umgesehen, dann sprach er mit einer Unnachgiebigkeit, die keine Sekunde zögerte und auch kein Schwanken zeigte: „Macht ihn fertig. Wichtig ist, dass ihr ihn nicht tötet – aber er soll wissen, dass es die allerletzte Warnung ist, sein Leben nochmal in die richtigen Bahnen zu lenken!“

Maik und Benny, die bis dahin eher Statisten waren und wie zwei Halbwüchsige auf einem Schulhof wirkten, denen man eine Prügelei versprochen hatte, wechselten plötzlich ihre Haltung. Das Spiel mit den Worten wich einem ernsthaften Kampf. Ihre Gesichter verdichteten sich zu harten Masken. Maik packte den Baseballschläger fester, schob die Füße auseinander, sein Oberkörper schwang leicht vor und zurück, wie bei einem Boxer kurz vor dem Gong; Benny hielt das Stemmeisen nun mit beiden Händen, hob es leicht und ließ es einmal mit einer lässigen Drehung durch die Luft gleiten, wie um zu zeigen, dass er das hier nicht zum ersten Mal tat.

Erik, der nur einen dünnen Stoffmantel trug, war völlig unbewaffnet und zudem von Stein, Schatten und Geschichte umstellt, trat einen Schritt zurück, rutschte dabei fast auf einer losen Kiesschicht aus, fing sich gerade noch, hob die Hände leicht – nicht aus Angst, eher aus Reflex, wie ein Mensch, der weiß, dass selbst das letzte Signal der Kommunikation besser ist als nichts – und sagte mit belegter Stimme: „Jungs ... das ist nicht der Weg. Ihr wisst genau, was hier passiert. Ihr wisst genau, was das bedeutet, wenn ihr diese rote Linie überschreitet!“

Doch seine Worte verpufften wie Atem in kaltem Wind und blieben natürlich ohne Wirkung; die beiden gingen langsam auf ihn zu, die Haltung war breiter geworden, als suchten sie Stabilität im eigenen Zorn, in der Macht, die ihnen von Fred verliehen worden war. Erik drehte sich halb, schätzte die Entfernung zur Felswand, überlegte, ob er einen Sprint riskieren konnte – dort oben, hinter dem Absatz, war damals dieser kleine Weg gewesen, der zu einem Waldstück geführt hatte, doch selbst wenn er ihn erreichen würde, was dann? Die beiden waren jünger, sicherlich schneller, kräftiger und vor allem bewaffnet – und Fred stand da wie ein Dirigent eines Stückes, das er lange geprobt hatte.

Er wollte gerade noch einmal ansetzen, irgendetwas rufen, irgendetwas sagen, was ihnen klarmachen würde, dass sie hier gerade nicht nur ihn verletzten, sondern eine Grenze überschritten, die sich nie mehr zurückziehen ließ, da schob sich Maik nach vorn, hob den Schläger, warf einen letzten Blick zu Fred – erhielt eine stumme Bestätigung –, als plötzlich eine Stimme erklang.

Klar, laut und: Sie war weiblich – und schneidend wie Glas auf nassem Stein.

„Keine Bewegung!“

Alle froren in ihren Bewegungen ein. Selbst der Wind, so schien es, legte sich für diesen einen Moment.

„Noch ein Schritt, und ich benutze meine Waffe!“

Erik wagte kaum, den Kopf von Maik abzuwenden. Die Stimme kam von rechts, aus dem Schatten eines abgestürzten Felsbrockens, dort, wo sich der Hang zur alten Rückseite des Steinbruchs neigte und wo der Schatten besonders tief lag. Ein paar Sekunden vergingen, in denen nichts passierte, in denen auch Fred, für einen Moment sichtbar irritiert, leicht den Kopf drehte, als könne er sich nicht erinnern, eine solche Wendung in seinem Plan vorgesehen zu haben.

„Runter mit den Waffen“, sagte die Stimme erneut. Noch kälter und noch entschiedener.

Maik ließ als Erster seinen Schläger sinken, zögernd, die Finger noch immer fest um den Griff, als könne eine Bewegung der Lippen des Auftraggebers alles zurückholen. Doch dieser schwieg.

Benny folgte, warf das Stemmeisen klirrend zu Boden; der Klang hallte über die Steinwände, als wäre ein Glöckner über das Gelände gegangen und hätte zum Gebet geladen.

Aus dem Schatten trat eine Gestalt. Sie war schwarz gekleidet, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. In der Hand eine Waffe – ein Dienstmodell, aber deswegen nicht minder bedrohlich. Es war Ännie. Erik, der in dem Moment zuvor bereit gewesen war, alles aufgeben zu wollen – seine Position, seine Zweifel, vielleicht sogar sein Bewusstsein –, spürte, wie eine Kraft in ihn zurückströmte, die er schon verloren geglaubt hatte. Nicht Hoffnung, aber etwas wie ein letztes, stählernes Aufbäumen.

„Erik, komm hier rüber“, sagte sie, ohne den Blick von den anderen zu nehmen. Ihre Stimme wirkte ruhig, aber da war ein leichtes Zittern, kaum hörbar, aber für erprobte Zuhörer deutlich genug, um zu zeigen, dass auch sie alles auf eine Karte setzte.

Erik ging los, langsam, Schritt für Schritt. Seine Knie fühlten sich an wie aus Blei. Hinter ihm standen Maik und Benny noch immer wie eingefroren, Fred hatte die Hände gefaltet, als betete er in sich hinein. Vielleicht tat er das auch.

Als Erik bei Ännie ankam, nahm sie die Waffe nicht herunter und ließ ihren Blick auf die drei Männer gerichtet. Sie flüsterte Erik zu: „Du Vollidiot. Ich hab’s geahnt. Ich hab’s gespürt.“ – „Danke“, brachte Erik hervor. Mehr nicht.

„Wir gehen jetzt. Langsam. Ihr bewegt euch nicht, ansonsten muss ich von der Waffe Gebrauch machen!“

## Ende 2, Der Weg allein, Kapitel 39

Es war, als hielte die Welt den Atem an, und Erik stellte sich die Frage, warum sie die drei nicht verhafteten und nicht für den Moment davonkommen ließen, doch dann wurde ihm klar, dass sie beide es nicht mit den drei Männern aufnehmen konnten, ohne ein größeres Risiko einzugehen. An Freds Körperhaltung, die sich bisher nicht verändert hatte, merkte Erik, dass es auch nicht ratsam war, es auf eine offene Konfrontation ankommen zu lassen.

Fred stand da – vollkommen ruhig, die Hände locker an den Seiten, als stünde er in der Eingangshalle eines Verwaltungsgebäudes, als läge hier nichts weiter an als ein Missverständnis unter zwei Menschen, die sich gut kannten. Er drehte sich, erst zur Seite, dann vollständig zu Ännie, machte nun einen ersten langsamen Schritt auf sie zu – mit der Miene eines Mannes, der überzeugt war, dass man durch den Tonfall mehr erreicht als durch Drohungen.

„Ännie“, sagte er, und sein Ton war weich, fast schmeichelnd, „du bist verwirrt. Du glaubst, du verstehst, worum es hier geht, aber du siehst nicht das große Ganze! Dein Kollege hat dich auf seine Seite gezogen, weil er keinen anderen Ausweg mehr kennt. Aber wir zwei – wir sind doch vom selben Blut, du und ich. Wir schützen, was uns wichtig ist – und wir halten alle zusammen.“

Ännie sagte nichts. Ihre Hände waren ruhig, der Blick auf ihn gerichtet, nicht schwankend, nicht flackernd, doch Erik sah das winzige Zucken in ihrem linken Augenwinkel – das Muskelspiel, das nur er deuten konnte, der solche Beobachtungen seit Jahren kannte. Sie war gefasst, ja – aber sie war nicht kalt. Was Fred da sagte, hatte eine unmittelbare Wirkung auf sie. Es war nicht einfach, einen Mann ins Visier zu nehmen, der sich so vertraulich gab, der nicht aggressiv brüllte, sondern versuchte, sich in ihre Gedanken und Erinnerungen zu schleichen.

Fred machte einen weiteren Schritt, langsamer nun, mit offenen Händen, als würde er sich ergeben. „Das hier“, fuhr er fort, „ist kein Fall für die Polizei, Ännie. Das ist ein familiäres Problem, ein interner Konflikt. Wir sind hier nicht bei Mord und Totschlag, sondern bei einem tragischen Unfall, den niemand so gewollt hat. Aber es ist vorbei. Wir haben es geregelt. Lass es los. Wenn ihr uns

schwört, dass das hier alles vorbei ist und nicht nach außen dringt, lassen wir euch gehen und vergessen, was passiert ist.“

Da trat Erik einen Schritt nach vorn, seine Stimme laut, knirschend vor Zorn und Abscheu: „Das heißt, ihr habt das Problem mit Tom auch geregelt? War das Ihre Entscheidung?“

Fred drehte leicht den Kopf, warf ihm einen kurzen Blick zu, der wie ein stiller Hohn wirkte. „Tom war... ein schwieriger Fall. Aber ja – es wurde geregelt. Durch mich, wenn es Ihnen wichtig ist.“

Es war, als schlug dieser Satz wie ein kalter Wasserstrahl in die Stille hinein. Ännie zuckte zurück. Nicht körperlich, nicht sichtbar – doch Erik spürte, wie ihr Fokus schwankte, wie ein Moment der Unsicherheit sich in ihren Stand schlich. Ihre rechte Hand mit der Waffe bewegte sich kaum merklich.

„Fred!“, rief sie nun lauter, schneidender. „Bleib stehen! Noch einen Schritt – und ich mache von der Waffe Gebrauch!“

Aber Fred schien sich gar nicht mehr für die Konsequenzen zu interessieren. Er lächelte nur, ein müdes, abgrundtief überlegenes Lächeln, das Erik von ganz innen heraus wütend machte. „Du wirst nicht schießen, Ännie“, sagte Fred, ganz ruhig. „Du bist keine von denen, die in solchen Momenten abdrücken. Du bist eine Polizistin. Du brauchst Regeln. Und Regeln besagen, dass es vorher eine Gefahr geben muss. Eine Rechtfertigung. Dass wir alle hier sind, ist doch keine Rechtfertigung. Das ist nichts, das ihr in der Hand habt!“

Erik sah, wie Ännies Arme leicht zitterten. Die Fassung, mit der sie gekommen war, bröckelte nicht – aber sie war unter Beschuss. Nicht durch Kugeln, sondern durch Worte. Und sie wusste: Fred kannte sie gut. Zu gut.

Für einen Moment schien die Szene eingefroren wie ein Bild: Ännie am Rand des Steinbruchs mit ausgestrecktem Arm, die Mündung ihrer Dienstwaffe genau auf Fred gerichtet; Erik noch immer im Schock des Gesagten, das wie ein kalter Schnitt durch die aufgeladene Luft ging; Fred, der sich trotz der Drohung bisher zwei Schritte auf Ännie zubewegt hatte und seinem Spiel aus psychologischer Überlegenheit weiter nachging; Maik und Benny, leicht zurückgewichen, aber mit angespannten Körpern, bereit, auf jedes Zeichen hin wieder aktiv zu werden.

Erik wusste in diesem Augenblick, dass das vermeintliche Gleichgewicht kippen konnte – in jede Richtung. Dass alles, was jetzt geschah, über das weitere Geschehen entscheiden würde. Ännie war am Limit ihrer Selbstsicherheit, das sah er ihr an. Sie hatte die Waffe gezogen, aber Fred hatte sie mit Worten an einen Punkt geführt, an dem die Konsequenz ausblieb. Wenn sie jetzt nicht schoss – oder etwas geschah, das den Patt veränderte –, würde sie die Kontrolle verlieren.

Und da fiel die Entscheidung nicht im Kopf, nicht in einer klaren, taktisch abgewogenen Linie – sie fiel im Körper, wie aus einem Reflex, einem inneren Ruf heraus, der ihm sagte: Jetzt. Erik stieß sich mit voller Wucht vom Boden ab, ließ alles Zögern hinter sich, rannte los, so schnell, wie es sein erschöpfter, geschundener Körper erlaubte, mit einem Schrei auf den Lippen, der alles enthielt, was sich in den letzten Tagen aufgestaut hatte: Zorn, Angst, Schuld und die zermürbende Einsamkeit der Gedanken der letzten Tage.

Fred hatte nur den Bruchteil einer Sekunde, um zu reagieren – ein kurzes Zucken, der Kopf drehte sich halb zur Seite –, doch da hatte Erik ihn schon erreicht. Mit der Wucht eines verzweifelten Körpers rammte er Fred in den seitlichen Rücken, die beiden prallten aufeinander, fielen zu Boden, Staub wirbelte auf, ein dumpfer Aufschlag, ein Knirschen von Erde, dann das panische Scharren von Händen, das Gerangel, bei dem Fred versuchte, sich zu drehen, um sich mit dem Knie zu befreien.

„Weg von ihm!“, rief Ännie, aber ihre Stimme klang wie aus der Ferne. Maik und Benny hoben die Hände wieder an, gingen einen Schritt auf das Gerangel zu, doch Ännie hatte die Waffe sofort auf sie gerichtet – und diesmal war da keine Unsicherheit mehr in ihrer Haltung. „Keinen Schritt weiter, oder ich drücke ab!“

Fred war kräftig, zäh, sein Körper fest wie ein Baumstamm, aber Erik hatte den Vorteil der Überraschung. Er packte ihn mit aller Kraft, presste ihn mit dem Unterarm gegen den Boden, hörte das Fluchen unter sich, den Versuch, ihn abzuschütteln, aber sein Gewicht hielt. Dann ein Klick – Ännie hatte sich genähert, war in die Hocke gegangen, reichte Erik die Handschellen. Ein Ruck, ein Griff, zwei schnelle Bewegungen, und Freds Handgelenke waren hinter dem Rücken verschränkt. Es war vorbei. Für den Moment.

Fred spuckte Staub aus, sein Blick war ein einziger Strom aus Hass und Verachtung, aber auch, ganz tief darunter, der erste Schimmer von Niederlage. „Das wird Konsequenzen haben“, murmelte er, kaum hörbar.

„Das hat es längst“, keuchte Erik, der sich nun mühsam aufrichtete, während Ännie kontrollierte, dass die Fesseln fest saßen.

Maik und Benny standen stumm da, die Waffen lagen noch immer auf dem Boden. Ännie richtete sich auf, trat einen Schritt näher. „Hände auf den Kopf. Ihr bleibt, wo ihr seid.“

Sie gehorchten, langsam und zögerlich. Es war kein heroisches Ende – es waren die Erschöpften, die den Sieg errangen. Die Szene war voller Schmutz, Staub, Schweiß, zerrissener Nerven und einer Stille, die nur von einem fernen Vogel und dem leichten Wind unterbrochen wurde, der durch die Kraterwand des Steinbruchs strich.

Ännie zückte ihr Diensttelefon und tippte mit zitternden Fingern eine Nummer. „Oliver. Ich brauche Verstärkung im Steinbruch. Drei Personen in Gewahrsam, darunter Fred. Ernstfall, also kein Peter oder so! Und gib Julia Bescheid!“

Erik stand neben ihr, schwankend, den Blick auf die Landschaft gerichtet, die sich für ihn verändert hatte. Hier, an diesem Ort, war er angekommen – an einem Punkt, an dem es kein Zurück mehr gab. Nicht in die alte Ordnung, nicht in die alte, vermeintlich vorherrschende Sicherheit, nicht in die fehlleitende Ruhe, in der sich alle eingerichtet hatten.

„Du hattest recht“, sagte er leise zu Ännie, ohne sie anzusehen. „Ich war der Blinde. Ich hätte es nicht ohne dich machen sollen!“

Sie antwortete nicht sofort. Dann, ohne Pathos, ohne Stolz, nur mit einem erschöpften Nicken: „Jetzt ist es vorbei.“

Aber in ihren Augen lag ein Wissen, das dem widersprach. Denn nichts war je wirklich vorbei, insbesondere nicht eine solch einschneidende Veränderung.

## Ende 2, Der Weg allein, Kapitel 40

Erik saß an seinem Platz im Großraumbüro in der Polizeidirektion Mühlstadt, in demselben Raum, in dem er früher oft bis spät in die Nacht gesessen hatte, um Ermittlungsakten zu wälzen, Kaffee zu trinken und Berichte zu tippen – und nun wirkte er wie ein museales Überbleibsel aus einer Zeit, in der die Welt für ihn noch in klare Linien aufgeteilt gewesen war: in Recht und Unrecht, in Täter und Opfer, in Tat und Aufklärung. Jetzt war da nur noch ein Schreibtisch, auf dem man seine Abwesenheit penibel in einer Unmenge Post-its notiert hatte. Ein halb verwelkter Kaktus stand etwas weiter entfernt auf einer Fensterbank und in seinem Blickfeld befand sich eine Lampe mit einem Wackelkontakt, die flackerte, als wollte sie die Unsicherheit seiner Rückkehr spiegeln.

Fünf Wochen waren seit dem Finale im Steinbruch vergangen; Wochen voller Befragungen, Protokolle und interner Verfahren, in denen Erik nicht nur als Polizist, sondern auch als mögliches Risiko betrachtet worden war. Man hatte ihn durchleuchtet, gerügt und mehrfach getadelt – aber nicht suspendiert, sondern von neuen Fällen zunächst freigestellt. Vielleicht, weil sein Fall zu speziell war. Weil niemand wusste, wie man mit einem Ermittler umging, der ein ganzes Netzwerk aufgedeckt hatte – aber auf eigene Faust, jedoch ohne Rücksprache mit seiner Vorgesetzten und fernab des korrekten Dienstweges.

Erik war müde. Nicht nur von den Gesprächen, den Disziplinaranhörungen und dem leeren Lächeln der internen Ermittler, die ihn nun fast väterlich behandelten, als wollten sie mit Samthandschuhen ein besonders sensibles Wrack aus dem Dienst retten. Nein, Erik war müde von der Erkenntnis, dass all das, was er entdeckt hatte, sich nicht in einem Abschlussbericht auflösen ließ. Die Bruderschaft, dieser verschwiegene und doch spürbare Kreis aus Männern, aus Verstrickungen und Loyalität, war nicht mit drei Verhaftungen zerschlagen. Sie lebte weiter, im Schweigen und in alten Seilschaften.

Ännie... Ihre Abwesenheit spürte er fast körperlich. Sie war in einer Schutzunterkunft untergebracht worden, hatte dort ausgesagt und sich psychologisch betreuen lassen – nach dem, was im Steinbruch geschehen war, hatte man sie für einige Wochen dienstunfähig erklärt. Sie selbst hatte Erik nur einmal kontaktiert, per sicherer Leitung. Ihre Stimme war flach und ruhig gewesen, doch in jedem Satz hatte ein inneres Beben mitgeschwungen. Sie hatte ihm gesagt, dass sie Zeit brauche. Zeit, um wieder zu sich zu finden. Zeit, um herauszufinden, wem sie eigentlich noch glauben könne – da sie nicht nur einen entfernten Verwandten ins Gefängnis gebracht hatte, sondern sicherlich auch zur Persona non grata in Holzweiler geworden war.

Er konnte es ihr nicht verdenken, dass sie auch zu ihm Abstand suchte. Denn in all dem, was sie gemeinsam erlebt hatten, hatte Erik sie oft allein gelassen. Hatte ihr Vertrauen herausgefordert, ihre Loyalität angezweifelt und ihre Angst nicht ernst genug genommen. Jetzt, mit Abstand, begriff er, wie viel sie für ihn riskiert hatte – nicht nur beruflich, sondern auch emotional.

Auf seinem Schreibtisch lagen die neuen Ermittlungsergebnisse. Unter anderem die Aussage von Fred, der in den Verhören plötzlich redselig geworden war. Er hatte mehrere Namen genannt, darunter auch den von Gerhard Schneider, den er – möglicherweise zu seinem eigenen Schutz – als Verantwortlichen für Toms Tod beschuldigte. Ob das stimmte oder ein taktisches Bauernopfer war, war unklar. Doch die Staatsanwaltschaft hatte Gerhard zwischenzeitlich festnehmen lassen. Ein Schritt, den viele im Ort als überfällig empfanden – andere hingegen als schmutzige Rache eines Systems, das mit sich selbst im Argen lag. Peter, der Polizist mit der familiären Verbindung zu Gerhard, war suspendiert worden, vorerst. Auch Oliver hatte sich freiwillig versetzen lassen, wohl aus einer Mischung aus Scham, Druck und dem Wunsch, nicht weiter in der Nähe des Geschehens zu sein. Die Dienststelle in Holzweiler war seither leer, ein gespenstisches Mahnmal für die Lähmung einer gesamten Struktur. Selbst Marie hatte sich eine Auszeit erbeten und genehmigt bekommen. Der Notbetrieb wurde nun von Mühlstadt aus aufrechterhalten. Ein Desaster in vielen kleinen Etappen.

Erik las die Zwischenberichte. Immer wieder tauchten dieselben Worte auf: „unbestätigt“, „nicht zweifelsfrei nachvollziehbar“, „fehlende Beweismittel“. Die Bruderschaft hatte ihre Spuren verwischt, ihre Netzwerke geschickt getarnt, ihre Aussagen synchronisiert oder gelöscht. Es war, als hätte jemand mit chirurgischer Präzision alles entfernt, was eine tiefere Struktur hätte erkennen lassen. Die Festnahme der Personen ließ die Verbrechen greifbar werden, doch die beschädigte

Struktur im Hintergrund konnte weiter existieren, da es nichts gab, um sie festzustellen und dingfest zu machen.

Er legte den Bericht zur Seite, blickte lange aus dem Fenster, wo eine Streife langsam den Hof querte. Die Welt draußen wirkte weiter, als sei nichts geschehen. Doch in ihm blieb das Gefühl, dass etwas nicht abgeschlossen war. Nicht nur das Verfahren. Nicht nur der Fall. Sondern auch etwas in ihm selbst. Ein Teil seiner Überzeugung war zerstört worden – die Idee, dass man mit Aufrichtigkeit und Mut allein gegen ein ganzes System bestehen konnte.

Aber da war auch ein anderer Gedanke: dass es notwendig gewesen war, weil er nicht anders hätte handeln können. Zumindest redete er sich ein, dass er keine Wahlmöglichkeit gehabt hatte.

Er griff zum Telefon, wollte jemanden anrufen, doch dann ließ er es. Die Stimmen um ihn herum im Büro empfingen ihn wieder im normalen Rhythmus des Polizeilebens.

Es war ein merkwürdiger Herbst in Mühlstadt – einer jener Zwischenräume im Jahr, in denen das Wetter unentschlossen scheint, die Tage kürzer, aber nicht zwingend dunkler werden und das Leben sich weder neu noch alt anfühlt, sondern irgendwo dazwischen – wie eine Zeit auf Bewährung, wie ein Atemholen nach zu vielen Wochen mit angehaltenem Atem.

Er stand auf, ging zum Fenster, das auf einen tristen Innenhof hinausblickte, in dem ein paar Tauben herumpickten, die aussahen, als hätten sie schon bessere Zeiten gesehen. Das Licht war milchig, die Luft stand still, und irgendwo bellte ein Hund, ohne dass er zu sehen gewesen wäre. Erik dachte an Julia – sie war in diesen Tagen fast die einzige, mit der er regelmäßig sprach, meist spätabends, ohne konkretes Gesprächsziel, ohne einen tieferen Plan, einfach um nicht ganz allein mit sich selbst zu sein. Sie war es auch, die ihm geraten hatte, die nächsten Wochen für sich zu nutzen – um zur Ruhe zu kommen, wie sie sagte, aber auch, um sich zu wappnen. Denn niemand glaubte ernsthaft, dass der Fall mit Freds Verhaftung beendet war.

Es würden Gerichtsverhandlungen folgen, das Ergebnis der internen Ermittlungen, bei denen er mit einem schriftlichen Verweis rechnete, und bald käme ein neuer Fall, bei dem sich Erik unsicher sein würde, mit wie viel Kraft und Zielstrebigkeit er ihn bearbeiten konnte. Doch das nächste Opfer hatte seine volle Aufmerksamkeit verdient, wie es Tom verdient hatte, und Erik suchte für sich einen Weg, diese Kontrolle zurückzugewinnen, was sicherlich noch einige Wochen brauchen würde – doch wie bei anderen schwierigen Fällen zuvor hatte er es geschafft und würde es auch dieses Mal wieder schaffen – da war er sich trotz aller Geschehnisse recht sicher.